Mathilde Ludendorff

Der Minne Genesung

Mathilde Ludendorff

(Dr. med. von Kemnitz)

Der Minne Genesung

(1. Auflage 1919)

22. und 23. Tausend

1959

Verlag Hohe Warte · Franz von Bebenburg · Pähl/Obb.

Printed in Germany

Fotodruck von Karl Nußstein, Burglengenfeld/Oberpfalz.

Inhalt

	Seite
Verwirrung und Entartung fordern Klärung	5
Das Wesen der Minne	10
Das Erbe der einzelligen Ahnen	15
Das Erbe des unterbewußten Vielzellers	21
Entwicklung des Paarungwillens zur Minne	45
Entwicklung der Minne im Jungmenschen	77
Die krankhaften Abirrungen als Künder wichtiger Gesetze	112
Menschen auf unterschiedlichen Entwicklungstufen und ihr Schicksal	142
Die Gesetze der Minne als moralische Gesetzgeber	176
Die Wahlverschmelzung in Einehe als Hochziel	199

Verwirrung und Entartung fordern Klärung.

Es gibt Lebensfragen, die so tief in der einzelnen Seele beantwortet werden möchten, die durch das persönliche Erleben selbst gelöst werden wollen, und die durch eine Wand der Keuschheit von der übrigen Welt getrennt sind. Über sie zu schweigen, ist jedem das Willkommenste, das Genehmste. Doch wo immer diese Lebensfragen hineinreichen in die ernsten Belange der Volkserhaltung, ja des Gotterlebens im Volke, können recht ernste Gründe den Einzelnen zwingen, klärendes Wissen nicht im Schweigen zu Grabe zu tragen, sondern sich seiner Verantwortung für andere bewußt, diese Lebensfrage auch anderen eingehend zu klären.

Diese Gründe sind in unserem Falle gar mannigfacher und ernster Art. Es ist über den Gegenstand unseres Buches schon so viel geschrieben, das mit dem Tatsächlichen nicht im Einklang steht, so daß eine große Begriffsverwirrung in den Köpfen aller derer, die das Geschriebene gelesen oder gehört haben, angerichtet worden ist, ja sie wurde von ihnen in breiteste Volkskreise getragen. Was gewisse Irrtümer anbelangt, kann man ohne Übertreibung sagen, daß nur einige Einsiedler ganz frei von der Wirrnis geblieben sind und gesunde Auffassungen aus dem Erleben selbst schöpften. Es ist aber über dies hinaus auch sehr vieles geschrieben worden, was wir leider nicht nur als Irrtum bezeichnen dürfen, sondern was in sehr häßlicher Absicht den Menschen die Reinheit ihres Minneerlebens rauben soll, sie hinabzerren will und nur zu oft auch in die Froschniederungen derer, die im Sumpfe der Entartung leben, hinabzerrt. Es ist endlich auch vieles geschrieben worden, was aus religiösen Vorstellungen heraus die Reinheit des Sinnenerlebens bestreitet und hierdurch selbstverständlich das Reinerhalten des Minneerlebens unsagbar erschwert.

Es kommt aber bei dem Gegenstand unseres Buches auch noch die seltsame Tatsache hinzu, daß das persönliche Erleben aus Gründen, die sich uns noch klären werden, sehr oft dazu geeignet ist, irrige Vorstellungen über Gesetzmäßigkeiten der Minne zu erwecken. Auch sind alle die Wirrnisse und Entartungformen unter den Menschen hoch im Ansehen und gelten als gesund und den Naturgesetzen entsprechend. Hierdurch wird der Einzelne nur zu leicht verleitet, die Zustände, die er vorfindet, auch als natürliche und gesunde anzusehen. Wenn nun sein persönliches

Erleben den herrschenden Vorstellungen widerspricht, so wird er hierüber schweigen, da er vor seinen Mitmenschen vor allem als gesund gelten möchte. Auf diese Weise wird die herrschende Begriffsverwirrung vor jeder Erschütterung geschützt und lebt fröhlich fort. Entstanden sind manche der Irrtümer ursprünglich nicht durch Bücherbelehrung, selbst nicht durch irrige religiöse Belehrung, sondern sie wurden hauptsächlich durch das Volksurteil geschaffen, ein Urteil, das dann nachträglich in die „wissenschaftlichen" Besprechungen aufgenommen worden ist. Auch solcher Begriffsverwirrung entgegenzutreten, kann Pflicht werden, wenn wir sehen, wie sehr sie dazu angetan ist, nicht etwa nur das Glück, sondern die Gesundheit, ja sogar die seelische Entwicklung vieler Menschen im Sinne des hohen Amtes der Menschenseele (s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens") und endlich sogar die Erhaltung des Volkes und seine Sittlichkeit zu gefährden.

In einem solchen Fall dürfen wir von einer ernsten Klärung der Begriffsverwirrung selbst dann nicht absehen, wenn der Gegenstand, den wir behandeln müssen, eigentlich in ganz hervorragender Weise zur Besprechung ungeeignet ist. Es muß uns dann auch nebensächlich werden, daß der Leser für eine Weile zum mindesten in die Gefahr kommt, die Selbstverständlichkeit des Erlebens in sich gefährdet zu sehen. Hat uns aber unser Beruf nicht nur in die Kenntnis der bisherigen wissenschaftlichen Feststellungen gesetzt, sondern sie uns zu einem Gutteil als Irrtum erwiesen, hat uns eine langjährige ärztliche Tätigkeit tiefen Einblick in das furchtbare Unheil gewährt, die solche Irrtümer bewirken, so tragen wir einfach die Verantwortung auf unseren Schultern, unser Wissen nicht zu vergraben, sondern im Gegenteil es jedem zugänglich zu machen. Hierbei muß es uns auch völlig gleichgültig sein, der Mißdeutung ausgesetzt zu werden, ist es doch unvermeidlich, daß Menschen, die sich auf dem behandelten Gebiete selbst die Reinheit nahmen, alles, was sie hören und lesen, mit dem widerwärtigen Gewande einer von häßlichen Bildern durchsetzten Fantasie behaften und diese wohl gar uns selber dann andichten.

Andererseits gehören wir nicht zu jenen Kaltherzigen, die das namenlose Elend und die moralische Wirrnis besonders in den Christenvölkern unserer Tage ruhig mit ansehen, und anstatt durch aufklärende Worte zu retten, was zu retten ist, Jahr für Jahr Abertausende junger blühender Menschen, die Zukunft unseres Volkes, in die Gefahr der Krankheit und Entartung taumeln lassen, sie einer gänzlich irreführenden Scheinaufklärung über das Geheimnis des Werdens und seiner Gesetze ausgeliefert sehen.

Freilich hier kann auch nur ein Mensch vor den Gefahren warnen und der Jugend helfen, der die Deutsche Erkenntnis von der heiligen Reinheit des „Urdbornes" mit „seinen Wassern des Werdens" (s. Edda) in seiner Seele trägt, und der die blutfremde Lehre von der Sündhaftigkeit der Sinne ebenso scharf ablehnt wie die Froschsumpfverkommenheit der triebentarteten Materialisten, wie sie besonders in den Großstädten der sogenannten „Kulturvölker" wütet. Hat er auch nur einen kleinen Bestandteil dieser beiden gleich ernsten Irrtümer in seiner Seele wohnen, so kann er das Unheil meist nur mehren, statt es zu mindern.

Diese entarteten „Kulturvölker" müssen zugrunde gehen, wenn sie die traurige Unnatur ihres asketischen Ideals nicht überwinden, das jene Triebentartung der Materialisten mehr fördert, als sie es selbst ahnen. Ist aber das Erleben der Minne in einem Volke entartet zur asketischen Verachtung dieses heiligen Willens oder aber zur Herabzerrung desselben noch tief unter die tierische Genügsamkeit, dann zieht dies die Zerrüttung der Sippen und die Unterwühlung aller Gebiete des Kulturlebens eines Volkes unweigerlich nach sich.

Diese so ernsten Wirkungen der herrschenden Entartung sind wohl schon oft von nachdenkenden Menschen erkannt worden; aber da alle die, welche eine Gesundung der Anschauungen anstrebten, die Gesetze des Paarungwillens, wie sie durch die Entwicklunggeschichte festgelegt sind, nicht klar erkannten, so konnten sie nicht helfen, ihren Bestrebungen mußte die Lebensfähigkeit fehlen, denn ihre Lehren entsprachen ganz einfach nicht der Tatsächlichkeit.

Wir werden, je tiefer wir in die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten eindringen, um so klarer sehen, daß die herrschenden Vorstellungen weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlechte gerecht werden. Aber vor allem wird es verständlich werden, daß die herrschende Auffassung eine gröbliche Verkennung vor allem der entwicklunggeschichtlich festgelegten Grundgesetze bedeutet. Deshalb werden aber auch gerade unsere Betrachtungen uns voll begreifen lassen, welches Unheil die herrschenden Auffassungen, ja welche Unnatur sie bedeuten. Durch ein Herausstellen der Erkenntnisse, die uns die Entwicklunggeschichte klar zeigen wird, werden wir dann die Unterschiede der Geschlechter und die Forderungen für die Genesung der Grundsätze auf diesem ganzen Lebensgebiete sehr einfach ableiten können. Die Übereinstimmung mit der Tatsächlichkeit wird sich dann auch dadurch klar erweisen, daß viele anscheinend widerspruchsvolle Tatsachen sich uns lösen, weil wir den Schlüssel hierzu gefunden haben.

Nicht nur die Verkennung, ja die gänzliche Nichtbeachtung der entwicklunggeschichtlich festgelegten Grundgesetze des Paarungwillens im Menschen hat zu so vielen Irrtümern auf seiten der Wissenschaftler Anlaß gegeben, sondern auch die Entwicklunggesetze dieses Erlebens im einzelnen Menschen wurden gründlich verkannt. In ihrer vollen Klarheit können sie nur erblickt werden, wenn die Gesetze der Menschenseele erkannt sind. Dieses Buch, das ich heute in neuer Umarbeitung herausgebe, wurde geschrieben, als mir die spezialärztliche Tätigkeit den Einblick in die Seelengesetze gar sehr geweitet und vertieft hatte, aber die Weltanschauung, die in den späteren Werken niedergelegt ist, noch nicht erlebt war. Es kann sich nicht darum handeln, daß ich diesen Werdegang meiner Erkenntnis dadurch vollständig verwische, daß ich die Erkenntnisse der Werke „Triumph des Unsterblichkeitwillen", „Schöpfungeschichte", „Des Menschen Seele", „Selbstschöpfung", „Des Kindes Seele und der Eltern Amt", diesem Buche einverwebe. Nur soweit es ganz unerläßlich ist, werde ich einige wenige Erkenntnisse heranziehen, stets aber so, daß die Kenntnis der Werke nicht etwa zur Voraussetzung des Verständnisses dieses Buches wird. Ursprünglich vor allem für meine Patienten niedergeschrieben, hat das Buch nun einen weiten Leserkreis gefunden, soll aber seinen ursprünglichen Charakter voll behalten. Es ist dies auch um so unerläßlicher, als in diesem Buch ein ganz anderer Wert auf die Frage des Glückes des Einzelnen gelegt werden muß, als dies je in den religionphilosophischen Werken der Fall sein durfte. Diese Werke lehnen die Bedeutung der Glückssehnsucht für die religionphilosophische Erkenntnis sehr scharf ab. Ja sie weisen nach, daß gerade diese Glückssehnsucht ein gewaltiges Hemmnis ist, um zur Erkenntnis der ernsten Tatsächlichkeit zu kommen. Sie bringen eine Gotterkenntnis und eine Sinndeutung des Lebens, die von Glückssehnsucht ebenso weit entfernt ist wie von Leidflucht, und die dem Menschen zeigen, daß es in seinem Willen liegt, einem Glück- und auch einem Leiderlebnis dadurch erst einen tiefen Sinn zu verleihen, daß seine Seele nicht daran verkümmert, sondern sich selbst zur Vollkommenheit umschafft.

In diesem Buch aber befassen wir uns mit einem Erleben, das nach unantastbaren Naturgesetzen um der Erhaltung der Art willen schon bei den unterbewußten Vorwesen der Menschen gesetzlich mit dem stärksten körperlichen Lusterleben der unterbewußten und bewußten Wesen überhaupt verbunden ist. Diesem Naturgesetz kann nicht zuwidergewandelt werden, ohne daß dies starke Auswirkungen auf andere Gebiete des Seelenlebens hätte, und deshalb ist eine Gesundung der Lebensauffassung auf diesem Gebiet unter Mißachtung dieses Grundgesetzes ganz unmöglich.

So muß uns hier mit einemmal das Erleben einer Empfindung, die uns bei den religion-philosophischen Werken weit unwesentlicher bleiben durfte, wichtig sein. Schon aus diesem Grunde wäre eine Verschmelzung vieler Erkenntnisse jener Werke mit dem Inhalt dieses Buches keineswegs zu begrüßen. Wie sehr er aber selbstverständlich nirgends im Widerspruch zu jenen Werken steht, werden die aus den klargelegten Gesetzen abgeleiteten moralischen Richtlinien am deutlichsten erweisen.

Das Wesen der Minne.

Die bisherigen Auflagen dieses Buches trugen die Überschrift „Erotische Wiedergeburt" und in dem Inhalte wurde die „Erotik" der „Sexualität" gegenübergestellt. Unter ihr wurde die durchseelte, d. h. mit allen seelischen Fähigkeiten verwobene Sexualität verstanden, im Gegensatz zu jener dem Erleben des unterbewußten Tieres vollständig gleichstehenden, nur mit der sexuellen Betätigung im engeren Sinne verwobenen Lustempfindung. Schon damals erkannte ich die Notwendigkeit, der ungeheuren Wirrnis ein Ende zu machen, welche die große Kluft des erstgenannten Erlebens von dem letztgenannten überhaupt nicht sieht, andererseits aber auch jene Wirrnis zu beenden, die geschaffen wird durch den Gebrauch des Wortes Liebe. Dieses Wort „Liebe" bezeichnet bekanntlich ja auch alle Gefühle der Zuneigung der Menschen untereinander oder der Menschen dem Göttlichen gegenüber, die ganz und gar nichts mit dem sexuellen Erleben zu tun haben. Schon damals wies mein Buch die grundlegenden Unterschiede zwischen solchen Zuneigungen und der ebenfalls mit dem Worte „Liebe" benannten „Erotik" auf. Diese klare Sonderung halte ich selbstverständlich auch weiterhin aufrecht. Aber zwischen der Erstauflage dieses Buches und der heutigen Umarbeitung liegen lange schicksalsschwere Jahre, in denen in mir, wie in vielen anderen Wissenschaftlern das Volksbewußtsein viel zu stark erwacht ist, als daß ich in einem Deutschen Buche ein Fremdwort zur Bezeichnung eines Erlebens noch verwenden könnte, wenn ein Deutsches Wort mir eine gleich klare Sonderung von dem Worte „Liebe" ermöglicht. Dieses Deutsche Wort heißt Minne.

Unsere Ahnen schufen sich Idealgestalten, die sie Asen nannten und unter den Asinen waren allein 4 Gestalten, Vorbilder für den Wahlwillen von Mann zu Weib in seiner verschiedenen Eigenart. Da war die jugendliche Asin der Schönheit „Fülle" genannt, die „ein Goldband im losen Haar" trägt. Sie war das Sinnbild freudefroher geschlechtlicher Zuneigung. Da war ferner die Asin Loba, die „gütige und herzensgroßmütige", die die Menschen, die fern voneinander „verbannt" waren, zueinander führte, weshalb denn auch die Verlobung nach ihr benannt ist. Das Sinnbild der Gattin und Mutterliebe war die Asin Frauja mit ihrem Töchterlein Kleinod auf dem Arme, die den fernen Gatten unter

Tränen sucht. Da war endlich Minna, die Idealgestalt der gemütstiefen Herzenszuneigung der Geschlechter.

Der Name Minna lebte über die Zeit der Entwurzelung unseres Volkes durch Fremdlehren in dem Worte Minne für die gemütstiefe Zuneigung zum anderen Geschlechte fort. Wenn wir also dieses Wort Minne für die durchseelte, mit allen Seelenfähigkeiten unseres Bewußtseins verwobene „Sexualität" wählen, so hat dies wohl seine Berechtigung. Freilich dürfen wir das mittelalterliche Zerrbild, jenen krankhaften Kult, der unsere Rasse für die aus dem Orient stammende Entmündigung des Weibes entschädigen sollte, nicht hiermit verquicken.* Er hat mit dem, was wir unter Minne verstehen, nichts zu tun. Wollte uns der Mißbrauch der Worte von ihrem Gebrauch abhalten, so könnten wir uns überhaupt nicht mehr miteinander verständigen, so sehr sind fast alle wesentlichen Worte dem Mißbrauch preisgegeben worden.

Haben wir das Wort „Erotik" durch das Deutsche Wort „Minne" ersetzt, so wollen wir an Stelle des Wortes „Sexualität" das Deutsche Wort „Geschlechtstrieb" setzen, das ja auch ganz eindeutig den Inhalt, den wir darunter verstehen wollen, ankündigt. Die Entwicklunggeschichte und ihre Betrachtung wird uns zeigen, daß von der Stufe der unterbewußten Tiere an, bei dem die innere Befruchtung um der Arterhaltung willen notwendig wurde, dieser Geschlechtstrieb sich deutlich als ein Wille zur geschlechtlichen Gemeinschaft, als ein Paarungwille zu erkennen gibt, und so können wir für unsere Betrachtung bei Menschen natürlich auch ebensogut diesen Ausdruck wählen. Wir werden dies um so lieber tun, als er uns das Wesen dieses Erlebens im Menschen so klar ankündigt wie das Wort „Trieb" für das Geschlechtserleben der Tiere. Bei der herrschenden Wirrnis ist uns dies aber ganz besonders wichtig.

Eine Fülle von Rätseln treten an jeden Menschen durch seine persönliche Erfahrung und durch die Erfahrungen an den Schicksalen anderer heran, weil er, verleitet durch die Sprachwirrnis und die herrschenden verworrenen Anschauungen, das Wesen des geschlechtlichen Erlebens als eines Willens nicht weiß und das Gefühl der Liebe, das sich solchem Willen erst paaren kann, aber gar nicht immer paaren muß, verwechselt. So erwartet ein Gatte das freundschaftliche oder selbstlos liebevolle Verhalten des anderen Gatten im gleichen Sinne wie er es bei Freunden oder bei den Eltern erlebt hat und ist auf das tiefste enttäuscht und verbittert, wenn das gar nicht immer der Fall ist, ja wenn vielleicht der Paarung-

* s. „Das Weib und seine Bestimmung", Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

wille nur sehr selten die Gefühle der Liebe zum Herrscher des Handelns gelangen läßt. Noch weit rätselvoller und nicht nur enttäuschend, sondern unfaßlich aber wird jedem, der in solcher Sprachverwirrung und Verworrenheit der Anschauungen aufwuchs, die Tatsache, daß dieser Paarungwille eben, weil er Wille und nicht an sich selbst Gefühl ist, es ruhig erträgt, sogar mit dem Gefühle des Hasses vorübergehend verbunden zu sein! Der Arzt und besonders der Psychiater bekommt wohl den tiefsten Einblick in solche Möglichkeiten.

Der sogenannte Nervenzusammenbruch ist ja nur zu oft die Folge des tiefeinschneidenden Unglücks einer Ehe. Nirgends wohl erlebt man so heftige Haßentladungen (es sei denn bei dem fanatischen Haß verschiedener Konfessionen gegen Andersgläubige) wie bei solchen Menschen. Würden Freunde oder Geschwister oder Kinder den Eltern gegenüber von solchem Hasse nur einige Male beseelt sein, so könnte mit viel größerer Wahrscheinlichkeit ein endgültiger Bruch zu erwarten sein als hier. Nein, diese Menschen hassen sich oft wie die grimmsten Feinde, aber trennen sich kaum länger als wenige Tage voneinander, ohne dies schmerzlich zu empfinden. Nur kurze Zeit nach einer sprühenden Haßentladung können sie strahlend von einer Versöhnung berichten und wissen nichts mehr von den Haßgefühlen. Dabei handelt es sich hier nicht etwa um verkommene oder grenzenlos wankelmütige oder schwachsinnige Menschen. Nein, wir erleben dies Verhalten auch bei Menschen, die im übrigen Leben, was man so sagt, „charaktervoll" auftreten und auch in ihren Freundschaften nicht zwischen Haß und Liebe hin- und herpendeln. Wie ist dies möglich?

Wenn ich auch versprochen habe, bei der Umarbeitung dieses Werkes die Erkenntnis meiner religionphilosophischen Werke und besonders meine Seelenlehre nicht hierhinein zu verweben, so stehe ich doch vor der Notwendigkeit, solche Rätsel durch einen kurzen Blick auf die unterschiedlichen Seelenfähigkeiten, um die es sich handelt, zu klären.

Die hervorstechendste Seelenfähigkeit, die vom ersten Lebewesen an die sogenannten Zeichen des Lebens veranlaßt, ist der Selbsterhaltungwille. Eine der wichtigsten Betätigungen dieses Willens sind seine Leistungen, nicht nur das Dasein dieses Einzelwesens zu erhalten, sondern auch die Selbsterhaltung der Art, der es angehört, zu sichern. Das ist aber der Geschlechtstrieb oder Geschlechtswille, der bei dem höheren Lebewesen zum Paarungwillen abgewandelt ist.

Der Selbsterhaltungwille lenkt „in der Menschenseele", ehe sie sich gewandelt hat, wichtige Fähigkeiten u. a., und zwar tut er dies, um sich vor Unlustempfindungen zu schützen und Lustempfindungen zu verschaffen.

Aufmerksamkeit und Vernunft müssen für ihn arbeiten und er sorgt dafür, daß das Gefühl im Sinne dieses Wollens auf die Umwelt gerichtet ist (s. „Des Menschen Seele"). So wird der Strahl des Hasses in seinem Auftrage auf den Bereiter der Unlust, der Strahl der Liebe auf den Bereiter der Lust geworfen. Erst allmählich im Laufe des Lebens, wenn das Ich der Menschenseele im Sinne der in ihm erlebten göttlichen Wünsche in diese Vorgänge eingreift und alle die Seelenfähigkeiten nicht mehr für Lustbereitung und Unlustmeidung arbeiten läßt, sondern sie im Sinne der göttlichen Wünsche verwertet, wird auch das Gefühl nach anderen Beweggründen gelenkt. Doch ist die Zahl der Menschen gering, die zur völligen Herrschaft des Ichs über diesen Selbsterhaltungwillen gelangt (s. „Selbstschöpfung").

Ein Gebiet, auf welchem dem Ich eine solche Herrschaft ganz besonders schwer gemacht wird, ist gerade das Erleben des Paarungwillens. Es wurde ja schon betont, daß dieser Wille um der Arterhaltung willen mit dem stärksten Lustempfinden gepaart ist, und somit hat der Selbsterhaltungwille hier den allerstärksten Anlaß, das Gefühl des Hasses auf den Zerstörer der Lust oder den Veranlasser der Qual und das Gefühl der Liebe auf den Bereiter der Lust zu lenken. Alle Menschen also, deren Ich nicht restlos über dem Selberhaltungwillen herrscht, die also auch diesen Paarungwillen noch nicht völlig und restlos dem göttlichen Wünschen untergeordnet haben, werden oft in die Lage kommen können, das Gefühl der Liebe als Antwort auf erlebte Lust („Glück"), aber auch gar manchmal das Gefühl des Hasses auf den zur Gemeinschaft erwählten Menschen als Antwort auf erlebte Unlust zu lenken. Wir werden eine ganze Reihe grundlegender Unterschiede zwischen dem Gefühl der Liebe und dem Paarungwillen mit seinen gebieterischen Forderungen mit einem Mal begreifen, wenn wir uns diese Tatsachen stets klar vor Augen halten. Wir können getrost sagen, daß manches Menschenleben, das in Enttäuschungen und Bitternis dahinsiechte, vor Unglück allein durch diese Einsicht hätte gerettet werden können. Es geht aber auch gleichzeitig aus dieser Tatsache hervor, daß, je stärker bei beiden Gatten das Gefühl der freundschaftlichen, verehrenden Liebe zu dem für die Gemeinschaft erwählten Menschen sein kann, der Wechsel der Haß- und Liebesgefühle um so seltener möglich ist. Denn der Paarungwille, der wie der Selbsterhaltungwille an sich durchaus selbstisch seiner Erfüllung nachgeht, wird durch ein starkes Gefühl der Liebe am allersichersten davor behütet, selbstisch dem Gefährten Unlust zu bereiten. Andererseits ist auch leicht zu begreifen, daß gerade dann, wenn Liebe geboren aus seelischen Wertungen den Paarungwillen weiht, erst ein klares Wissen, daß dieser

selbst nicht Gefühl sondern Wille ist, vor mancherlei Mißverständnis der Menschen untereinander hüten kann.

Doch nicht nur das Wissen, daß der Paarungwille und seine durchseelte Entfaltung zur Minne ein Teil des Selbsterhaltungwillens ist, sondern auch ein Ahnen von seiner Allgewalt ist erforderliche Voraussetzung für die klare Erkenntnis der hohen Bedeutung seiner Gesetze. Während das Gefühl und die übrigen Seelenfähigkeiten, die der Mensch als Sondergut vor den übrigen Lebewesen bewußt erlebt, eine verhältnismäßig junge Erwerbung der Entwicklunggeschichte sind, durchglüht dieser Wille schon die erste lebende Zelle und ist in dem Zelleben des Menschen ebenso tief verankert, wie in allen drei Bewußtseinsstufen der Menschenseele (s. „Des Menschen Seele"). Daraus erklärt es sich, daß alle die Menschen, die diesem Willen gegenüber ungesunde Wege gehen, die Auswirkungen hiervon weit mehr zu spüren bekommen, als wenn irgendeine Fähigkeit ihres Bewußtseins verkrüppelt wird.

Wir sehen, es hat schon seine Wichtigkeit, den Gesetzen dieses Willens nachzuforschen; und zwar ohne uns überhaupt um die heute herrschenden Meinungen zu kümmern, einzig den Blick auf die Tatsachen gerichtet, die uns die Erkenntnisse der Naturwissenschaften aufdeckten, die aber bisher gänzlich unberücksichtigt geblieben sind und um so erfreulichere Klärung ermöglichen, je besser wir das Wesen der Minne als Wille erfaßt haben.

Das Erbe der einzelligen Ahnen.

Als ich die 1. Auflage des vorliegenden Buches schrieb, stand ich seit fast zwei Jahrzehnten im Studium der Naturwissenschaften. Von allen den Gebieten, die außerhalb des engen Rahmens des medizinischen Gebietes selbst standen, hat von Anbeginn an die Entwicklunggeschichte, die Lehre des Werdens aller Lebewesen, den stärksten Eindruck auf mich gemacht und mir die tiefsten Rätsel gegenübergestellt, die durch die nüchternen Erklärungversuche des Forschers Darwin keineswegs befriedigend gelöst waren. In diesem Buche habe ich zum erstenmal die Entwicklunggeschichte selbst als Hauptforschunggebiet für die Beantwortung der Fragen, denen die Betrachtung gilt, herangezogen. So wurde es die Brücke zu allen meinen späteren religionphilosophischen Erkenntnissen. Bei den früheren Auflagen ging ich, um die Grundgesetze des Paarungwillens aus der Entwicklunggeschichte klarzulegen, nur zurück bis zu einer Gruppe der unterbewußten Tiere. Heute aber muß ich den Leser — ehe wir diesen Teil der Stammesgeschichte behandeln — noch weiter zurück, bis zu den ersten Lebewesen dieser Erde, bis zu den Einzellern führen.

Alle die, die meine religionphilosophischen Werke kennen, besonders das Buch „Triumph des Unsterblichkeitwillens" in sich aufnahmen, wundern sich nicht, daß die ältesten einzelligen Urwesen uns ein Erbgut hinterließen, das an Wichtigkeit nicht hinter jenem zurücksteht, welches aus der Entwicklungstufe der unterbewußten Lebewesen stammt. Die Kluft zwischen jenen Einzellern und den vielzelligen Tieren sahen wir vom Standpunkt unserer Gotterkenntnis aus in der Tatsache begründet, daß sie noch nicht wie alle Vielzeller dem Todesmuß unterworfen sind, d. h. nach einer bestimmten Zeit altern und auch ohne jeden Unfall oder Krankheit des sogenannten natürlichen Todes, des Alterstodes sterben. Diese einzelligen Urwesen sind, wie der Naturwissenschaftler sagt, „potentiell unsterblich", wenn sie vor Unfall, Krankheit und Hunger gehütet sind, so leben sie weiter. Als vielzellige Lebewesen sind die Menschen, ganz wie alle vielzelligen Tiere und Pflanzen, auch dem Todesmuß, dem natürlichen Tode unterworfen und ähneln also hierin, sowie in ihrem ganzen Aufbau, den vielzelligen Tieren, besonders den höchsten Stufen der unterbewußten Tiere, weit mehr als den einzelligen Urwesen. So haben sie denn auch von diesen „nächsten Verwandten", wie wir sehen

werden, die Gesetzmäßigkeit ihres Paarungwillens geerbt und sind daran so sehr gebunden, daß das Ableugnen oder Zuwiderhandeln diesem Erbgute gegenüber mit Krankheit oder anderen ernsten Auswirkungen erwidert wird.

Und dennoch ist dies Erbgut der nächstverwandten Vielzeller für den Menschen nicht wesentlicher als jenes der Urwesen. Unsere Erkenntnis in dem Buche „Triumph des Unsterblichkeitwillens" läßt uns dies sehr begreiflich erscheinen. Ist doch auch der Mensch als Ziel der ganzen Entwicklungreihe wieder „potentiell unsterblich" zu nennen, d. h. es ist ihm die Möglichkeit gegeben, an einem Erleben, das erhaben ist über jedem Zeitmaß, vor seinem Tode bewußt Anteil zu haben. (Alles Nähere s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens", Abschnitt „Unsterblichkeitwillen und Genialität".) So ist er also in einem sehr wesentlichen Punkte dem Einzeller wieder ähnlicher als allen dem Todesmuß unterworfenen Vielzellern, die solche Fähigkeiten nicht besitzen. Wie der höhere Einzeller körperlich durch Einrichtungen in seiner einen Zelle die gleiche Arbeitteilung der Lebensverteidigung zeigt wie die höchstentwickelten Vielzeller, so zeigt er auch einen Willen zur Arterhaltung, wie er sich in dem Menschen, nunmehr auf das seelische Erleben bezogen, in wunderbarer Weise wiederholt. Ja, wir können sagen, daß das Erbgut, das der Mensch von seinen nächsten Verwandten, den unterbewußten Tieren, als Gesetzmäßigkeit in sich trägt, sich vor allem auf die Geschlechtsbetätigung im engeren und engsten Sinne bezieht und die allerersten Stufen der Verwebung mit der Wahrnehmung zeigt, während der im Einzeller auftauchende Arterhaltungwille im Menschen bei dem vergeistigten, mit den seelischen Fähigkeiten innig verwobenen Paarungwillen, den wir Minne nennen, wieder auftaucht. Es hat also seine große Bedeutung und Berechtigung, daß wir uns diesen Arterhaltungwillen, der im Einzeller auftaucht, etwas näher betrachten.

Eines der wichtigsten „Zeichen des Lebens" der ersten Einzeller ist neben der Nahrungaufnahme und dem Wachstum die Teilung des Zellkerns und der Zelle, die bei Erreichung einer gewissen Größe und gewisser Zellspannungen eintritt. Hierdurch erhält sich nicht nur die Art, sondern sie vermehrt sich ins Ungemessene. Wir kennen diese ungehemmte Vermehrung z. B. der Bakterien im erkrankten Körper zur Genüge.

Neben dieser Vermehrung der Einzeller, die der Fortpflanzung der Vielzeller insofern entspricht, als die Zahl der Wesen gleicher Art vermehrt wird, taucht aber in dem Einzeller noch ein Wille auf, der mit solcher Vermehrung gar nichts zu tun hat, und der bei den vielzelligen,

dem Todesmuß unterworfenen Lebewesen höherer Stufen weit mehr schwindet. Es ist ein Wille zur Wahlgemeinschaft, unabhängig von der Vermehrung, der das erste körperliche Gleichnis für den später im Menschen erst auftauchenden seelischen Willen zur Wahlgemeinschaft darstellt. In eigenartigem Gegensatz zu dem ununterbrochenen Kampfe auf Leben und Tod und dem rücksichtslosen Verdrängen auch der Artgenossen zeigt der Einzeller einen Annäherungwillen. Wir sehen, wie sich zwei Einzeller, gelegentlich auch ganze Gruppen aneinanderlagern, um eine Weile ihres Lebens so vereint zu bleiben. Die Kraft, die die Einzeller zu einander hinzieht und zu diesem Beieinanderverweilen veranlaßt, nennt der Naturwissenschaftler den Zytotropismus, die Zellanziehung. Ohne daß die einzelnen Zellen bei diesem Aneinanderweilen Gaben aneinander ausgetauscht hätten, gleiten sie nach einer gewissen Weile wieder voneinander und kehren jeder in seine einsame Abgeschlossenheit zurück. Dieses körperliche Aneinanderweilen taucht nach der Befruchtung und der ersten Zellteilung des befruchteten Keimes bei den Vielzellern wieder auf und zwar in verstärktem Maße, so daß sich hier diese einzelnen Zellen nicht mehr voneinander lösen, sondern der Vielzeller zustande kommt (s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens"). Weit deutlicher werden wir aber dieses uralte Erbgut beim Menschen in dem seelischen Annäherungwillen der Minne wieder auftauchen sehen.

Höhere Einzeller bekunden einen Willen, der über diesen „Zytotropismus" noch weit hinausgeht, der einen Austausch und eine Ergänzung des „Charakters", des gesamten „Erbgutes" erstrebt, und zwar ist dieser Wille auch völlig von der ungeschlechtlichen Vermehrung des Einzellers durch Teilung getrennt. Er tritt zu anderen Zeiten auf und führt, wie der Naturwissenschaftler dies nennt, zur „geschlechtlichen Befruchtung" dieser Urwesen.

Schon Urwesen tiefer Entwicklungstufe wie z. B. die Geißelinfusorien, deren im übrigen sehr einfacher Zellkörper eine Geißel trägt, zeigen einen ganz anderen Willen, der sehr wichtige Vorgänge auslöst. Bei den Noctilucen z. B., jenen kleinsten Wesen, die über weite Flächen des Meeres in ungezählten Scharen verteilt, das Meerleuchten veranlassen, ist eine solche geschlechtliche Befruchtung besonders eingehend geschildert.

Die beiden Urtiere legen sich aneinander, es verschmelzen erst die Zellleiber und dann treten alle die wunderbaren Veränderungen in den beiden Zellkernen ein, wie sie bei den Keimzellen der Vielzeller der Verschmelzung der Kerne bei der Zeugung des neuen Lebewesens vorangehen. Sie haben alle den tiefen Sinn, daß die Vererbungsubstanz beider mitein-

ander verschmelzender Zellen so miteinander verwoben wird, daß die Zahl der Vererbungsfäden (Chromosomen) die gleiche bleibt und jede Zelle die Träger ihrer Eigenart voll erhalten sieht. Sind dann die Kerne völlig verschmolzen, so sind sie also Kernträger der Eigenart beider Urtiere, und dann teilt sich zuerst der verschmolzene Kern und nach ihm auch der Zelleib wieder und zwar in wunderbarer Gesetzmäßigkeit so, daß wieder zwei Urtiere da sind wie zuvor, die aber beide das Erbgut, die Eigenart des anderen, und das ursprüngliche eigene Erbgut in sich tragen. Diesen ganzen Vorgang nennt die Naturwissenschaft die „Konjugation". Sie ist also nichts anderes als der Ausdruck eines Willens, die eigene Eigenart mit der eines anderen Einzelwesens gleicher Art zu ergänzen und zu bereichern. Hierbei treten beide Lebewesen, wie wir sehen, als Gebender und als Empfangender auf. Keiner von ihnen ist rein empfangend. Der Arterhaltungwille dieser Urwesen kennt solche Widernatur nicht, sondern bei der Konjugation gibt jeder der Verschmelzenden soviel, wie er empfängt, und auch so Wesentliches, wie er empfängt. Dies wollen wir uns gar sehr merken. Ganz ebenso ist uns die Willensrichtung unendlich bedeutsam, die Eigenart durch die Verschmelzung mit der eines zweiten Wesens zu bereichern und zu ergänzen.

Neben dieser geschlechtlichen Befruchtung, der „Konjugation", zeigen Einzeller auch noch die sogenannte „Kopulation". Auch hier wechselt diese geschlechtliche Befruchtung mit der ungeschlechtlichen Teilung bei den Einzellern ab. Die Kopulation zeigt oft auch rein äußerlich noch eine weitgehendere Ähnlichkeit mit dem Vorgang der Befruchtung der Keimzellen bei den Vielzellern. So sehen wir bei gewissen Coccidien, die in den Darmhautzellen kleiner Tausendfüßler leben, daß bei der geschlechtlichen Befruchtung sich die Zellen zuvor so verwandeln, daß die einen sich zu einem der Eizelle, die anderen sich zu einem der Samenzelle ähnlichen Gebilde verwandeln und in die eiähnliche Zelle eindringen, ganz wie dies bei den Keimzellen vieler Vielzeller der Fall ist. Bei dieser „Kopulation" ist die Verschmelzung der Kerne ganz die gleiche wie bei jener der Konjugation. Aber hier ist der Wille zur Dauerverschmelzung erwacht. Es kommt nicht wieder zur Teilung bei beiden verschmolzenen Zellen, sondern sie bleiben ein einheitliches Wesen, welches später sich natürlich wieder ungeschlechtlich durch Teilung vermehrt. Dieses neue einheitliche Wesen vereint also auch das Erbgut beider Verschmelzenden und da hierbei aus 2 Wesen 1 Einzeller wird, zeigt sich hier am deutlichsten, daß dieser Wille mit Vermehrung nichts zu tun hat.

Wir sehen also, hier ist der Wille zur Verschmelzung und Ergänzung der Eigenart mit der des anderen so vorhaltend, daß der Wille zu einer

neuerlichen Absonderung gar nicht mehr zum Ausdruck kommt. Doch auch hier handelt es sich nicht um ein einseitiges Geben, sondern Gleichwertiges wird gegeben und empfangen.

All das, was hier in dem Einzeller als Willensäußerung angelegt ist, wird im Vielzeller in den Keimzellen getreulich weiter vererbt. Die Vorgänge der Befruchtung der Eizellen stellen nichts anderes dar als das Erbgut dieser geschlechtlichen Befruchtung. Doch die ungeschlechtliche Teilung des Einzellers ist auch als Erbgut in den Keimzellen verwahrt. Nach vollendeter Befruchtung teilen sich die befruchteten Keimzellen nur soweit, daß die entstandenen Zellen aneinander haften, so daß nun durch weitere Teilungen ein Vielzeller entstehen kann (s. Triumph des Unsterblichkeitwillens).

Wäre aber das, was wir hier beschreiben, nur in diesem Sinne als Erbgut in den Keimzellen der sterblichen Vielzeller zu finden, so brauchten wir dieser Betrachtung keinen gesonderten Abschnitt zu widmen. Wir werden aber im folgenden leicht erkennen, daß all das Wesentliche, was sich hier beim Einzeller als ein Wollen in körperlichen Vorgängen kundtut, in dem Menschen, dem Ziele der Entwicklungreihe, gerade bei seinem seelisch verwobenen Paarungwillen, wieder zum Ausdruck kommt und zwar als ein hier auf die seelische Eigenart des Erwählten gerichteter Wille. Da er aus jenen fernen Urzeiten herstammt, darf es nicht wundern, wie wenig die gröbsten Irrlehren, die verworrensten Vorstellungen und die schlimmsten Verzerrungen der Wertung des weiblichen Geschlechtes ihn aus der Seele der Menschen reißen können. Er lebt unausrottbar in ihr. Was der Einzeller unbewußt will und rein körperlich erreicht, das will der seelisch verwobene Paarungwille, die Minne im Menschen, das ist ihre Sehnsucht, ihr Wunschziel. Deshalb lassen wir uns von den Urwesen, den ältesten Ahnen, noch einmal dieses Wollen klar künden. Es sagt:

Ich will meine Art erhalten, ja mich mehren, so pflanze ich mich fort. (Der Einzeller tut dies durch die ungeschlechtliche Teilung.) Damit aber ist mein Arterhaltungwille nicht voll erfüllt. In mir ist ein Sehnen, mich einem anderen Wesen gleicher Art zu paaren. Oder es erwacht in mir das Sehnen, mich ihm zu verschmelzen, die Eigenart mit ihm auszutauschen und meine Eigenart hierdurch zu bereichern. Hierbei gebe ich so viel und so wertvolles wie ich empfange. Ja es kann sein, daß in mir sogar ein Verschmelzungwille erwacht, der den Willen der Erhaltung des abgesonderten Einzellebens so überwiegt, daß eine Dauerverschmelzung mit dem Anderen dieses Wunsches Erfüllung ist.

Wie sehr stellenweise bis ins einzelne dieser im Einzeller unbewußte Wille körperlich ein Gleichnis ist zu jenem der Minne im Menschen, dafür möchte ich ein Beispiel nennen. Die höheren Einzeller legen eine Reihe von Einrichtungen in ihrer einzelnen Zelle an, die den Organen der Vielzeller entsprechen („Organula" genannt). Dadurch wird ihre Form eine viel weniger einfache als die Urform der Einzeller. Ehe sie nun zu jenem seltenen Erleben der Kopulation schreiten, geben sie alle diese sinnreichen Anlagen wieder auf, wandeln sich zu der jugendlichen Urform, zum einfachen Einzeller zurück. Sie nehmen wieder Amöbenform an,* ehe der feierliche Vorgang der Verschmelzung beginnt. Wir werden in der Seele des Menschen, in der die Minne erwacht, ähnliche Wandlungen zur Jugendlichkeit, ja Kindhaftigkeit kennen lernen, die mit Gesetzmäßigkeit auftreten und nichts anderes sind als die seelische bewußte Wiederholung jener unbewußten, rein körperlichen Vorgänge in den ältesten Ahnen.

Welche Bedeutung dieses Erbgut der Einzeller für die Widerlegung der vergeblichen Versuche, durch Irrlehren die Gesetze der Minne zu vernichten und zu verschütten, hat, das werden wir in den letzten Abschnitten dieses Buches voll überblicken.

* z. B. Trichomonas intestinalis.

Das Erbe des unterbewußten Vielzellers.

Alle die Menschen, die durch die gewonnene Überzeugung von dem Irrtum der religiösen Dogmen, unter denen sie aufwuchsen, dazu getrieben wurden, die göttlichen Kräfte in sich selbst und im Weltall zu leugnen und plumpem Materialismus zu verfallen, haben reichlich Gelegenheit gehabt, bei dem Lesen des letzten Abschnittes enttäuscht den Kopf zu schütteln und sich wohl kaum zu diesem Abschnitt zu begeben. Das Erbgut der unterbewußten Tiere wird ihnen aber weit eher einleuchten; denn alles, was der Mensch von diesen Vorfahren erbte, bezieht sich auf das rein körperliche Geschlechtserleben, das ja der Materialist wohl keineswegs ableugnet. So wird bei diesem Abschnitt eher die Gefahr bestehen, daß eine andere Gruppe von Lesern Hemmnisse in sich fühlt, sich von der Tatsächlichkeit und vor allem der hohen Bedeutung des Inhaltes auch für hochstehendes Minneerleben zu überzeugen.

Es herrscht zurzeit eine gefährliche Bewegung, welche die Ergebnisse der Naturwissenschaft gern ableugnen oder unterschätzen möchte, gerade weil sie abgestoßen ist von einer Alleinbewertung und Überschätzung derselben im vorigen Jahrhundert.

Nachdem die darwinistische Lehre unser Volk in die gefährliche Krankheit des Materialismus gebracht und die Menschen durch erschütterndes Leid teils zur vollkommenen Verwahrlosung, teils zur ernsten Selbstbesinnung getrieben wurden, besteht die Gefahr, daß die letzteren in ihrer Abwendung von jenem Materialismus mit dem Darwinismus auch die so unendlich wesentliche Erkenntnis der Entwicklunggeschichte über Bord werfen. Ich habe deshalb in meinem religionphilosophischen Werk „Triumph des Unsterblichkeitwillens" eingehend den Irrtum des Darwinismus von den wertvollen Tatsachen der Entwicklunggeschichte* getrennt und gezeigt, welch unendlich reicher Born der Erkenntnis diese Lehre des Werdens ist. Ich wies nach, daß sie nicht nur naturwissenschaftliches und psychologisches Erkennen fördert, sondern unsere Weisheit vertieft, und es mag wohl sicherlich kein Zufall sein, daß unsere Ahnen eine so hohe Ehrfurcht vor der Weisheit des Werdens hatten. Es mag kein Zufall sein,

* Siehe „Triumph des Unsterblichkeitwillens" 2. Teil „Wie die Vernunft es sah" Kapitel 2 „Darwinismus und Entwicklunggeschichte".

daß der Ase Wodan von so sehrender Sehnsucht nach dieser Weisheit erfaßt wurde, daß er dem kundigen Zwerg sein Auge opferte, um sie zu erfahren. Im Besitz dieser Weisheit sah er einäugig tiefer in das Wesen der Dinge als zuvor mit beiden unversehrten Augen!

Treu dieser alten Ehrfurcht vor der Erkenntnis des Werdens wollen wir auf dem Gebiete, welches wir in seinen Grundgesetzen erfassen wollen, zurückblicken auf die Stammesgeschichte unseres Menschengeschlechts und die Urgesetze des Paarungwillens der Vorwesen für beide Geschlechter scheiden lernen, um dann um so besser das mit geistigen Wertungen und Gesetzlichkeiten umsponnene und durchwobene Gebiet der Minne zu begreifen!

Wir wollen in der Stammesgeschichte zurückwandern bis zu den niederen Wirbeltieren, bis zu jenen Zeiten, in denen unsere Vorfahren (auf der Stufe der Anamnier [Fische und Amphibien]) sich noch durch die sogenannte „äußere Befruchtung" fortpflanzten. Diese Art der Zeugung sehen wir heute noch bei vielen Fischen (den Teleostiern) verwirklicht. Bei dieser Art der Befruchtung haben beide Geschlechter noch den gleichen Anteil an der Fortpflanzungaufgabe. Das weibliche Tier legt an geeigneter Stelle die Eier, und das männliche gibt bald darauf an dem gleichen Orte den Samen ab. Beide Geschlechter überlassen die Fortpflanzungzellen nach ihrer Abgabe vollkommen ihrem Schicksal. Da bei diesen Fischen und wohl auch bei jenen Stammesvorfahren die Ablagerung der Eier nicht wahllos geschieht, sondern mit ziemlicher Regelmäßigkeit da statthat, wo für den Aufwuchs der Brut die günstigsten Lebensbedingungen sind, so mögen wir wohl annehmen, daß die Wahl dieses Ortes dadurch im Laufe der Entwicklunggeschichte gesichert wurde, daß gerade in dieser Umgebung (z. B. Beschaffenheit des Wassers, Wärmegrade usw.) am leichtesten ein gewisses Wohlempfinden der Sexualorgane des weiblichen Organismus die Ablagerung der Eier bewirkte. Beim Männchen aber mußte dieses Wohlempfinden noch genauer gebunden sein, eben an jene Umgebung, an der das Weibchen die Eier abgelagert hatte. Hier können wir wohl annehmen, daß durch irgendwelche Sinneswahrnehmungen des männlichen Tieres (am wahrscheinlichsten wohl durch Geruchswahrnehmung) ein veränderter Zustand in den Sexualorganen herbeigeführt wurde, zur Ablagerung des Samens drängend und diese mit Wohlempfinden begleitend. Wenn wir nicht allzuweit von dem eigentlichen Gegenstande unserer Untersuchung abirren wollen, müssen wir uns versagen, alle Anhaltspunkte anzuführen, die dafür sprechen, daß die geschlechtliche Betätigung um der Arterhaltung willen schon bei niederen Lebewesen, die noch nicht auf der Stufe jener Anamnier standen, dadurch, daß die Ablagerung der Fortpflanzungzellen von Wohlempfinden begleitet wurde, gesichert war. Wir müssen uns im Gegenteil damit begnügen, diese Tatsache nur zu erwähnen, deren Notwendigkeit und Bedeutung ja recht leicht erkennbar ist.

Auf dieser Entwicklungstufe zeigt sich uns bei vollständiger Gleichheit der Aufgabe der Geschlechter in ältesten Zeiten der Stammesgeschichte also ein Geschlechtsunterschied, der sich bis in die Jetztzeit deutlich erhalten hat und von weittragender Bedeutung ist. Es ist dies die größere Abhängigkeit des männlichen Geschlechts in seinem Sexualleben von dem weiblichen Geschlechte. Allerdings besteht diese bei den höheren Lebewesen lange nicht mehr in der Ausschließlichkeit wie bei jenen Vorfahren, die ungefähr auf der Entwicklungstufe der Fische standen. Wenn wir uns noch einmal die Verhältnisse bei diesen Tieren vergegenwärtigen, so wollen wir gewiß nicht die Behauptung aufstellen, daß das weibliche Geschlecht in seinem Sexualleben hier vollkommen unabhängig von dem männlichen war. Sicher wird die Nähe des männlichen Tieres für das weibliche ebenfalls anregend zur Ablagerung der Keimzellen gewirkt haben. Der große Unterschied der Geschlechter beruht darin, daß von diesem Augenblicke der Anregung ab das weibliche Tier vollkommen unabhängig von dem Verhalten des anderen Geschlechtes ist. Es erlebt das Wohlempfinden bei der Eiablagerung unabhängig davon, ob auch das Männchen Fortpflanzungzellen abgibt. Ganz anders das Männchen. Um der Arterhaltung willen mußte bei ihm das Wohlempfinden bei der Ablagerung der Fortpflanzungzellen örtlich und zeitlich streng an die Eiablagerung gebunden sein.

Ehe wir diesen eigenartigen Geschlechtsunterschied in seiner abgewandelten Form bei höheren Entwicklungstufen weiter verfolgen, müssen wir eine zweite eigentümliche Gesetzmäßigkeit, die bei den höheren Formen der „inneren Befruchtung" eigentlich sinnlos ist, aus diesen stammesgeschichtlich älteren Zuständen begreifen lernen. Wir erkennen leicht, warum es auf dieser Entwicklungstufe der äußeren Befruchtung vollständig unmöglich war, daß beide Geschlechter gleichzeitig das sexuelle Wohlempfinden erleben, und wir begreifen, daß es zeitlich nacheinander folgen muß, so zwar, daß das männliche Geschlecht es erst später erlebt. Dieses Grundgesetz des zeitlichen „Nacheinander der Beglückung" bleibt bis in die höchsten Entwicklungsformen in der Mehrheit der Fälle erhalten, obgleich eine Gleichzeitigkeit uns bei späteren Formen sinnvoller erscheinen müßte.

Endlich wollen wir nicht vergessen, unserem Gedächtnis einzuprägen, daß der Zeitpunkt der geschlechtlichen Betätigung in den stammesge-

schichtlich ältesten Zeiten vom weiblichen Tiere bestimmt wurde, da sich ja die Absonderung der männlichen Fortpflanzungzellen mit Gesetzmäßigkeit der weiblichen Eiablagerung anschließt.

Bis hinauf zu hohen Lebewesen aus der Säugetierreihe hat sich auch diese Eigenart der Geschlechter erhalten. Erst von der Menschengeschichte an werden wir wichtige Umwälzungen kennen lernen, durch die der Mensch diese uralte Gesetzmäßigkeit umzustürzen bemüht war, sehr zum Nachteil eines gesunden Erlebens beider Geschlechter.

Die ersten einschneidenden Abwandlungen dieser Stufe traten auf, als um der Arterhaltung willen bei unseren Stammesvorfahren an Stelle der geschilderten äußeren Befruchtung die „innere" trat. Je höher die Lebewesen in der Entwicklung vom Einzeller bis zum Menschen hinauf steigen, um so trefflicher müssen auch die Sicherungen für das Zustandekommen der Fortpflanzung sein. Es ist nun leicht zu verstehen, daß die Befruchtung der abgelegten Eier nur in einem kleinen Prozentsatz der Fälle bei der äußeren Befruchtung zustande kam. Es mußte einen ungeheuren Fortschritt zur Sicherung der Arterhaltung bedeuten, wenn die beiden Geschlechter zu der Zeit der Ablagerung ihrer Fortpflanzungzellen in körperlicher Berührung weilten, die Ablagerunggänge der Fortpflanzungzellen aneinanderlegend. So konnten die Eizellen noch vor dem Verlassen des Muttertieres befruchtet werden, und eine ganze Reihe von Zufälligkeiten, die bei der äußeren Befruchtung den Vorgang vereiteln konnten, waren mit einem Schlage beseitigt. Diese Befruchtung, die wir die „innere Befruchtung" nennen, ist denn auch bei den ältesten Amnioten (Reptilien und Vögeln) verwirklicht und bei allen höheren Tierformen beibehalten worden.

Diese neue Einrichtung scheint nun auf den ersten Blick die Abhängigkeit der Geschlechter voneinander in ihrem Geschlechtsleben vollständig auszugleichen. Vielleicht wäre dies auch tatsächlich der Fall, wenn die Erhaltung der Art durch innere Befruchtung von Anbeginn an bestanden hätte. Ein wichtiges Naturgesetz aber, das uns manche scheinbaren Widersprüche und manche „Unvollkommenheiten" in den Gesetzmäßigkeiten des Paarungwillens erklären wird, ist überall gültig und besagt: Einmal in der Entwicklung eingeführte Gesetzmäßigkeiten können nie gänzlich ausgelöscht werden. Dem Forscher zeigt sich ihr Vorhandensein noch in allen höheren Stufen. Die Einführung neuer Wege der Arterhaltung ist also auch für immer gebunden an das schon zuvor Eingeführte. Selbst wenn die neu eingeführte Fortpflanzungweise durch das schon zuvor Eingeführte beeinträchtigt wird.

Daraus entstehen dann überall Verhältnisse, wie sie ein Techniker zu beklagen hätte, der bei dem Bau einer neuen Maschine stets das alte, zum Teil nicht umschmelzbare Material verwenden müßte. Ja die Natur kann nicht auf jeder Entwicklungstufe Neues aus Neuem schaffen. Sie wandelt ab, aber übernimmt das schon Vorhandene, auch wenn es den neuen Zustand nicht etwa vervollkommnet. Daß beide Geschlechter mit gleicher Macht einander suchen, weil der eine nur durch den anderen die Beglückung erlangen kann, das ist nun einmal durch lange Entwicklungstufen, die vor der Einführung der inneren Befruchtung lagen, und die durch die größere Unabhängigkeit des weiblichen vom männlichen, die größere Abhängigkeit des männlichen vom weiblichen Geschlechte gekennzeichnet waren, unmöglich geworden. Ein Rest hiervon muß aus früheren Tagen auch in die jüngsten Formen der Entwicklung hinübergenommen werden. So blieb für alle höheren Stufen trotz der rein äußerlich betrachteten scheinbaren gleichen Abhängigkeit bis hin zur Menschenstufe ein ganz eigenartiges Verhalten der Geschlechter bestehen. Wir können es am deutlichsten bei den höheren Säugetieren erkennen. Hier sucht das männliche Tier das weibliche auf, wird durch seine Nähe erregt, sucht es zu gewinnen. Das weibliche aber, obwohl es durch die Entwicklungwandlungen in seiner Beglückung schon lange an die Gemeinschaft mit dem männlichen Tiere gebunden ist, hat aus jenen Urzeiten eine anfängliche Gleichgültigkeit und Unabhängigkeit dem männlichen Tiere gegenüber beibehalten. Es flieht zuerst den Werbungen desselben und muß erst allmählich dazu gewonnen werden, die Gemeinschaft zu gewähren. In der ganzen Tierreihe bis aufwärts zu den Menschen ist dieser Rest weiblicher Unabhängigkeit und männlicher Abhängigkeit deutlich zu verfolgen. Allerdings dürfen wir uns nicht von den Wirkungen mächtiger Einflüsse der „Zivilisation" auf das Verhalten des Menschengeschlechtes oder gar von der Entartung den Blick trüben lassen.

Auch die andere Gesetzmäßigkeit, die wir kennen lernten, daß das weibliche Geschlecht den Zeitpunkt der Befruchtung bestimmt, wird durch das Auftreten der inneren Befruchtung weniger deutlich. Trotzdem ist auch sie erhalten geblieben und mußte dies auch notwendigerweise, wenn wirklich die Befruchtung gesichert sein sollte. Da nämlich das weibliche Tier nicht ununterbrochen reife Eier absondert, sondern dies zu bestimmten Zeiten geschieht, so mußte selbstverständlich die sexuelle Betätigung des männlichen Tieres durch gewisse Einrichtungen auch an diese Zeiten geknüpft werden. Tatsächlich sehen wir auch, daß in der höheren Tierwelt gewisse Veränderungen an den Paarungorganen des weiblichen Tieres gleichzeitig mit der Eireifung einsetzen. Diese sind geeignet, den

Paarungtrieb des männlichen Tieres besonders zu steigern und ihm die Gemeinschaft begehrenswert zu machen. Sie sind aber gleichzeitig auch angetan, das weibliche Tier selbst in seinem Paarungtriebe zu steigern, so daß es sich ausschließlich nur in diesen Zeiten den Wünschen des männlichen Tieres nach Paarung leichter zugänglich zeigt. Diese uralte Gesetzmäßigkeit ist ebenso wie die letztgenannte auch im Menschengeschlecht eigentlich noch vertreten. Aber sie ist noch in weit höherem Maße durch die willkürliche Einwirkung des Menschen auf die Gesetzmäßigkeit des Geschlechtslebens abgewandelt oder verschleiert worden, so daß sie kaum mehr erkenntlich ist. Wir werden aber diese verschlungenen Wege innerhalb des Menschengeschlechtes erst weiter verfolgen, wenn uns die älteren Entwicklungstufen noch anderes gelehrt haben.

Die Paarung der Geschlechter hatte also die Befruchtung weit besser gesichert, als dies zuvor möglich gewesen war. Je höher die Entwicklung der Lebewesen stieg, um so längerer Zeit bedurfte es, bis aus der Keimzelle das Jungtier entwickelt war, desto wichtiger wurde nun neben der inneren Befruchtung noch die Versorgung der befruchteten Keimzelle mit Nährstoffen. So wurde sie denn noch im Muttertiere mit Nährdotter versorgt, der bis zur Vollentwicklung des Tieres ausreicht. Hierdurch erst war die Möglichkeit gegeben, die höheren Lebewesen entstehen zu lassen, die eine beträchtlich lange Zeit zu ihrer Vollentwicklung aus der Keimzelle bedürfen.

Wir sehen diese Einrichtung heute noch z. B. beim Vogel verwirklicht. Bei diesem Fortschritt der Entwicklung übernimmt das weibliche Geschlecht ein Mehr an Leistung für die kommende Geschlechterfolge, eine Ungleichheit, die sich bei den noch höheren Tierformen mehr und mehr steigert. Die Versorgung des Eies mit dem Nährdotter und einer schützenden Schale wurde ermöglicht durch ziemlich unbedeutende Veränderungen in dem Ausführunggang der weiblichen Geschlechtszellen (im Müllerschen Gange). Auf dieser Entwicklungstufe finden wir auch die ersten Ansätze der mütterlichen Fürsorge für das befruchtete Ei. Die Naturgesetze gingen in ihrem einmal begonnenen Streben, dem Ei auch nach der Befruchtung noch möglichst günstige Entwicklungbedingungen zu sichern, weiter. Nur betraten sie bei dieser Sicherung einen ganz neuen Weg, auf dem wir sie in der weiteren Entwicklunggeschichte noch sehr oft antreffen werden. Das Organ, welches vor allen anderen bei den höheren Lebewesen eine reiche Entfaltung erfährt, ist das Großhirn. Die Arterhaltung wird nun mehr und mehr dadurch gesichert, daß die Brutversorgung mit diesem Organ verknüpft wird. So sehen wir in dem Muttertiere „Instinkte" wach werden, die sich als Zusammengehörigkeit-,

ja Verantwortlichkeiterleben für das befruchtete und aus dem Körper ausgeschiedene Ei darstellen. Der ungeheuer sichere und niemals aussetzende Brutinstinkt tritt im Muttertiere auf und bewirkt, daß das abgelegte Ei die für die Entwicklung des Jungtieres förderliche gleichmäßige Körperwärme erhält. Eine weitere Entwicklung auf dem gleichen Wege bedeutet es nun, daß das Zusammengehörigkeit- und Verantwortlichkeiterleben im Muttertiere noch über die Zeit des Ausschlüpfens der Brut hinaus anhält. Auch hierdurch waren wieder weitere Möglichkeiten zur Höherentwicklung gegeben, denn je höher ein Tier entwickelt ist, um so stärkere Grade nimmt auch seine Hilflosigkeit in der Versorgung und Verteidigung des eigenen Körpers noch nach der Geburt an. Wir sehen also, wie schon in jenen Zeiten das Muttertier den Schutz und die Versorgung der Brut übernimmt. Wir sehen, wie es sich ängstigt, wenn die kleinen Tiere in Gefahr geraten, und wie es seinen sonst stärksten Willen, den Selbsterhaltungwillen, überwindet und mit eigener Lebensgefahr die Brut schützt und rettet. Unschwer erkennen wir in diesen uralten Instinkten das Erleben, das sich später zur Mutterliebe verklärt. Als kennzeichnendes Merkmal derselben sehen wir schon seit jenen uralten Entwicklungstufen die Selbstlosigkeit (Altruismus). Das Muttertier beansprucht oder erwartet nicht die geringste Gegenleistung von seiten der Brut. Wir wollen hier schon hervorheben, daß dieses Geben — ohne zu Empfangen, diese selbstlose Opferbereitschaft einen kennzeichnenden Unterschied zu dem Paarungwillen der Tiere aufweist und ebenso deutlich die Mutterliebe von der Minne unterscheidet.

Kehren wir nach diesem kurzen Ausblick auf die Entfaltung des Brutinstinktes zur Mutterliebe zu der Stufe der Stammesgeschichte, wie sie heute noch der Vogel zeigt, zurück. — Da das Tier um so länger zu seiner Ausreifung braucht, je höheren Entwicklungsformen es angehört, mußte eine Stufe in der Höherentwicklung erreicht werden, bei der die Bebrütung des abgelegten Eies unbrauchbar wurde. Wenn die Brutzeit immer mehr ausgedehnt wurde, so mußte schließlich der stärkste Brutinstinkt des Muttertieres durch den Hungertrieb und den Bewegungdrang besiegt werden. Dies konnte zwar zum Teil dadurch wieder gut gemacht werden, daß beim männlichen Tiere bei Annahme der Lebensgewohnheit der Einehe auch Zusammengehörigkeit und Fürsorge für Weib und Brut erwachte. Es versorgt das Muttertier mit Nahrung, ja es übernimmt sogar die Bebrütung zum Teil. Wir finden derartige Einrichtungen vielfach bei Vögeln verwirklicht. Doch auch sie reichten für längere Entwicklungzeiten des Keimes zum Jungtier nicht aus. Jedenfalls konnte durch die Hilfe des männlichen Tieres nicht verhindert werden, daß das brü-

tende Tier und somit auch die werdenden Jungtiere, während das Männchen die Nahrung suchte, besonders hilflos gegenüber feindlichen Überfällen waren. Da war es denn sicherer, das befruchtete Ei nicht nur im Muttertiere zu belassen, bis es seinen Eidotter empfangen hatte, sondern die ganze Entwicklung bis zur Ausreifung, die es bis dahin außerhalb des Muttertieres in der Brutzeit erlebte, in das Muttertier zu verlegen. Auf diese Weise wurde dem Ei die gleichmäßige Wärme in viel vollkommenerem Maße gesichert. Außerdem wurde weder der Hungertrieb, noch der Bewegungtrieb des Muttertieres auf allzu harte Probe gestellt; endlich konnte das Tier sich selbst und das werdende Leben vor feindlichen Überfällen schützen, da seine Beweglichkeit kaum herabgesetzt war. Zur Verwirklichung dieses Planes mußte der Ausführunggang der Eier (der Müllersche Gang) in dem mittleren Teil sackartig erweitert werden (bei höheren Formen wurden die beiden Müllerschen Gänge zu einem Gang verschmolzen und dieser erweitert), und damit war ein trefflicher Fruchtbewahrer, eine „Gebärmutter" geschaffen. Aber noch weiter schritt die Vervollkommnung. Es sollte der mütterliche Körper nunmehr nicht nur als Wärmeapparat benutzt werden, besonders da eine höhere Entwicklung immer günstigere Ernährungbedingungen des befruchteten Eies nötig machte. Statt des vom Muttertiere bereiteten Dotter trat nun das Blut des Muttertieres unmittelbar in Nahrungaustausch mit dem Blute des Jungtieres. Die Reste der früheren Ernährungweise: die Anlage des Dottersackes und seiner Gefäße, werden aber immer noch weiter bis auf den heutigen Tag angelegt, obwohl viele Hunderttausende von Jahren vergingen, seit die Blutnahrung dieser Art für das Jungtier im Mutterleibe schon gewählt und die Ernährung durch den Dottersack aufgegeben wurde. Dies sei nur erwähnt, um ein besonders deutliches Beispiel für das oben genannte Grundgesetz der Entwicklung vom Einzeller zum Menschen zu geben, das Gesetz nämlich, daß einmal in der Entwicklung eingeführte Einrichtungen nicht völlig beseitigt werden, wenn Neues eingeführt wird. — Aus dem gleichen Grunde hat auch diese neue Sicherung der Arterhaltung Unvollkommenheiten gezeitigt, die sich bis auf den heutigen Tag, ja gerade für das weibliche Geschlecht des Menschen ganz besonders fühlbar machen mußten. Diese Unvollkommenheiten sind es, die letzten Endes schuld daran sind, daß es zahllose Frauen gibt, die bei der Gemeinschaft überhaupt keine Beglückung erleben. Sie bilden die große Mehrzahl der von den Medizinern solange übersehenen und dann in jüngster Zeit so gänzlich falsch beurteilten „frigiden" oder „kalten" Frauen. Ihre Eigenart ist alles andere als Kälte

oder eine Krankheit. Sie müssen entbehren, weil die Natur bei der Umformung stets das schon Bestehende verwerten muß!

Wie einfach und einleuchtend sinnvoll war doch der bisher verfolgte Entwicklungweg! Wir sahen, daß die Entwicklung des Jungtieres innerhalb des Muttertieres sich verwirklichen konnte, indem sie den schon lange bestehenden Ausführunggang des Eies (den Müllerschen Gang) in seinem mittleren Teil sackartig erweiterte und so die Gebärmutter entstehen ließ. Allerdings mußte diese mit dem Wachstum des entstehenden jungen Lebewesens Schritt halten können. Diese Forderung ist meisterhaft erfüllt, so daß sie auch für die höchsten Lebewesen, die in der Vollentwicklung eine stattliche Größe in der Mutter erreichen, genügt. Sie läßt z. B. die einzelnen glatten Muskelzellen der Gebärmutter sich während der Schwangerschaft der Frau um ein Fünfhundertfaches vergrößern. Wenn es aber auch vortrefflich gelungen ist, auf diese Weise den Keim in der Mutter zum Kinde auswachsen zu lassen, so war die Lösung der Aufgabe, diesem vollentwickelten Wesen den Austritt aus der Mutter zu ermöglichen, schon schwieriger. Zwar ist der Endteil des Geschlechtsausführungganges, die „Scheide", in ihrem Gewebe so dehnbar gemacht, daß er sich bei der Geburt der Frucht recht ausgiebig ausdehnen kann. Aber bei den höchsten Entwicklungsformen, die eine immer größere Entfaltung des Großhirnes und somit ein Zunehmen des Schädelumfanges der Frucht aufweisen, wird der Austritt des Kindes bei der Geburt ein sehr langwieriger und ungeheuer schmerzhafter, ja es zerreißt manchmal überdehntes Gewebe. Diese Tatsache wird deshalb von großer Tragweite, weil kein neuer besonderer Ausführunggang für die Frucht geschaffen werden konnte, sondern der schon vorhandene verwertet werden mußte. Derselbe aber hatte seit dem Augenblick der Einführung der inneren Befruchtung schon eine andere Aufgabe, nämlich die, bei der Paarung die männliche Samenzelle und bei der noch besser gesicherten inneren Befruchtung der höheren Tierformen das männliche Begattungorgan aufzunehmen. Merkwürdigerweise ist über die beim menschlichen Geschlecht so besonders widerspruchsvolle doppelte Aufgabe des Ausführungganges (der Scheide) und über ihre notwendigen Folgen in der Wissenschaft überhaupt noch nicht nachgedacht worden. Dann darf es uns natürlich nicht wundernehmen, daß die Gesetzmäßigkeiten, denen die Frauen hier unterstellt sind, soweit sie nicht überhaupt übersehen, wissenschaftlich so vollständig mißdeutet wurden; denn gerade die Erkenntnis der Wirkungen dieser Doppelaufgabe der Scheide ist sehr geeignet, uns wichtige Gesetzmäßigkeiten verständlich zu machen.

Die Paarung wurde im ganzen Tierreich von jeher nicht etwa zwecks Erzeugung der Nachkommenschaft angestrebt. Ganz im Gegenteil sehen wir, daß das Tier noch gar keine Kenntnis von dem ursächlichen Zusammenhang der Paarung und der Entstehung der Frucht hat. Dieser Einblick blieb dem einzigen Wesen der Erde vorbehalten, das mit seiner Vernunft die ursächlichen Zusammenhänge der Umwelt erkennen kann, dem Menschen. So ist also der Antrieb zur Paarung als der Ursache zur Fortpflanzung eine recht junge Neuerwerbung. Sie ist zum Teil eine seelische Ausstrahlung der Mutter- bezw. der Elternliebe, zum Teil Verantwortung für Erhaltung der Sippe, des Volkes, der Rasse. Bei entwurzelten Rassemischlingen ist sie oft nur ein Gemisch unterschiedlicher Sonderwünsche, ja manchmal persönlichen Ehrgeizes, Besitzsicherung über das Leben hinaus usw. Unter dem Eindruck der darwinistischen Weltanschauung wurde sie auch oft nur eine Art Ersatzwunsch für die persönliche Unsterblichkeit.

Das, was im ganzen Tierreiche allein und bei den Menschen zumeist ausschlaggebend für den Wunsch zur Paarung ist, ist das dadurch erlebte Wohlempfinden, das als ererbte Erfahrung in jedem jungen Wesen den Willen zum anderen Geschlecht auslöst. Wo und wann es im Tierreiche im ersten Anfange einsetzte, das wollen wir hier nicht verfolgen, wir erwähnten, daß es im gewissen Grade schon bei der äußeren Befruchtung vorhanden war. Dieses Wohlempfinden aber mußte in der Ahnenreihe der Wirbeltiere unbedingt in jener Zeit eine stärkere Entwicklung finden, als die innere Befruchtung eingeführt wurde und so die körperliche Berührung der Tiere für die Sicherung der Befruchtung wünschenswert werden mußte. Wenn das Zustandekommen der Befruchtung hierbei aber wirklich verbürgt werden sollte, so mußte ferner dieses gesteigerte Wohlempfinden ganz eng begrenzt und ausschließlich an die Berührung der Austrittsstelle mit den Ausführunggängen für die Fortpflanzungzellen mit Gesetzmäßigkeit geknüpft sein. War es aber einmal durch bestimmte Umgestaltungen an diese Körperstelle gebunden, so konnte es wohl bei noch höheren Lebewesen durch Entwicklungabwandlungen gesteigert werden, aber der Ort, an dem es festgelegt war, war bei beiden Geschlechtern ein- für allemal bestimmt und wurde hinübergenommen in die höchsten Entwicklungformen.

Schon bei den ältesten Amnioten, den Saurobsidien (Reptilien und Vögeln) ist das Organ, welches für beide Geschlechter Erzeuger und Träger dieses Wohlempfindens ist, angelegt. Bei ihnen münden die Ausführunggänge für die Stoffwechselabfälle in einem gemeinsamen Ausführunggang mit jenen Gängen, die die Fortpflanzungzellen ausscheiden

sollen (Müllersche Gänge beim weiblichen Geschlecht, Wolffsche Gänge beim männlichen Geschlecht). Die Wissenschaft nennt diese gemeinsame Öffnung die „Kloake". Während bei Schlangen und Eidechsen an den Dorsalrändern (d. h. den Rändern, die dem Rücken zu gelegen sind) der Kloakenöffnung ausstülpbare Taschen (beim männlichen Tiere stärker entwickelt als beim weiblichen) als Begattungorgane dienen, ist bei Schildkröten, Krokodilen und einigen Vögeln ganz das gleiche Begattungorgan für die Geschlechter angelegt, wie es sich bei allen Säugetieren, also auch beim Menschen vorfindet. An der ventralen (d. h. nach dem Leib zu gelegenen) Wand der Kloake, nahe der Öffnung, liegt ein unpaares Organ, welches beim weiblichen Tiere einfacher gebaut und kleiner ist. Es besteht aus einer Verdickung der Kloakenwand und zeigt beim männlichen Tiere an der Innenfläche eine Rinne für das Abfließen der Samenflüssigkeit. Unter dieser Rinne ist ein eigenartiges sog. „kavernöses Gewebe", d. h. ein Gewebe, welches durch reiche Blutstauung in seinen kleinen Höhlen oder Kavernen anschwellen und festere Beschaffenheit erhalten kann. Unter diesem kavernösen Gewebe liegt dann noch Bindegewebe, „fibröses" Gewebe (das Korpus fibrosum).

Bei den höheren Amnioten (den meisten Säugetieren) wird diese Anlage beibehalten, aber der Enddarm mündet gesondert nach außen und ist durch den Damm von der Geschlechtsöffnung getrennt. Während nun beim weiblichen Geschlechte auch die Harnröhre gesondert mündet, entwickelt sich das Begattungorgan beim männlichen Tiere stärker und umfaßt mit seinen kavernösen Geweben, den sogenannten Schwellkörpern, das Ende der Harnröhre, welche ihrerseits vorher schon die Öffnung der Samenausführunggänge in sich aufgenommen hat. Das so gestaltete männliche Begattungorgan ist hierdurch geeignet geworden, bei der Paarung die männlichen Fortpflanzungzellen im Inneren der Scheide, am Eingang der Gebärmutter, abzulagern.

Schon aus den alten Entwicklungstufen unserer reptilienähnlichen Vorfahren stammen also die für beide Geschlechter zunächst vollständig gleich angelegten Begattungorgane, die die Gleichheit ihrer Aufgabe auch dadurch bekunden, daß sie in der Entwicklung des Einzelwesens aus der gleichen Anlage entstehen. Am Ende des dritten Entwicklungmonats vor der Geburt („Embryonalmonats") herrscht nämlich beim Menschen noch eine vollständige Gleichheit der inneren und äußeren Geschlechtsorgane für beide Geschlechter. Die später unterschiedliche Beschaffenheit kommt dadurch zustande, daß gewisse Teile bei dem einen Geschlechte verkümmern, die sich bei dem anderen besonders entfalten und umgekehrt. So entstehen die Begattungorgane beider Geschlechter aus dem sogenannten

Geschlechtshöcker, einem Wulst, der dem Bau und der ganzen Beschaffenheit nach jenen ältesten Begattungorganen der Reptilien ähnlich ist.

Ihre Bedeutung danken diese Organe der Tatsache, daß sie eine Blutstauung in den kavernösen Räumen erfahren, sich dadurch vergrößern und festere Beschaffenheit annehmen können. Bei der Paarung werden auf ganz besondere Nervenendkörperchen (Krausesche Endkörperchen des Ramus dorsalis penidis vom Nervus pudendus) Reizungen ausgeübt, die in ihrer Anhäufung und Steigerung schließlich als ein starkes Wohlempfinden erlebt werden. Die Wissenschaft hat es mit dem Namen „Orgasmus" belegt und spricht von der Fähigkeit ihn zu erleben als „orgastischer Fähigkeit". Derselbe stellt einen von allen übrigen Lustempfinden vollkommen verschiedenen Zustand dar. Wir werden diesen Orgasmus im folgenden „Beglückung" nennen. Bei dem männlichen Geschlecht schließt sich gesetzmäßig an die Auslösung derselben die Abgabe der Fortpflanzungzellen an. Selbstverständlich würde bei dieser Art des Befruchtungvorganges eine gesetzmäßig vollständig gleichzeitige Auslösung der Beglückung bei beiden Geschlechtern das Sinnvollste sein. Tatsächlich sehen wir aber, wie schon erwähnt war, diese Auslösung nicht gesetzmäßig gleichzeitig, eine Tatsache, die von Bedeutung ist, und die uns gar nicht erklärlich wäre ohne den Einblick in die Stammesentwicklung. Ich erinnere hier an die Tatsache, daß die stammesgeschichtlich ältere Gesetzmäßigkeit, die wir bei der äußeren Befruchtung vorfanden, nicht wieder beseitigt werden konnte, als die innere Befruchtung an Stelle der äußeren trat. Bei dieser hat aber, wie wir sahen, die weibliche Geschlechtsbetätigung schon abgeschlossen, ehe die männliche einsetzt. Deshalb blieb die Ungleichzeitigkeit bis auf den heutigen Tag in der großen Mehrheit der Fälle bestehen, und die Beglückung ist für das weibliche Geschlecht nur dann gesichert, wenn sie bei der Gemeinschaft früher eintritt als beim männlichen Geschlecht.

Nach der ganzen entwicklunggeschichtlichen Betrachtungweise scheint uns die Tatsache sehr selbstverständlich und vollkommen außerhalb der Möglichkeit eines Zweifels, daß das Begattungorgan, das vor dem Scheidenausgange liegt, von diesem getrennt durch den Ausführunggang der Harnröhre, der einzige Träger und Erzeuger der sexuellen Beglückung für das weibliche Geschlecht ist. Um so mehr wird es erstaunen, daß diese Tatsache nicht nur von Laien, sondern zum Teil auch von der Wissenschaft bestritten wird. Die große Unsicherheit, die vielen Irrlehren, die in dieser Beziehung bis heute verbreitet sind, lassen allein schon ahnen, daß die Gesetzmäßigkeit beim Weib viel weniger klar zutage tritt als beim Mann.

Erst wenn wir die körperlichen und seelischen Auswirkungen überblicken, unter denen beide Geschlechter zu leiden haben, wenn die stammesgeschichtlich uralte Gesetzmäßigkeit des Auslösens des Wohlempfindens bei der Paarung beim Weibe mißachtet oder mißdeutet wird, können wir die ernsten Gründe unserer eingehenden Betrachtung dieser Gesetzmäßigkeit, die von Irrlehren völlig verschüttet ist, voll begreifen (s. u.).

Wenn uns schon die Entwicklunggeschichte sichere und beweisende Tatsachen an die Hand gab, um jene Irrlehren zu entkräften, so ist die Anatomie hierzu ebenso geeignet. Wir finden in der wissenschaftlichen Literatur eine Reihe von Angaben, die von der Vorstellung ausgehen, auch die Gebärmutter und einzelne Teile des Scheideninnern könnten Träger und Erzeuger der Beglückung sein.* Dem widerspricht nun der anatomische Befund vollkommen. Zwei charakteristische anatomische Eigenschaften fanden wir als Vorbedingung zur Eignung, die „Beglückung" auszulösen, nämlich kavernöses Gewebe und Krausesche Endkörperchen (des Nervus pudendus). Dieses Gewebe aber finden wir an der Gebärmutter und dem Scheideninnern überhaupt nicht, sondern höchstens am Scheidenausgang. Hier kann es aber deshalb nicht der Träger der Beglückung sein, weil die betreffenden Nervenendkörperchen nicht vorhanden sind, denn das Gewebe ohne die betreffende Nervenversorgung hat nur eine untergeordnete Bedeutung zum Zustandekommen der Beglückung (wir werden davon noch später hören). Im übrigen dient es dazu, dieselbe beim andern Geschlechte zu erleichtern. Die beiden Vorbedingungen in ihrer Vereinigung, also kavernöses Gewebe und Krausesche Endkörperchen, finden wir aber nur bei dem Begattungorgane selbst. (Krausesche Endkörperchen auch nach einigen Angaben in den benachbarten Rändern, der Labia minora.)

Das Innere der Scheide und der Gebärmutter sind auch von ganz anderen Nerven versorgt (nämlich vom Plexus uterinus magnus und Plexus utero-vaginalis aus dem Sympathikus und einigen beigemischten sensiblen Spinalfasern, die unteren Teile der Scheide von den Nervi vaginales aus dem nervus pudendus communis [ohne Krausesche Endkörperchen]). Man hat als Gegenbeweis dieser strengen örtlichen Umgrenzung für beide Geschlechter Fälle angeführt, die das Gegenteil beweisen sollen. Für das männliche Geschlecht Fälle, bei denen wegen Krebserkrankungen Teile des Begattungorgans entfernt werden mußten, trotzdem aber die orgastische Fähigkeit erhalten blieb. Für das weibliche Geschlecht führte man die Sitten gewisser Volksstämme an, bei

* Die Bedeutung dieser Teile als „erogene Zonen" wird uns noch beschäftigen.

denen schon in den Kinderjahren das weibliche Begattungorgan abgetragen wird, um den Paarungwillen herabzusetzen, bei denen aber trotzdem gelegentlich die orgastische Fähigkeit erhalten bleibt. Diese Fälle können natürlich gar nichts beweisen, denn hier handelt es sich ja nicht um eine genaue anatomische Entfernung alles kavernösen Gewebes und aller Krauseschen Nervenendkörperchen, so daß es unter diesen Umständen immer nur eine Zufallserscheinung sein kann, wenn durch den Eingriff jene Fähigkeit vollständig eingebüßt wird.

Wenn also ein Blick auf die Entwicklunggeschichte und der anatomische Befund die Tatsachen so eindeutig nachweisen, so könnte sich meine Beweisführung eigentlich hierbei vollständig begnügen und die Behauptung zu einer nachgewiesenen wissenschaftlichen Tatsache erheben. Immerhin ist es wichtig, daß sich zum Überfluß auch noch an Hand der Physiologie (der Lehre von der Aufgabe der Organe) die vollkommene Unhaltbarkeit der Behauptungen beweisen läßt, daß auch Gebärmuttermund und Scheideninneres Träger der Beglückung sein könnten. Sie können diese Aufgabe nicht erfüllen, da sie Geburtkanal für die entwickelte Frucht sind.

Bei dem Geburtvorgang werden sie bei den Säugetieren, besonders aber beim Menschen, unter Schmerzen in ganz ungeheuerlichem Maße überdehnt, so daß es schlechterdings eine vollständige Unmöglichkeit ist, die so hoch empfindlichen Krauseschen Endkörperchen an irgendeiner Stelle des Geburtkanals Platz finden zu lassen. Es ist somit kein Zufall, wenn die Mutterschaftorgane, die den Gebärkanal darstellen, von ganz anderen Nerven versorgt sind. Wenn wir nun bedenken, daß bei der sexuellen Gemeinschaft gerade diese Teile Berührung erfahren, und eigentlich, was die Begattungaufgabe anlangt, am besten geeignet wären, die Erzeuger der Beglückung zu sein, so wird uns klar, welch ungünstige Folgen es hatte, daß nur ein Gang für beide Aufgaben verwertet ist. Gerade beim Menschen, bei dem sich dank der starken Vergrößerung des Großhirnes, also auch des Schädelumfanges, die Geburt zu einem stundenlang dauernden, äußerst schmerzhaften Ereignis gestaltet, das auch den Scheidenausgang in schmerzhaftester Weise überdehnt, mußte die doppelte Aufgabe der Scheide zu schwerem Hemmnis werden. Denn vor dem Scheidenausgange ist ja, von uralten Zeiten her, das die Beglückung auslösende Organ gelegen. Wenn die Frau sich nicht der Aufgabe der Fortpflanzung entziehen sollte, mußte beim Menschen ein Geburtkanal (also eine Scheide und ein Scheidenausgang) geschaffen werden, der möglichst unempfindlich war, denn gerade der Mensch hat ja eine bewußte Erinnerung an erlebte Qualen. Die Schmerzhaftigkeit

der Geburt besteht, wenn auch nur in geringem Grade, schon bei den Säugetieren, konnte aber hier noch nicht die Arterhaltung gefährden, sondern ist noch vollständig gleichgültig für dieselbe, weil diese Tiere ja noch unfähig sind, die tieferen ursächlichen Zusammenhänge zeitlich getrennter Erscheinungen zu erkennen. Sie konnten nicht ahnen, daß der Geburtvorgang eine Folge ihrer vorangegangenen Paarung war. Deshalb hätte auch die schmerzhafteste Geburt das weibliche Tier von der Gewährung der sexuellen Gemeinschaft nicht abhalten können.

Anders beim Menschen. Hier war die Möglichkeit, den ursächlichen Zusammenhang beider Vorgänge zu erkennen, gegeben. Somit wurde innerhalb des Menschengeschlechtes die möglichst schmerzlose Geburt eine wichtige Sicherung der Arterhaltung. Je mehr sie aber erreicht wird, um so größer wird eine andere Gefahr für die Ausübung der Fortpflanzungaufgabe.

Die Unempfindlichkeit des Scheidenausganges, die für die Mutterschaft so bedeutungvoll ist, war für die Paarung höchst unerwünscht. Denn, wenn die Gemeinschaft nicht mehr imstande ist, beim Weibe die Beglückung auszulösen, so hört sie auf, für das Weib wünschenswert genug zu sein, ein Umstand, der für die Arterhaltung mindestens ebenso gefährlich wird, wie ein ungeeigneter Geburtkanal dies sein kann. Tatsächlich ist dieser Zwiespalt nicht gelöst, er ist eine unvermeidliche Folge unumstößlicher Naturgesetze, die bei ihrer Entwicklung der Lebewesen vom Einzeller zum Menschen alles schon zuvor Eingeführte verwerten und uralte Gesetzmäßigkeiten nicht umstürzen. Im Laufe der Menschengeschichte scheint nun eine Auslese zur Mutterschaft stattgefunden zu haben, die bei den sogenannten „höheren Rassen“ am auffälligsten eine immer besser gesicherte Unempfindlichkeit der Geburtwege erstrebt, so als sei es das Ziel dieser Auslese gewesen, den Ausgang der Geburtwege möglichst unempfindlich zu machen, indem sie das weibliche Begattungorgan rückbildet und es auch dem Scheidenausgang ferner, ventralwärts rückt (auch die bulbi vestibuli sind weniger entwickelt). So finden wir dieses Organ z. B. beim weiblichen Affen und bei vielen Naturvölkern, so bei den Bandingos und Abessiniern, noch viel größer als bei Rassen der „kultivierten“ Völker. Unter diesen sind zweifelsohne die Rückbildung des Organs und seine Entfernung vom Scheidenausgange bei der nordischen Rasse am weitesten fortgeschritten. Hierdurch ist in sehr vielen Fällen tatsächlich erzielt, daß nicht nur die Scheide, sondern auch der Scheidenausgang möglichst unempfindlich, also zum Gebärkanal vortrefflich geeignet ist, daß aber nunmehr die Gemeinschaft nicht mehr imstande ist, die Beglückung beim Weibe auszulösen.

Die hohe Bedeutung des ernsten Zwiespaltes zwischen den beiden lebenswichtigen Aufgaben der Geburtwege ist der Wissenschaft vollständig entgangen, und so kann es auch niemand wundern, daß die Ursache der Empfindunglosigkeit bei der Paarung, die sogenannte „Frigidität“ oder „Kälte“ vieler Frauen gänzlich verkannt worden ist.

Im Volksurteil herrschen die widersprechendsten Auffassungen, die alle im denkbar größten Widerspruch zu dem Tatsächlichen stehen, und auch in der Wissenschaft ist recht wenig und recht Irriges über dies Gebiet geschrieben worden. Hat man sich etwa von dieser Forschung aus der sehr verständlichen Scheu vor dem Gegenstande der Besprechung ferngehalten? Wohl sicherlich nicht, denn es gibt heute keine noch so zarte Frage des Lebens, die nicht schon längst in den Bereich der Besprechung gezogen worden wäre! Da die schriftstellerische Tätigkeit der vergangenen Jahrhunderte fast ausschließlich in den Händen der Männer ruhte, ist es begreiflich, daß die Schriftwerke ein ziemlich getreuer Gradmesser der männlichen Anteilnahme sind. Wir finden also die geringste schriftstellerische Tätigkeit auf den Gebieten, die den männlichen Geist am wenigsten beschäftigen. Sollte aber wirklich die Gesetzmäßigkeit der Frauenminne der männlichen Anteilnahme so fern liegen, wie das schmächtige Bücherverzeichnis der ärztlichen Wissenschaft über diese Frage es beweist? Wie erklärt sich dies? Nur ein Teil der großen Mehrzahl der Frauen, die an diesem Zustand zu leiden haben, gelangte in die Sprechstunde der Ärzte wegen Auswirkungen dieses Zustandes, oder weil sie an anderen Krankheiten litten. Da nun die große Mehrzahl der Frauen besonders in der zurückhaltenden nordischen Rasse auch dem Arzte gegenüber über ihr eignes Erleben, besonders über die Frage der Beglückung bei der Gemeinschaft verschwiegen bleibt, so konnte der ungeheuerliche Irrtum aufkommen, als handle es sich hier um eine „Krankheit“ und eine seltene Ausnahmeerscheinung.

Was nun gar die nichtärztliche Literatur auf diesem Gebiete angeht, so leistet auch sie sich das Denkbarste an Begriffsverwirrung und Irrtümern. Sie verkennt nicht nur diese hier genannten, sondern so ziemlich alle Sondergesetzlichkeiten des weiblichen Paarungwillens und stützt entweder die bekannte herrschende doppelte Moral auf solche Irrtümer, oder aber sie hält die Geschlechter für völlig gleichen Gesetzen unterworfen.

Wenn nun Völker, die Keuschheit, Zurückhaltung und Verschwiegenheit als wertvolles Erbstück ihrer Rasse zeigen, wie z. B. die nordischen Völker, überdies noch seit mehr als tausend Jahren durch die Fremdlehren mit der orientalischen Entmündigung und Unterordnung des Weibes bedacht worden sind, so wird erst recht kein Mensch Einblick

in die Gesetzmäßigkeiten des Weibes gewinnen können; denn wenn beide Geschlechter in dem bekannten Vorurteil auferzogen worden sind, daß des Weibes Aufgabe vor allem in der Glückbereitung für den Mann, nicht aber umgekehrt auch des Mannes Aufgabe die Glückbereitung für das Weib sei, so wird die Frau die ganzen Zustände, die sie erlebt, nur zu leicht für „natürlich“ halten, und der Mann wird wenig darüber nachdenken, ob er soviel Glück bereitet, wie er empfängt.

Angesichts der Versuchung für die ärztliche Wissenschaft, einen allerdings „unnatürlichen“ Zustand mit Krankheit zu verwechseln, müssen wir es fast begrüßen, daß erst in allerjüngster Zeit die Tatsache beachtet und bemerkt und mit einem Namen benannt wurde, daß sich überhaupt erst ein einziger Mediziner (O. Adler*) eingehend mit der sogenannten „Frigidität“ oder „Kälte“ der Frauen befaßt hat. — Er schätzt zwar ihre Häufigkeit annähernd richtig ein, bemüht sich aber, die Ursachen dieser Erscheinung in krankhaften Zuständen oder aber im Zusammenhang mit krankhaften Vorkommnissen, hauptsächlich aber in der Entartung (der „Degeneration“) der Rasse zu suchen. Welche Operationmethoden, welche Kuren wohl schon ersonnen worden wären, wenn sich die Ärzte rege mit der „Frigidität als Krankheit“ befaßt hätten, ist leicht vorstellbar.

Selbstverständlich hätte es niemals zu solchen Ausmaßen „unnatürlicher Zustände“ allein durch den von der Natur geschaffenen Zwiespalt der beiden Aufgaben der Geburtwege beim Weibe kommen können, wenn nicht das Menschengeschlecht durch Mißachtung der Naturgesetze unglaubliche Irrwege gegangen wäre, von denen die Unterjochung des Weibes, wie wir noch sehen werden, nur eine von vielen verhängnisvollen Irrwegen war. Nur so konnte es kommen, daß die Hilfswege, welche die Natur bei der Weiterentwicklung ging, um auch des Weibes Beglückung zu sichern, ihre wohltätige Wirkung zum Gutteil gar nicht entfalten können.

Die Stammesentwicklung lehrte uns also, daß die so häufige sogenannte Empfindunglosigkeit der Frau bei der Paarung gar keine solche ist, sondern daß die Voraussetzungen zu der Auslösung der Beglückung bei der Frau von Natur aus dank der wachsenden Geburtschwierigkeiten, die letzten Endes mit der Fortentwicklung des menschlichen Großhirnes (dem verhältnismäßig großen Umfang des Kinderkopfes) in innigem ursächlichem Zusammenhang stehen, erschwert und bedroht sind.

Selbstverständlich würden diesem Zwiespalte recht sichere Grenzen gesetzt gewesen sein. Immer wieder hätte die gute Eignung zur Mutter-

* „Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes.“ Berlin 1904

schaft einer besseren Eignung zur Paarung weichen müssen, wenn der Nachteil dieser Gesetze voll zur Geltung hätte kommen können. Dieser beruht aber offenbar darauf, daß eine Gleichgültigkeit jener Frauen, die keine Beglückung erleben können, gegenüber der Paarung an sich gar bald eintritt. Immer wieder wäre ein großer Teil dieser Frauen deshalb überhaupt nicht zur Fortpflanzung gekommen, hätte also seine anatomische Eigenart nicht weiter vererbt, und auf diese Weise wäre die Gesamtzahl der „empfindunglosen" Frauen über eine gewisse Zahl hinaus niemals angewachsen, während wir tatsächlich z. B. bei der nordischen Rasse mindestens 80% Frauen finden, die bei der Paarung niemals oder nur selten die Beglückung erleben.

Dieser natürlichen Auslese, die immer wieder stattgefunden und die Zahl der „Empfindunglosen" beschränkt hätte, standen aber mächtige Hemmnisse entgegen. Die seelische Fortentwicklung des Menschengeschlechtes hatte eine gewaltige Entfaltung, ja ein Vorherrschen der Mutterliebe beim Weibe zur Folge. Sie bewirkte, daß der Frau in vielen Fällen die Paarung nur als Ursache ihrer Mutterschaft sehr wünschenswert erscheint, selbst wenn sie nicht imstande ist, die Beglückung bei ihr auszulösen. Dank dieser Tatsache kommt eine große Anzahl empfindungloser Frauen, die ja auch für die Mutterschaft recht gut geeignet sind, zur Fortpflanzung und kann ihre anatomische Eigenart auf die Nachkommen vererben.

Weit wichtiger aber als diese Begleiterscheinung der seelischen Fortentwicklung des Menschengeschlechtes sind Gegengewichte, die letzten Endes auf der vollständig veränderten Stellung des weiblichen Geschlechtes dem männlichen gegenüber im Vergleiche zu derjenigen in der Tierwelt beruhen. Als die Vorwesen der Menschen den aufrechten Gang annahmen, als die Vorderbeine sich zu Greiforganen umbildeten, wurde nicht nur ihr Daseinskampf in mehr als einer Beziehung erleichtert, sondern es wirkte sich diese Wandlung auf alle Gebiete ihres Lebens und Erlebens aus, so auch auf die Betätigung des Arterhaltungwillens und zwar mittelbar und unmittelbar. Mittelbar wandelten sich die Gesetzmäßigkeiten dieses Willens durch den ungeheuren Vorteil, den die Greiforgane, besonders die Hände für Ansammeln und Aufspeichern der Nahrungvorräte haben sollten, denn durch die Benutzung der Hände war dieses Lebewesen imstande, sich viel erfolgreicher zu seiner Nahrung zu verhelfen. Es war den starken, alljährlich wiederkehrenden Schwankungen der Ernährung nicht mehr so ausgesetzt wie seine Stammesvorfahren. Diese gleichmäßigere Ernährung das ganze Jahr hindurch hatte wohl auch in der Hauptsache den Ausgleich der ausgeprägten

Schwankungen seines Paarungwillens zur Folge. Wenigstens nehmen wir auch wegen unserer Erfahrungen an Haustieren einen derartigen Zusammenhang heute noch an. An Stelle der seltenen überstarken Brunstzeiten und der mit ihnen abwechselnden Zeiten von vollständiger Gleichgültigkeit sehen wir bei diesen, vor allem beim männlichen Tiere eine bedeutende Herabsetzung der großen Schwankungen. Die Tragweite dieser Umwandlung wurde aber bisher überhaupt nicht beachtet. Wer dieses Verhalten der männlichen Haustiere begreifen will, muß freilich jene alte Gesetzmäßigkeit aus den Zeiten der äußeren Befruchtung kennen, nämlich die leichtere Anregbarkeit, also auch Abhängigkeit des männlichen vom weiblichen, die geringere Abhängigkeit des weiblichen vom männlichen Geschlechte.

Wenn die Zeiten der Gleichgültigkeit beim Menschen auch in Wegfall kamen, so mußte, da er das gleiche Stammeserbgut aus der Stufe der äußeren Befruchtung in sich trägt, auch für das männliche Geschlecht eine größere Abhängigkeit des Mannes vom Weibe die Folge sein. Wir sehen als Wirkung dieser Verhältnisse die von den Ethnologen irrtümlich nur durch die Mutterschaft erklärte Weiberherrschaft bei vielen Urvölkern.

Dem gegenüber konnte die Frau sich dem Wollen des Mannes nicht in dem gleichen Maße entziehen, wie dies in der Welt der Vierfüßler möglich ist. Überall da, wo der Mensch auf der tiefen Stufe des tierischen Paarungwillens verharrt, wo er keine seelisch verwobene Minne erlebt, ja wo er so oft tief unter das Tier herabsinkt, weiß er auch seine Arme zu mißbrauchen, um die Ablehnung des Weibes zu erschweren. Überall da, wo wie z. B. in christlichen Völkern Gehorsam unter den Willen des Mannes, der „Gewalt" über die Frau hat (wie es im Neuen Testament heißt), gefordert wird, wo die Frau in der Ehe entmündigt ist, wird solchem Herabsinken unter die Stufe des unterbewußten Tieres der Weg weit geöffnet und der Mißbrauch der Körperkraft von seiten des Mannes nahegelegt. Es wird aber auch durch solche widernatürlichen Machtverhältnisse der Geschlechter der uralten Gesetzmäßigkeit zuwidergehandelt, die uns unsere stammesgeschichtliche Betrachtung kündete, die da will, daß die Zeitwahl zur Paarung abhängig ist von dem Zeitpunkt der Eireifung. Noch bei den höheren Säugetieren ist dieses Gesetz aus ältesten Zeiten vollständig erhalten. Erst die Veränderungen, welche die Eireifung begleiten, bewirken, daß das männliche Tier den gesteigerten Willen zur Gemeinschaft hat und bewirken, daß sie überhaupt möglich wird, weil das weibliche Tier nur dann zur Gemeinschaft zuläßt. Diese Zuwiderhandlung des Menschen gegen das alte Gesetz mußte nun die Empfindung-

losigkeit der Frau bei der Paarung noch häufiger machen, als dies durch die oben gezeigten Veränderungen innerhalb des Menschengeschlechtes an sich schon der Fall ist. Da bei vielen Frauen dieser alte Rhythmus noch besteht, bei allen aber in den Anfangsjahren der Reife nachweisbar ist, findet so durch die Nichtbeachtung dieses Gesetzes die Paarung in sehr vielen Fällen statt, bei denen die weiblichen Organe nicht in der Verfassung sind, Beglückung erleben zu können. Eben weil die stammesgeschichtlich alte Steigerung der Eignung zur Paarung kurz vor und kurz nach der Eireifung (die beim Menschengeschlecht in dem zeitlichen Abstand eines Monats statthat), mit der genannten Einschränkung bis heute noch deutlich erkennbar ist, sind wir voll berechtigt, die herrschenden Zustände, bei denen des Mannes Wunsch fast allein ausschlaggebend ist, für die Gemeinschaft unnatürlich zu nennen. Nicht etwa für die Häufigkeit, wohl aber für die Seltenheit der Paarung müßte die Zeit der Eignung des weiblichen Geschlechtes bestimmend sein, um die Empfindunglosigkeit der Frau seltener werden zu lassen.

Noch in einer anderen Beziehung hat die Unterordnung des Weibes die Empfindunglosigkeit häufiger gemacht. Bei der Unabhängigkeit des weiblichen Geschlechtes, wie wir sie bei den höchsten Säugetieren antreffen, würde die Unempfindlichkeit bei der Gemeinschaft bald dazu geführt haben, daß das weibliche Geschlecht sich ihr überhaupt entzogen hätte. Dies sehen wir deutlich an seiner ablehnenden Haltung in den Zeiten der Gleichgültigkeit. Ganz anders ist es bei den Menschen, vor allem in jenen Völkern, die Männerherrschaft eingeführt haben. Hier wächst die Frau in der allseitig herrschenden Auffassung auf, daß ein Vom-Manne-zur-Ehe-gewählt-werden schlechthin eine Ehrung ist, doch das Unvermähltsein eine Art Schande, zum mindesten aber eine etwas peinliche Angelegenheit sei. So kommen Frauen zur Ehe und zur Mutterschaft, ohne daß die erste, nicht nur moralische, sondern auch körperliche Voraussetzung gegeben ist, daß ein starker Wille zur Gemeinschaft, und sei es auch nicht Minne, sondern doch wenigstens ein Paarungwille in ihnen erwacht wäre. Sie kommen zu dieser Gemeinschaft, wie immer auch ihre Organe für die Beglückung ungeeignet sein mögen. Dadurch wirkt die natürliche Auslese innerhalb des Menschengeschlechtes nicht in dem obengenannten, die Empfindunglosigkeit hemmenden Sinne, und die „Frigidität" der Frauen kann sich ungehemmt vermehren. Ja, wir können ruhig behaupten, daß sie bei Fortdauer der Unterordnung des weiblichen Geschlechtes in absehbaren Zeiten die Regel sein wird.

Aber noch in einem anderen Sinne hat die Unterordnung des Weibes die Sitten der Menschen unnatürlich gestaltet, hat sie in Gegensatz zu

wichtigen Gesetzmäßigkeiten gestellt, die wir in den ältesten stammesgeschichtlichen Entwicklungzeiten erkennen konnten. Aus den Zeiten der äußeren Befruchtung wurde bis in die höchsten Tierformen eine anfängliche Gleichgültigkeit des weiblichen Geschlechtes gegenüber der Gemeinschaft übernommen. Daher können wir überall im Tierreich beobachten, daß das männliche Geschlecht durch Werben selbst in der Zeit der weiblichen Bereitschaft (also kurz vor und kurz nach der Eireifung) die anfänglich gleichgültige, ja ablehnende Haltung des weiblichen Tieres besiegen muß, ehe dieses die Paarung gewährt. Die Wissenschaft spricht hier von einem „Liebesspiel". Es ist bei diesen Tieren dadurch sichergestellt, daß auch das Wohlempfinden des männlichen Tieres hierdurch erhöht wird. Das Menschengeschlecht zeigt nun besonders in all den Völkern mit Männerherrschaft, jenem widernatürlichen Machtverhältnis der Geschlechter, eine sehr widernatürliche Wandlung der Verhältnisse. Die Werbung kommt nur zu oft vollständig in Wegfall. Diese Tatsache mußte doppelt verhängnisvoll werden, je stärker sich die anatomischen Veränderungen im Sinne eines schmerzlosen Geburtsweges bemerkbar machten. Gerade diese Veränderungen hätten ja eine Steigerung der Werbung vor der Gemeinschaft notwendig gemacht. Wenn wir uns ein Bild von der Ungunst der Verhältnisse machen wollen, so erinnern wir uns in diesem Zusammenhang daran, daß unter diesen ungünstigen Vorbedingungen noch gegen jenes andere uralte Gesetz, die Paarung in ihrer Seltenheit von den Zeiten der Eireifung abhängig zu machen, verstoßen wird.

Endlich tritt für die Beglückung des Weibes noch eine Gesetzmäßigkeit innerhalb des Menschengeschlechtes in Kraft, die bei der Tierwelt noch überflüssig war. Auch diese Eigenart wird kaum beachtet. Wir wissen schon lange, daß das günstigste Alter zur Mutterschaft erst in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, also erheblich später liegt als der Eintritt der Geschlechtsreife. Es mußte also im Sinne der Arterhaltung wichtig sein, eine vorzeitige Schwangerschaft unwahrscheinlich zu machen. Wir sehen deshalb eine bei den verschiedenen Rassen allerdings recht ungleich ausgeprägte, geringe Erregbarkeit des Mädchens, ehe das Alter gesunder Mutterschaft erreicht ist, die einen wesentlichen Schutz gegenüber einer vorzeitigen Schwangerschaft bedeutet. Wir werden auch später davon hören, daß diese geringe Erregbarkeit (die Wissenschaft nennt sie die „Frigidität" des Mädchens) erst ganz allmählich durch die Werbung und die sexuelle Gemeinschaft einer größeren sexuellen Erregbarkeit weicht, und daß erst dann die orgastische Fähigkeit erwacht und sich allmählich steigert. Da nun aber die Unterjochung des weiblichen Geschlechtes die

Werbung häufig mindert, wird in sehr vielen Ehegemeinschaften dieser Anfangszustand überhaupt nicht überwunden und in einen lebenslänglichen verwandelt, ohne daß Berechtigung gegeben wäre, von einem krankhaften Zustande der Frau zu reden.

Während der törichte, den Sinn des Menschenseins verkennende Selbsterhaltungwille die Naturgesetze mit Füßen trat und jenen Zwiespalt, den unumstößliche Naturgesetze nicht verhindern konnten, nur noch steigerte, des Weibes Beglückung in der Gemeinschaft in noch weit höherem Maße erschwerte, als unsere bisherige Darstellung dies schon andeuten konnte, ging die Natur ihren wunderbaren Weg, der uns mit einemmal des Weibes Los fast sinnvoll erscheinen läßt, sinnvoll, weil er die Menschen beinahe darauf stößt, ihr Erleben aus dem engbegrenzten Gebiet, welches das Erbgut des unterbewußten Tieres anweist, zu befreien: Hier zum erstenmal tritt hilfreich jenes andere Erbgut des Einzellers im Menschen auf und raunt ihm zu, den Willen zur Paarung aus der Enge des unterbewußten Tieres zu weiten zu dem Annäherungwillen, zu dem Anlehnungbedürfnis, ja Verschmelzungwillen, wie ihn die Einzeller bei der sogenannten „geschlechtlichen Befruchtung" zeigen (s. o.). Es ist der allererste Schritt zu einem wunderbaren Weg der Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne, der zunächst nur körperlich in Erscheinung tritt und das Anschmiegungbedürfnis von dem engen Gebiet der Begattungorgane auf die ganze Gestalt des zur Gemeinschaft erwählten Menschen ausdehnt.

So wie jene Urwesen sich dank des „Zytotropismus" aneinander anschmiegen und erst recht bei der Konjugation und Kopulation sich umfangen und miteinander verschmelzen, so tritt ein Anlehnungbedürfnis, ein körperlicher Verschmelzungwille bewußt im Menschen auf, der zu den Umarmungen und Liebkosungen führt und zunächst rein körperlich die Oberfläche des Körpers den Willen zur Gemeinschaft miterleben läßt, der beim unterbewußten Tiere nur auf die Zone der Paarungorgane begrenzt ist.

Solchem Wollen, solchem ersten geheimnisvollen Schritt des Aufstieges des Paarungwillens zur Minne, der gleichzeitig auch der Rettungweg für das Weib vor dem Schicksal der Empfindlosigkeit werden sollte, kam nun die Stammesentwicklung in wunderbarer Weise entgegen. Sie erleichterte das Erwachen solchen Wollens und sicherte ihm Erfüllung. Nur so findet die merkwürdige Tatsache ihre sehr einfache Erklärung, daß den Vorwesen der Menschen die ursprüngliche Fellbekleidung des ganzen Körpers verkümmerte. Sie blieb nur an wenigen Stellen bestehen. Dies kann ebensowenig seine Ursache in der Tatsache der Anlegung

einer Bekleidung haben, als im Unterschiede der Witterung. Die Fellbekleidung schwand nämlich ebenso bei den Völkern, die keine Kleidung anlegten, als bei denen, die diese Gewohnheit annahmen. Sie schwand ebenso bei den Bewohnern der heißen als bei jenen der gemäßigten und der kalten Zonen. Die Art der Reste dieser Fellbekleidung (die zum Teil zu den „sekundären Geschlechtsmerkmalen" gehören) deutet überdies auf Zusammenhänge mit dem Paarungwillen, die uns verständlich werden, wenn wir die Wandlungen beim Menschengeschlecht im Vergleich zu der Tierwelt beachten. Die Entwicklung des Tastsinnes beim Menschen nach Einführung des aufrechten Ganges unter Verwertung der Hände führte zu Liebkosungen, die um so besser empfunden werden konnten, je mehr die Fellbekleidung verkümmerte. Allmählich wurden bei den späteren Geschlechterfolgen die Nervenendigungen der Haut auf der ganzen Körperfläche empfindlicher für diese Liebkosungen, und die Nervenreize bewirkten ihrerseits eine gesteigerte körperliche Eignung zum Erleben der Beglückung in den Organen der Paarung. Es erwachte also in all diesen Zonen des Körpers jener uralte Wille der einzelligen Urwesen zur innigen Anlehnung, ja Verschmelzung, und die Nervenendigungen ermöglichten das bewußte Erleben eines Wohlempfindens, welches eine Ähnlichkeit mit der beginnenden Beglückung der Organe der Paarung aufweist.

Für das weibliche Geschlecht mußte, je mehr die oben genannten Veränderungen einsetzten, dieses Erbe der Urwesen, dies Wollen und das Erwachen der ganzen Körperoberfläche wichtiger als für das männliche werden. Tatsächlich ist beides auch bei ihm viel stärker ausgebildet als beim Manne. Die Hautoberfläche des ganzen Körpers wird also hier mit dem Willen zur Paarung verwoben oder sie wird, wie die Wissenschaft sagt, zur „erogenen Zone", die Stellen der Körperoberfläche, die eine besonders zarte Hautbedeckung besitzen, werden zu den „erogenen Zonen im engeren Sinne".

Es bedarf wohl kaum des Hinweises, wie sehr dieser von dem engen Gebiete der Paarungorgane nunmehr auf die ganze Gestalt des Erwählten erweiterte Verschmelzungwille, dem die Stammesentwicklung so zur Erfüllung verhalf, die oben genannten Gesetze der weiblichen Beglükkung, oder vielmehr die drohende Gefahr, daß sie ausbleibt, verschleiert hat und zwar sowohl vor dem Weibe selbst als auch vor dem Mann. Dies ist um so verhängnisvoller, als das Erleben eines Wohlempfindens durch die Anregung der „erogenen Zonen", das nicht mit dem Erleben der Beglückung abschließt, auf die Dauer sehr ernste Wirkung auf das Nervensystem hat. Hierauf werden wir noch zurückkommen müssen. Doch begrüßen wir den Reichtum des Erlebens, der allein schon durch diesen

ersten schüchternen Schritt aus der Enge des tierischen Paarungwillens gesichert wurde trotz der neuen Gefahr, die er zeitigte. Wir begrüßen das Auftauchen des Erbgutes jener einzelligen Urwesen, wenn es auch hier erst einen kleinen Teil seines Segens für das Minneerwachen kund tut.

Wir wollen das Erbgut der unterbewußten Tiere in dem Menschen aber nicht verlassen, ohne darauf hinzuweisen, wie vollkommen der tierische Paarungwille die heiligen Gesetze der Rassereinheit hütet (mit Ausnahme jener Tiere, die als Haustiere vom Daseinskampf befreit, ein unnatürliches Leben führen und dadurch instinktstumpfer sind). Tief ist der Mensch unter solche vollkommene Erfüllung der Arterhaltung herabgesunken. Seit Jahrtausenden haben indische Religionen aus der indischen Entartungzeit, und seit mehr als tausend Jahren hat das Christentum den Völkern die Unantastbarkeit und Heiligkeit der Rassereinheit verhüllt, ja durch viele der Lehren die Rassenmischung geradezu gefördert, und hiermit auch ganz zwangsläufig ungewollt die Entartungformen des Paarungwillens geradezu begünstigt. Was wir heute um uns an Stumpfheit gegenüber den Forderungen der Rassereinheit sehen, kann kaum überboten werden, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß Mischlinge natürlich zu weiterer Mischung erst recht neigen, und daß eine Mischung der Rassen sehr oft eine ins krankhaft gesteigerte Leidenschaftlichkeit anstelle des gesunden Paarungwillens treten läßt. Ganz abgesehen von dem Unheil, das dem Minneerleben aus dem seelischen Mißverstehen der mit unterschiedlichem Rasseerbgut bedachten Gatten einer Mischehe erwächst und im Mißverstehen der Kinder zu den Eltern und Kinder zueinander seine Ursache hat, bedeutet Rassenmischung Volksuntergang.

Hiermit wären wir zu dem wesentlichen Gebiete unserer Betrachtung, nämlich zu der Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne innerhalb des Menschenlebens hinübergeführt, einem Gebiete, auf dem man die Gesetze des ererbten Paarungwillens nicht in Unkenntnis mit Füßen treten darf, sondern unter Heilighaltung dieser Gesetze die reichste Entfaltung erleben kann.

Entwicklung des Paarungwillens zur Minne.

Als unser Erkennen durch die Tatsache der Entwicklunggeschichte erweitert wurde, erfuhr es im gleichen Augenblick eine unselige Trübung durch die Lehre von der Fortentwicklung des Menschen zum Übermenschen. Man sprach und spricht mit Recht von einer Entwicklung „innerhalb der Menschheit", aber man unterschiebt diesem Worte die Deutung einer Entwicklung im naturwissenschaftlichen Sinne. Diese Deutung aber ist ein unheilvoller Irrtum, denn von einer Fortentwicklung über den Menschen hinaus weiß uns die Naturwissenschaft nichts zu sagen. Sie kann im Gegenteil nur bestätigen, daß seit den ersten Tagen der ersten Menschengeschlechter die anatomische und die physiologische Beschaffenheit im wesentlichen die gleiche blieben. —

Wenn wir daher im Folgenden wieder und wieder von der Entwicklung innerhalb der Menschengeschichte sprechen, so verstehen wir darunter lediglich all die gewaltigen Wandlungen des Menschengeschlechts, die auf immer vollkommenerer Verwertung der in der menschlichen Anlage gegebenen geistigen Fähigkeiten beruhen.

Da diese dank der Vernunftbegabung des Menschen in Werken und Worten dem kommenden Geschlecht weitergegeben werden, zum Teil auch Erkenntnisse und Erlebnisse im Unbewußten als „Mneme" (d. h. unbewußtes Erinnern) vererbt werden, so kann ein Menschengeschlecht geistig auf den Schultern des vorangegangenen stehen. Aus Werken und Wirken der Vernunft entstand so die Zivilisation, aus Werken und Wirken der Genialität, geboren aus dem Erleben des Göttlichen in der Menschenseele, aber wurde die Kultur. — Diese gewaltige Bereicherung konnte nicht ohne Einfluß auf den Paarungwillen bleiben. Wir werden daher im Laufe der Menschengeschichte eine „Bereicherung durch Vergeistigung" dieses Willens erwarten. Da aber die Entwicklung des Großhirns den Menschen zur Erkenntnis der Umwelt und zum Nachdenken über die Umwelt führte, wird es uns von vornherein ebenso wahrscheinlich sein, daß der Mensch den Entwicklunggang in mannigfacher Weise — durch die Früchte seines Nachdenkens — zu beeinflussen suchte.

Die Vergeistigung des Paarungwillens in höchster Form zu verwirklichen, war in der Tat immer wieder das Ziel einzelner, das Ziel ganzer Religiongemeinden. Die ungeheure Macht dieses Willens über den

Menschen führte zu dem Glauben, daß er im Zusammenhang mit übermenschlichen Gewalten stehe. In den ältesten Religionen wird daher die geschlechtliche Gemeinschaft mitunter zu einer geweihten Handlung erhoben. Andere Religionen, so auch die christliche, haben zwar auch an dem Zusammenhang dieses Erlebens mit außermenschlichen Mächten festgehalten, da sie aber erfuhren, daß es am häufigsten und nachdrücklichsten von allen Lebenstrieben die Vergeistigung verhindert, so war es in ihren Augen eine teuflische Macht. Und von nun an wurde, um die Seele des Menschen zu retten, das Ideal der grundsätzlichen Entsagung, der „Askese" gelehrt, die Beglückung, überhaupt die Sinnenfreude zur Sünde ernannt. Um die Rasse zum Aussterben zu bringen, wird von Volksfeinden neuerdings auch Verachtung des Paarungwillens, „Kameradschaftehe" ohne Paarung in gleißenden Romanen, die zu Perversionen hinlocken, gepredigt, ein noch widernatürlicheres, asketisches Ideal greift in der Jugend um sich.

Die Genialität selber aber ging ganz andere Wege, die wieder einmal der Stümperarbeit der irrenden Vernunft des Menschen weit überlegen war, um allmählich den Zwiespalt zwischen dem göttlichen Sinn des Menschenlebens und den Forderungen des Paarungwillens zu lösen. Dabei betätigte sich nun auch die halb erkennende und deshalb irrende Vernunft des Menschen, um mit einer solchen Fülle von Wirrnis und Irrung alle diese Segnungen der Vergeistigung des Paarungwillens, welche die Genialität im Menschen bereitete, selten werden zu lassen.

Die Vergeistigung konnte von der Genialität auf zweierlei Weise erreicht werden. Einmal dadurch, daß der Paarungwille allmählich mehr und mehr mit seelischen Eindrücken verknüpft wurde, zum anderen auch, daß die Beglückung selbst von seelischen Einflüssen abhängig wurde. Tatsächlich hat die Genialität im Menschen beide Wege beschritten. Dieser Aufstieg ist nicht so zu denken, daß sich nun noch eine Entwicklung im naturwissenschaftlichen Sinne innerhalb des Menschengeschlechtes gezeigt hätte, nein, auf diesem weiten Weg der Entwicklung des Paarungwillens, wie die unterbewußten Tiere ihn erleben, bis hinauf zu dem Reichtum durchseelter Minne konnte kein Geschlecht dem kommenden das persönlich Erworbene einfach vererben. Im gewissen Sinne muß diese Entwicklung in jedem einzelnen Menschen erlebt werden, und jede einzelne Seele entscheidet selbst darüber, auf welcher Stufe sie verharrt, zu welcher sie aufsteigt, oder gar zu welcher sie hinabsinkt. Wir werden im folgenden noch erkennen, wie unsagbar viel Leid unter den Menschen dadurch geschaffen wird, daß sie kein Wissen von der ungeheuren Kluft, welche die verschiedenen Entwicklungstufen voneinander trennt, haben,

und daß nun Menschen, die ganz verschiedene Entwicklungstufen wählten, glauben, einander glücklich machen zu können, nur weil sie dieselben Worte für ihr Erleben gebrauchen und auch einheitliche, äußerlich sich gleichende Liebkosungsformen als Äußerung ihres Paarungwillens zeigen.

Wenn wir nun auch eine Entwicklung innerhalb der Menschengeschlechter im naturwissenschaftlichen Sinne nicht haben, so ist doch jeder einzelne Mensch, der heute geboren wird, nicht in der gleichen Lage, wie ein Steinzeitmensch es war; denn jedes Menschengeschlecht gab den kommenden Geschlechtern das köstliche Geschenk der in heiliger Minnebegeisterung geschaffenen Werke, die das hohe Ziel einer durchseelten Wahlverschmelzung den kommenden Geschlechtern verheißend vor die Seele führen. So erfahren diese neben den häßlichen Bildern der Verwahrlosung auch eine reiche Anregung zu den höchsten Zielen, und in ihnen kann hierdurch das Erbgut der einzelligen Urwesen (s. o.), aber auf seelische Werte gerichtet, geweckt werden.

Aber gerade, weil die Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne für die seelische Entwicklung des Menschen von so hoher Bedeutung ist und nicht fertig ererbt wird, stünde sie in zu hoher Gefahr, wenn sie allein auf die Erweckung durch die Kunstwerke von minnebegeisterten Menschen angewiesen wäre. Wir sehen als sicheren Schutz des Menschen vor dem Verharren auf der Stufe des unterbewußten Tieres das Selbsterwachen des Erbgutes der Einzeller im Menschen und erfuhren im letzten Abschnitt, daß schon auf körperlichem Gebiete rettend und bereichernd das Erwachen dieses Erbgutes das Wohlempfinden von der engen Sphäre der Begattungorgane auf die übrige Körperoberfläche ausdehnt. Da nun, wie wir sahen, die körperliche Beschaffenheit des Menschen (Fortfall der Fellbekleidung, Verhalten der Nervenendigungen) dies bei jedem einzelnen schon vorbereitet hat, so bahnt sich auch der Weg zur Vergeistigung bei den meisten im Einzelleben, man möchte sagen, von selbst an. Wir werden aber auch gewaltige Hindernisse, die der einzelne Mensch und die Einflüsse der Umwelt solchem Wege entgegenstellen, noch kennen lernen. Deshalb hat es seine hohe Bedeutung, daß auch das Erbgut des unterbewußten Tieres schon die ersten Stufen der Verwebung des Paarungwillens mit den höheren Nervenzentren aufweist, daß also auch dieses Erbgut schon die ersten Schritte der Vergeistigung enthält. Um dies klar zu erkennen, müssen wir noch einmal einen Blick auf die noch gänzlich unvergeistigte Form der Erweckung des Paarungwillens im Tierreich werfen.

Die noch gar nicht vergeistigte Form dieses Triebes zeigt als einzigen Zusammenhang mit dem Zentralnervensystem (d. i. Gehirn und Rükkenmark) die Verbindung des Paarungorganes mit einem bestimmten Nervenzentrum im Lendenmark, dem unteren Teil des Rückenmarkes. Dieses Zentrum wird gereizt, wenn eine bestimmte (physiologische) Veränderung in den Organen stattfindet, die gekennzeichnet ist durch eine stärkere Durchblutung. Falls dieser Zustand lediglich dadurch eingetreten war, daß gewisse chemische Stoffe, „Hormone" genannt (auf die wir noch zu sprechen kommen), im Blute kreisen, so ist die Reizung des Nervenzentrums im Lendenmark, die, den Trieb steigernd, zur Paarung treibt, unter Ausschluß des Großhirnes, unter Ausschluß jeder seelischen Verknüpfung zustande gekommen.

Diese alterälteste Form, die noch gar nicht seelisch verknüpft ist, hat sich trotz aller höheren Formen neben diesen bis heute erhalten. Wir finden sie bei manchen Menschen sogar nicht als seltenes Vorkommnis, sondern als einziges Erleben.

In seiner Allgemeinheit wäre durch sie die innere Befruchtung nicht genügend gesichert, deshalb mußte schon bei den unterbewußten Tieren der Geschlechtstrieb durch bestimmte Verknüpfungen mit dem Großhirn auf Vertreter des anderen Geschlechtes gerichtet werden. Die entwicklunggeschichtlich ältesten hierzu führenden seelischen Verknüpfungen mit den Sinnesorganen sind auch noch beim Menschen vorhanden. Je mehr aber noch jede andere seelische Verknüpfung fehlte — also in den stammesgeschichtlich ältesten Zeiten —, um so mehr mußten die seelischen Verknüpfungen sich einem Sinnesorgan zuwenden, welches das Zustandekommen der inneren Befruchtung — also die körperliche Annäherung — sicherte. Hierzu war das Geruchsorgan am besten geeignet. Tatsächlich stellt die Verknüpfung mit diesem Sinnesorgan die älteste Form der Vergeistigung dar, insofern, als nun nicht mehr eine Reizung des Lendenmarkes allein bestimmend für das Erwachen des Paarungwillens ist. Doch ist dies nicht der einzige Schritt der Vergeistigung, den wir schon bei den unterbewußten Tieren finden, sondern es läßt sich auch bei ihnen eine Erweckung des Paarungtriebes durch Eindrücke auf die übrigen Sinnesorgane nachweisen.

Über den Zeitpunkt des Auftretens dieser neuen Verwebungen ist heute noch manches nicht aufgeklärt, in jüngster Zeit hat sich herausgestellt, daß wir hierüber manche falsche Vorstellung hatten, weil wir den so häufigen Fehler machten, bei der Untersuchung unsere eigenen Wahrnehmungen auf die Tiere zu übertragen. Von dem Wohlgefallen unseres Auges, von unseren Schönheitbegriffen ausgehend, haben

wir z. B. die Bedeutung der Wahrnehmungen des Auges für den Paarungwillen in sehr frühen Zeiten der Stammesgeschichte überschätzt. So haben wir uns etwas voreilig über die Anlegung eines „Hochzeitkleides" (einer besonders farbenfreudigen Beschuppung) bei manchen Fischen gefreut, bis uns Heß durch seine Versuche in jüngster Zeit nachgewiesen hat, daß jene Fische selbst, dank der Beschaffenheit ihrer Augen, gar nicht in der Lage sind, die schönen Farben dieser Beschuppung zu erkennen. Dagegen ist wohl sicher, daß das Weibchen der Vögel die Farbenpracht des Männchens wahrnimmt, weshalb es denn auch zum Zwecke der Werbung sehr auffällig seine Farbenpracht dem Weibchen vor Augen führt, wie man dies z. B. bei dem Pfau beobachtet. Deshalb kann auch eine Kolibri-Art, die in einem viel zu harten Daseinskampfe steht, als daß das Männchen sich eine schillernde Farbenpracht des Gefieders leisten könnte,* das Wohlgefallen des Weibchens bei der Werbung durch die Schönheit des Hochzeitheimes erwecken. Es schmückt nämlich die Hochzeitstätte mit bunten Steinchen und erreicht so das Ziel seiner Werbung. Erst nach der Hochzeit baut es dann mit dem Weibchen zusammen ein nützliches, möglichst unauffälliges Nestchen für die Brut.

Noch sicherer sind unsere Beweise für die Verknüpfung der Eindrücke des Gehörs mit dem Paarungwillen der höheren unterbewußten Tiere. So kann z. B. kein Zweifel daran sein, daß der Gesang der Vogelmännchen ein Werbemittel ist, das bei dem Vogelweibchen Wohlgefallen erwecken und dadurch wieder den Paarungwillen in ihm wachrufen soll.

Über diese genannten Verknüpfungen hinaus ist aber die Vergeistigung des Paarungwillens in der Tierwelt nicht gegangen. Erst innerhalb des Menschengeschlechtes ist hier dank der Entfaltung des bewußten Seelenlebens ein großer Wandel eingetreten. Zwar finden wir die Sinnesorgane auch heute noch als wichtigste Vermittler der Werbung und der Anregung, aber allmählich wurden auch alle anderen Seelenfähigkeiten mittelbar und unmittelbar hineinbezogen in den Machtbereich dieses Mittleramtes, und dadurch wurde die Vergeistigung des Paarungwillens weitgehend gesteigert. Hierbei sehen wir aber alle ursprünglichen Formen der Einflüsse auf den Paarungwillen aus den ältesten Zeiten nicht aufgegeben, sondern voll erhalten und jede neu gewonnene Verwebung mit der Seele der schon Vorhandenen zugefügt. Dadurch wurde diese Entwicklung eine unendliche Quelle der Bereicherung, führte zu einer solchen Fülle des wechselnden Erlebens, daß wir nicht nur vollbe-

* Amblyornis inornata, das Männchen dieser Kolibri-Art trägt unscheinbares, schwarzbraunes Gefieder.

rechtigt, sondern sogar gezwungen sind, hierfür einen anderen Namen zu wählen. Wir nennen es im Unterschied zum Paarungwillen, wie schon oben gesagt wurde, Minne und betonen noch einmal, daß diese Minne alle Gesetze und das Wollen des Paarungwillens in sich schließt und sie nur unendlich bereichert und vertieft. Keineswegs also ist die Minne ein Erleben, das verächtlich auf den Paarungwillen, seine Beglückung und seine Gesetze als auf etwas tiefstehendes „Tierisches" herabschaut, das mit der Würde des Menschen nicht so recht zu vereinbaren wäre, diese Gesetze deshalb abstreife, sich der Beglückung schäme oder sie wohl gar mit Füßen treten wolle. Wir erinnern hier noch einmal daran, daß diese Minne in der Sprachwirrnis der Menschen genau so wie der Paarungwille mit dem Worte Liebe benannt worden ist, also mit dem gleichen Worte, mit dem man die Gefühle der Zuneigung der Menschen untereinander, die mit dem Paarungwillen überhaupt nichts zu tun haben, bezeichnet. Bei solcher Sprachverwirrnis wurde jener unsäglich stümperhafte und unheilvolle, von der menschlichen Vernunft ersonnene Weg vermeintlicher Vergeistigung des Paarungwillens noch unterstützt, der da meint, er könne das Seelenheil der Menschen durch Verachtung des Paarungwillens, durch „Abtötung der Sinne" fördern, und diese Verkrüppelung des Menschen ermögliche dann eine „Vergeistigung". Wir können das Wort „Minne", das die Heiligkeit der Paarung in voller Bejahung aller Gesetze des Paarungwillens und seiner naturgewollten Form der Beglückung mit dem Reichtum aller seelischen Verwebungen dieses Willens und seiner Unterordnung unter die göttlichen Wünsche in sich schließt, gar nicht scharf genug von solcher von Menschen ersonnenen Verkrüppelung, die sie Vergeistigung nennen, trennen. Die Minne in unserem Sinne ist das einzige Erleben, das eine volle Einheit stärkster körperlicher und seelischer Ereignisse verwirklicht, und hierin beruhen ihre gewaltigen schöpferischen Kräfte.

Wir wollen uns aber voll bewußt sein, daß das verächtliche Herabblicken auf jenen Paarungwillen, wie er vom unterbewußten Tiere ererbt wurde, überall da seine volle Berechtigung hat, wo wir ihn beim Menschen als einziges Erleben finden. Denn einmal ist der Mensch eben befähigt, höhere reichdurchseelte Formen dieses Willens zu erleben. Verzichtet er hierauf und begnügt er sich mit der Säugetierform, so ist zum anderen dieses Erleben nicht zu vergleichen mit dem des Tieres. Sein Bewußtsein steht mit all seinen Fähigkeiten im Unterschied zum unterbewußten Tiere, das kein Bewußtsein hat, sozusagen als unbeteiligter Zuschauer und Beobachter neben diesem Erleben. Weil hier der Mensch auf die Verwebung des Paarungwillens mit seinem Bewußtsein ja frei-

willig verzichtet hat, so kommt es in solche Rolle. Das aber allein gibt diesem Erleben bei solchen Menschen das Häßliche und oft sogar Widerwärtige, besonders dann, wenn der Betreffende im übrigen gar sehr seine seelischen Fähigkeiten entfalten möchte und auch an seelischem Erleben anderer Menschen teilnimmt. Dann verachtet er sich nämlich in dem Erleben der geschlechtlichen Beglückung oder zum mindesten sehr bald darnach selbst, während andererseits ihn die Naturgesetze nach gewisser Zeit erneut zu ihr hindrängen. Ein weiterer Unterschied eines in seinem Paarungwillen auf dieser Stufe verharrenden Menschen zum unterbewußten Tier ist, daß er die wache Erinnerung an das Erlebte und auch alle seine Begleitgefühle der Selbstverachtung wach im Bewußtsein hat und sich das kommende Erleben vorstellen kann. Hiermit drängt sich beides in sein übriges geistiges Leben ein wie ein Fremdkörper und schafft unseligen Zwiespalt. Solches alles begünstigt jene unheilvollen Irrlehren von der Sündhaftigkeit der Sinne, die den Menschen mehr und mehr in diesen unseligen Kreislauf hineinlocken und die Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne verhindern.

Verfolgen wir diesen wunderbaren Weg nun weiter, so kündigt er sich zunächst nicht etwa dadurch an, daß beim Menschen neuartige Verwebungen mit den höheren Nervenzentren statthätten, die das Tier noch nicht kennt, sondern die Verwebungen mit den Sinnesorganen des Gesichtes und Gehöres nehmen vor allem dadurch an Bedeutung zu, daß sie stärker werden. Dann aber zeigt sich eine Neuverknüpfung beim Menschen mit jenem Sinnesorgan, welches erst durch die Einführung des aufrechten Ganges bei den Vorwesen der Menschen entfaltet werden konnte und zwar in den Greiforganen, in den Händen, der Tastsinn.

Wir haben im letzten Abschnitt jenen ersten Schritt zur Vergeistigung, den das Menschengeschlecht selbst ging, die Erweiterung des Paarungwillens zum Verschmelzungwillen mit der ganzen Gestalt des Erwählten, also das Erwachen des Erbgutes der Einzeller betrachtet. Wir haben gesehen, wie durch Verkümmerung der Fellbekleidung die Befähigung der Nervenendigungen zum Wohlempfinden durch Liebkosung erhöht wurde und müssen nun ergänzen, daß diese Liebkosungen dadurch sichergestellt waren, daß auch der Tastsinn der Hände miteinbezogen wurde in das Erleben. Hierdurch trat nun eine Bereicherung der Werbemöglichkeit durch Zärtlichkeit aller Art ein, die ihrerseits wieder bereichert wird durch das Miterleben der Sinnesorgane des Gehörs und des Gesichts, wie das unterbewußte Tier sie schon kennt.

Doch alle diese Fortschritte zur Vergeistigung und Bereicherung des Erlebens verschwinden gegen die gewaltige Wandlung, die dadurch her-

beigeführt wird, daß nun alle diese Eindrücke der Sinnesorgane nicht nur wie beim Tiere unmittelbar den Paarungwillen wecken oder steigern, sondern daß diese Eindrücke von der erwachten Vernunft des Menschen, von seinem Gefühl, ja endlich auch von den göttlichen Wünschen (der Genialität), die das Ich des Menschen bewußt erlebt, bewertet, somit durchseelt werden. Erst von dem höchsten Nervenzentrum, dem Großhirne aus wird nun die Erweckung oder Steigerung des Paarungwillens durch Einwirkung auf das Nervenzentrum im Lendenmark hin bewirkt. Das ist ein völlig andersartiger Vorgang und ein gewaltiger Aufstieg zur Vergeistigung. Machen wir uns diesen wichtigen Fortschritt noch eingehender an Einzelbeispielen klar.

Menschliche Sprache, menschlicher Gesang, die Entwicklung der Musik überhaupt bereichern allmählich die Art des Einflusses auf den Paarungwillen durch das Gehörorgan. Wir können aber hier wie auch bei den übrigen Sinnesorganen eine ältere Form des Einflusses, die ich die unmittelbare nenne, neben einer jüngeren mittelbaren Form der Einwirkung beobachten. Wenn z. B. die Klangfarbe einer Stimme, wenn der einzelne Zusammenklang („Akkord") der Musik oder ein bestimmter Rhythmus unmittelbar den Paarungwillen erregt, so haben wir es mit jener unmittelbaren Einwirkung zu tun. In diesem Sinne wirkt z. B. die Musik der „Naturvölker" und in etwas abgewandelter Weise auch ein kleiner Teil der Musik der „Kulturvölker". Kennzeichnend für sie ist eine gewisse Eintönigkeit im Rhythmus und in der immer wiederkehrenden Melodie, vereint mit einer bestimmten Art allmählicher Beschleunigung und Steigerung. Von dieser ältesten Art des Einflusses, die zugleich die älteste Form der Musik überhaupt gewesen ist, hat sich diese in ihrer Weiterentwicklung zum großen Teil mehr und mehr entfernt, indem sie in Beziehung trat zu allen höheren Geistesfähigkeiten, besonders zu dem Gefühlsleben und zur Fantasie, um sich endlich bei den Schaffenden der dritten Stufe* ganz in den Dienst der Genialität, also des Erlebens des Göttlichen zu stellen. Je mehr sie dies tat, um so mehr verlor sie die eigenartige Eintönigkeit der Melodien, und es ist auch kein Zufall, daß sie sich in der jüngsten Zeit von der letzten übernommenen Eintönigkeit jener alten Musik, von der des Rhythmus mehr und mehr frei macht. Neuerdings ist bei uns freilich Negermusik eingeführt, die an „Vergeistigung" tief unter dem Vogelgesang steht.

In ganz entsprechender Weise besteht auch eine unmittelbare ältere Form der Beeinflussung des Paarungwillens durch das Auge. Gewöhnlich handelt es sich darum, daß ganz ähnlich wie bei den Gehörseindrükken der Musik hier unmittelbar der Paarungwille erregt werden kann, und zwar können Erinnerungen oder Vorstellungen angeregt und auf diese Weise der Paarungwille unmittelbar gesteigert werden. Diese Entstehungart hat natürlich zur Folge, daß Gesichtseindrücke diese Wirkungen erzielen können, ohne daß sie irgendwie im Einklang stehen mit den Begriffen von Schönheit, die dem betreffenden Einzelwesen eigen sind. Das Kennzeichnende aller dieser unmittelbaren Verknüpfungen liegt nun darin, daß der Mensch sich ihrer Wirkung vollkommen anheimgibt, ohne daß eine Bewertung oder Umwandlung der Eindrücke statthätte, ehe diese ihren Einfluß auf den Paarungwillen ausüben dürfen, sich also dem unterbewußten Tiere gleich verhält.

*) Siehe Triumph des Unsterblichkeitwillens 2. Teil, Kap. 9.

Ganz im Gegensatz hierzu handelt es sich bei allen jenen Verknüpfungen, die ich die mittelbaren nannte, und die erst viel später, nämlich bei dem Erwachen der Genialität auftraten, um eine Mitarbeit der Seele, die auf den Eindruck des Sinnesorganes folgt und ihrerseits erst den Eindruck auf den Paarungwillen vermittelt. Selbstverständlich schaltet diese höhere Form der Verknüpfung das gleichzeitige Bestehen der tieferen Formen nicht aus. Und gerade die Möglichkeit des Zusammentreffens mit diesen bei einem und demselben Menschen hat dazu geführt, die einen mit den anderen gelegentlich zu verwechseln.

Um den Unterschied dieser beiden Verknüpfungarten deutlich zu machen, wollen wir auch für die höhere, mittelbare Art einige Beispiele auswählen. Wenn z. B. nicht die Klangfarbe einer Stimme, sondern das gesprochene Wort, die Klugheit, die daraus spricht, sein Gefühlswert oder gar sein göttlicher Gehalt den Menschen veranlassen, gedanklich einen günstigen Rückschluß auf die Seelenverfassung des Sprechers zu ziehen, wenn dann dieser Rückschluß wieder ein Wohlgefallen bewirkt und dieses die Erregung des Paarungwillens zur Folge hat, so ist der Einfluß des Gehöreindruckes auf diesen im Gegensatz zu dem früher geschilderten ein mittelbarer. Statt daß das Gehörte unwillkürlich ein Auftauchen gewisser Vorstellungen veranlaßt und diese den Paarungwillen erregen, wird hier eine Erregung oder eine Herabsetzung erst auf die bewußte Wertung des Gehörten durch die Fähigkeiten des Bewußtseins folgen. Auch die Musik kann auf diesem mittelbaren Wege über Gefühls- und Verstandesleben oder die Genialität auf den Paarungwillen wirken, indem sie zunächst eine seelische Begeisterung auslöst, die sich dann erst auf den Paarungwillen überträgt. Ein großer Teil jener Musik, die eine Minnebegeisterung des schaffenden Künstlers wiedergibt, wirkt in diesem Sinne. Damit ist aber gleichzeitig gesagt, daß es, wie schon vorher er-

wähnt, Gebiete der Musik gibt, welche auch noch nicht einmal in diesem mittelbaren Zusammenhange mit dem Paarungwillen stehen. Wenn der Schaffende aus seinem Erleben der Genialität ohne jede Beteiligung seiner Minnebegeisterung Musik geschaffen hat, so wird sie auch beim Hörer Seelenerleben anregen können, ohne daß seine Minne im mindesten beeinflußt wird.

Auch das Auge vermittelt neben dem unmittelbaren Einfluß mittelbare Verknüpfungen mit dem Paarungwillen. Ebenso wie es für das Gehörorgan Klänge gibt, die ihm wohltun, so auch für das Auge Formen und Farben. Je wacher im Menschen die Genialität der Wahrnehmung: der Wunsch zum Schönen ist, um so bewußter werden ihm die Gesetzmäßigkeiten desselben, um so ausgeprägter wird sein Sinn für das Schöne. Diese Entfaltung dürfen wir uns jedoch nicht als einen „Fortschritt" in der Geschichte der Menschen denken. Der Schönheitsinn war z. B. in weit ausgeprägterem Maße bei unseren Ahnen und den uns blutsverwandten Griechen Allgemeingut als bei den christlichen Kulturvölkern. (Schöne Kunstwerke sind sogar in der Jetztzeit fast in den Verruf des „Kitsch" gekommen.) Ein mittelbarer Einfluß der Gesichtsempfindungen auf den Paarungwillen äußert sich nun darin, daß ein Anblick zunächst dem Wunsche zum Schönen im Menschen genügt, dadurch Wohlgefallen erregt und hierdurch wiederum der Wille zur Gemeinschaft mit dem Erwählten gesteigert wird. Mit der obengenannten unmittelbaren Erregung des Paarungwillens durch Gesichtseindrücke hat dieser Einfluß nichts zu tun, trotzdem werden beide häufig verwechselt. Menschen mit gering entwickeltem Schönheitgefühl mißbrauchen z. B. oft das Wort Schönheit zur Bezeichnung der Erscheinungen, die jenen unmittelbaren Einfluß auf den Paarungwillen ausüben. Aber auch Menschen mit hochentwickeltem Schönheitsinn, z. B. Maler und Bildhauer, können leicht in Gefahr geraten, unter diesen unmittelbaren Einflüssen ihr Schönheitideal in eigenartiger Weise abzuwandeln. Je mehr ein Künstler in seiner künstlerischen Tätigkeit bei der Darstellung der Kunstwerke, die Minneerleben ausdrücken, ausschließlich dem unmittelbaren Einfluß seiner Schönheitempfindungen folgt, um so mehr werden sie in ihrem Schönheitideal übereinstimmen mit all seinen Kunstwerken, die anderes Erleben ausdrücken. Wir sehen diesen Zustand in ausgeprägtester Form bei den darstellenden Künstlern des griechischen Volkes verwirklicht. Je mehr aber der Künstler bei der Darstellung solcher Kunstwerke jenen unmittelbaren Einflüssen der Gesichtseindrücke auf den Paarungwillen Raum gibt, um so deutlicher wird der Unterschied sein zwischen seinen Kunstwerken, die Minneerleben darstellen und allen anderen, die er schafft.

Auf dem weiteren Wege der fortschreitenden Vergeistigung zeigt sich nun eine stets wachsende Entfaltung und Vertiefung der mittelbaren Einflüsse der Sinneswahrnehmungen. So gewinnt z. B. bei den Sinneseindrücken des Auges neben dem Wunsch zum Schönen der Gesichtsausdruck als Künder seelischer Werte oder Unwerte seines Trägers immer mehr an Bedeutung. Es zeugt deshalb nicht etwa von einer Verkümmerung des Schönheitsinnes, wenn seelische Mehrwertigkeiten, die sich im Gesichtsausdruck, in den Bewegungen bekunden, trotz mancher Mängel des Körperbaues, eher imstande sind, eine starke Minnebegeisterung auszulösen, als schöne Linien des Körpers, die durch den Gesichtsausdruck einer minderwertigen Seele beeinträchtigt sind. Das klare Hervortreten der sittlichen Forderungen, die ausgeprägte Herrschaft bestimmter, dauernder Willensrichtungen in der Seele des einzelnen hat eine allmähliche Unterordnung aller Triebregungen, also auch des Paarungwillens unter diese Willensrichtungen zur Folge gehabt und so seine Abhängigkeit von dem sittlichen Ideal bewirkt. Natürlich ist dieser Grad der Vergeistigung lange nicht von allen Menschen erreicht, sondern, da er zu den höchsten Erwerbungen gehört, ist er nur bei einzelnen voll ausgeprägt. Ebenso wie der Gesichtsausdruck wird von ihnen der sittliche Inhalt der Worte, der sittliche Wert der Handlungen, die Aufschluß über das Innenleben geben, von der Vernunft bewertet. Die Art dieser Einschätzung beeinflußt dann bei diesen Menschen in hohem Grade die Minnebegeisterung. Sie kann bei ihnen durch niedrige, kleinliche Handlungen oder Worte vollständig erstickt werden, ebenso wie die Minnebegeisterung durch hohe sittliche Werte angefacht wird. Ja wir treffen bei den höchsten Entwicklungformen der Minne eine so große Abhängigkeit von den sittlichen Werten, daß gegen diese Einflüsse der Genialität viele andere seelischer Art verblassen. So sind z. B. die Verknüpfungen mit der Denkfähigkeit, die bisher noch nicht erwähnt wurde, weniger innig. Bis zum gewissen Grade bilden aber auch diese selbstverständlich durch die Erweckung der Freude an der Denkbegabung des anderen, an dem Empfangen und Geben der geistigen Anregung ein wichtiges Unterpfand für die Stärkung und die Dauerhaftigkeit der Minnebegeisterung. Neben dieser immer stärkeren Entfaltung der Verwebung mit der Genialität und der Denkfähigkeit sehen wir endlich eine immer mehr gesteigerte Abhängigkeit der Minne von dem Gefühlsleben und dem Erbgut im Unterbewußtsein. Der innere Reichtum und die zartesten Abtönungen des Gemütes werden von ungeheurer Bedeutung. Sie veranlassen eine Bereicherung der

Beglückungmöglichkeit der Liebenden, erhöhen aber auch in gleichem Maße ihre Verwundbarkeit, so daß im gegebenen Falle die fortgesetzte Verletzung der Gemütsregungen das Erlöschen der Minne dem betreffenden Menschen gegenüber bewirken kann.

Neben diesen gewaltigen Fortschritten in der Vergeistigung durch die Verwebung mit den verschiedensten Seelenfähigkeiten setzte noch eine zweite Art ein. Da unser Geistesleben schon in frühen Stufen der Entwicklunggeschichte die Fähigkeit gewann, die einmal empfangenen Sinnesvorgänge in Vorstellungen umgewandelt, der Seele durch das Gedächtnis zu erhalten und durch die Fantasie jederzeit neu zu erleben, konnte die Vergeistigung auch in dem Sinne einsetzen, daß ein Erwecken dieses Willens ohne neue Sinneseindrücke lediglich durch die Tätigkeit der Einbildungkraft, „Fantasie" statthat. Dieser Einfluß hat eine große Bedeutung im guten und schlimmen Sinne gewonnen. Er ermöglicht dem Menschen die Einwirkung auf andere, die Anregung ihrer Fantasie durch Bücher, Bilder und Darstellungen und auf sich selbst durch eigene Vorstellungen. Er ermöglicht aber auch das Wecken zur durchseelten Minne, vor allem ein „Minneglück" trotz örtlicher Trennung.

Während alle bisher genannten Formen der Vergeistigung den Paarungwillen selbst mit der Seele verknüpfen, setzt eine andere Art noch an anderer Stelle ein, sie macht die Beglückung bei der Gemeinschaft (s. o.) von geistigen Werten mit abhängig und in gleichem Maße unabhängiger von dem rein körperlichen Erleben. Hierdurch kann sie bei Menschen, deren Geistesleben und deren Eignung zur körperlichen Beglükkung stark ist, durch seelische Erlebnisse (durch geistige „Ekstase") verschiedenster Art, ja durch Vorstellungen der Fantasie ausgelöst werden. Gerade diese letztere Art bildet schon den Übergang zur Krankheit, und wir sehen bei den krankhaften Abirrungen den Paarungwillen in ganz eigenartiger eintöniger Form strenge festgelegt. Daß diese Art der Vergeistigung in dem Minneleben des Gesunden nur eine geringe Rolle spielen darf, ist selbstverständlich. Verhindert doch diese Entwicklung in jedem andern Falle den eigentlichen Endzweck der Natur: die innere Befruchtung. Jedenfalls durfte sie um der Arterhaltung willen nicht bei beiden Geschlechtern stark entwickelt werden. Wir können aber nach allem, was wir über die Ursache der Empfindunglosigkeit der Frau gehört haben, ahnen, welche Bedeutung diese Art der Vergeistigung für das weibliche Geschlecht haben muß.

Wenn wir zurückblickend die mannigfaltigen Verknüpfungen des Paarungwillens mit dem seelischen Erleben überschauen, so wird uns klar, wie ungeheuer groß die Kluft zwischen dem eng begrenzten eintönigen Erleben der Tierwelt und der Minne ist. Eine Begleiterscheinung der immer reichhaltigeren Verknüpfung der Seele mit dem Paarungwillen bewirkt aber noch eine bisher unerwähnte Abwandlung seiner Gesetzmäßigkeit, nämlich die erhöhte Verankerung dieses Willens mit einem bestimmten Vertreter des anderen Geschlechtes. Gerade an den höchsten Stufen der Vergeistigung, bei denen die Minnebegeisterung auf alle Charaktereigenschaften, auf Begabungen und Gefühlsleben des erwählten Menschen gegründet wird, können wir deutlich erkennen, daß ein gesteigertes Festhalten an einem bestimmten Vertreter des andern Geschlechtes eine notwendige Begleiterscheinung der Vergeistigung ist. In den tierähnlichen Stufen grauer Vorzeit, in denen eine Verknüpfung des Paarungwillens mit dem Seelenleben noch nicht vorhanden war, richtete er sich schlechterdings auf jeden Vertreter des anderen Geschlechtes und haftete nur für die kurze Zeit der Paarung an einem bestimmten Wesen. Im Laufe der Vergeistigung tritt an die Stelle der allgemeinen Richtung auf das ganze andere Geschlecht eine Verankerung des Paarungwillens mit bestimmten Gruppen des anderen Geschlechtes der gleichen Rasse, welche durch ihre äußere Erscheinung besonderes Wohlgefallen erregen. Diese Entwicklungstufe ist heute noch sehr häufig beim Menschen vertreten, wenngleich durch die Irrlehren der Gleichheit aller Menschen die klare Willensrichtung auf das gleiche Blut verschüttet ist, die in der ganzen Tierwelt die Reinerhaltung der Art sichert, die Artverschandelung durch Mischung hindert (nur Haustiere können ähnlich entarten wie die meisten Menschen der sogenannten christlichen „Kulturvölker"). Es wird bei dieser Stufe also ein ganz bestimmter „Schönheittypus" für die Begeisterung verlangt, ist derselbe aber vorhanden, so kann sie von jedem beliebigen Vertreter dieses „Typus" erweckt werden. Dieser „Typus" ist bei reinrassigen, die nicht durch die Gleichheitlehre entartet sind, stets das Rasseideal. Die Verankerung des Paarungwillens mit einem bestimmten Menschen dieser ganzen Gruppe überdauert hier häufig nicht die einmalige Gemeinschaft, ganz wie bei vielen unterbewußten Tieren. Manchmal erweist sie sich aber auch schon als dauerhafter und erhält sich kürzere oder längere Zeit. Sie ist aber so wenig ausschließlich, daß noch während ihrer Dauer Begeisterung für andere Wesen von gleichem Schönheittypus eintreten kann. Ja, sie ist weit davon entfernt, eine für das ganze Leben naturnotwendige, ausschließliche Gebundenheit auf ein Einzelwesen zu sein. Diese letztgenannte Form aber ist der denkbar höchste Grad der Verankerung. Es ist leicht einzusehen, daß, je stärker die Vergeistigung einsetzt, sich die Verankerung mehr und mehr steigern muß und zwar nicht nur bezüg-

lich ihrer Dauerhaftigkeit, sondern auch bezüglich ihrer Ausschließlichkeit. Eine Zwischenstufe zwischen dieser höchsten Form und der vorher geschilderten ist die, daß zwar die Verankerung mit einem Vertreter des anderen Geschlechtes nicht über das ganze Leben anhält, daß aber der Paarungwille während der Dauer der Verankerung nicht vorübergehend oder dauernd auf ein zweites Wesen gerichtet werden kann.

Im allgemeinen läßt sich zwar die Gesetzmäßigkeit klar erkennen, daß die Verankerung um so dauerhafter und ausschließlicher ist, je höher der erreichte Grad der Vergeistigung ist. Es zeigt sich also gewöhnlich der Grad der Verankerung im Einklang mit dem Grade der Vergeistigung. Da aber die Charaktereigenschaften des Menschen besonders auch das Überwiegen seines Willens zum Wandel oder des Willens zum Verweilen (s. „Des Menschen Seele"), da ferner die Stärke des Paarungwillens in manchen Fällen die Dauerhaftigkeit fördern, in anderen wieder hindern können, so finden wir schon bei Gesunden sehr viele Beispiele, bei denen der Grad der Verankerung dem Grade der Vergeistigung nicht entspricht. Ganz besonders aber wird uns die Lehre der krankhaften Abirrungen wichtige Beispiele dafür zeigen, daß die stärkste und dauerhafteste Verankerung auch bei vollkommenem Fehlen der Vergeistigung vorhanden sein kann.

Trotz dieser Abweichungen liegt es klar zutage, daß im allgemeinen die genannte Gesetzmäßigkeit besteht. Infolgedessen führt die Entwicklung des Paarungwillens zur Minne eben wegen ihrer Vergeistigung gesetzmäßig zu einer heute nur in sehr seltenen Fällen verwirklichten, naturnotwendigen Dauereinehe. Wegen der innigen und allseitigen Verwobenheit mit der ganzen Seele des Erwählten, ist in diesen Fällen ein Losreißen ebenso unmöglich wie eine neue Verankerung. Auf diese Weise kommt eine durch Naturgesetz bedingte Dauereinehe zustande. Sie wird durchaus als freiwillig erlebt, ist dauernd von Minnebegeisterung getragen und wird weder aus moralischen Gründen, noch aus Angst vor Strafe, noch aus irgendwelchen äußerlichen Rücksichten, noch aus Ehrfurcht vor dem Urteil der Mitmenschen, noch um der Kinder willen das ganze Leben hindurch innegehalten. Dieser natürliche Weg der Vergeistigung ist heute der Mehrzahl der Menschen so verborgen und unbekannt, daß die Tatsache einer innerlich durch die seelischen Verknüpfungen begründeten, freiwilligen Einehe, ihnen wenig glaubhaft scheint! Diese Art der Einehe war bei unseren Ahnen vor der Einführung des Christentums sehr häufig. Sie erweist sich die ganze Lebenszeit hindurch, ohne einer vertraglichen Verpflichtung zu bedürfen, als unlösbar.

Unterstützt wurde die traurige Entartung nicht nur durch die entartende Rassemischung, Unterordnung des Weibes und Entwürdigung der Freiwilligkeit der Dauerehe durch vertragliche Verpflichtung, sondern auch dadurch, daß die Einehe um der Kinder willen von jenen erwartet werden muß, deren Paarungwillen auf tiefer, daher mangelhaft verankerter Stufe steht. Aus der langjährigen Hilfsbedürftigkeit der Kinder ergeben sich eine Reihe von Elternpflichten, deren Erfüllung wohl im Einzelfalle auch ohne Dauereinehe möglich sein mag, die aber im allgemeinen nur in der gesetzmäßigen Dauereinehe genügend gesichert ist. So wurde die Einehe schon früh zum Gebote. Da aber der Paarungwille vieler Menschen überhaupt nicht jenen hohen Grad der Vergeistigung erreicht, ja heute sogar die Menschen, die von sich aus zu der hohen Stufe befähigt wären, sich durch Teilnahme an den herrschenden Entartungen der christlichen Völker oder durch eigene seelische Genügsamkeit bei der Wahl oft zu der innerlich begründeten Einehe künstlich unfähig machen, so sind die Formen der erzwungenen Einehe heute so zahlreich, daß sie den Anschein erwecken, als wären sie die einzig möglichen.

Die Vergeistigung des Paarungwillens, seine Verknüpfung mit allen Fähigkeiten der Seele wurde in jüngster Zeit vielfach in dem Sinne mißdeutet, als ob es überhaupt kein außergeschlechtliches Geistesleben gäbe, das nicht doch mittelbar mit dem Paarungwillen zusammenhinge. So hat man fast alle geistigen Interessen und schlechterdings alle Gefühle der Zuneigung der Menschen mit dem Paarungwillen in Zusammenhang gebracht. Wir erwähnten schon verschiedene Arten der Zuneigung, die mit ihm nicht das geringste zu tun haben, erwähnten auch das Erleben der Genialität, z. B. durch Kunstwerke, die ohne Zusammenhang mit der Minne geschaffen wurden und genossen werden. Bei Liebesgefühlen und dem Erleben der Kunst ist dies für oberflächliche Beobachter allerdings nicht so leicht erkennbar. Eher verständlich ist die gänzliche Unabhängigkeit bei allen Gebieten des Denkens, die den Paarungwillen sogar herabsetzen, also sozusagen „asketisch" wirken. Da sich diese Gebiete geistiger Betätigung innerhalb der Geschichte der Menschen in dem Maß entfaltet haben, wie die Vergeistigung des Paarungwillens fortschritt, bleibt der Machtbereich dieses Willens stets im gleichen Verhältnis zur gesamten Geistesentfaltung. Von jenen jüngsten gefährlichen Propheten (der Pansexualität, das dächte ich, wäre der einzig brauchbare Ausdruck für diese neue Irrlehre) wird die Einwirkung der Minne nur selten gemeint! Sie wollen im Gegenteil Machteinflüsse des nicht vergeistigten Paarungwillens auf das Seelenleben feststellen. Sie glauben an deren Allmacht im Geiste der Menschen. Diese Machteinflüsse des Paarung-

willens auf das Geistesleben sind allerdings vorhanden, hängen aber hauptsächlich von der Stärke dieses Willens im einzelnen ab und sind in manchen Fällen bei einzelnen Menschen und manchen Rassen oft sehr weitgehend, besonders wenn das Seelenleben statt Entfaltung Verkümmerung erfährt. Die nordische Rasse vor allem zeigt dagegen weite Machtgebiete des Geistes, die völlig frei von Einflüssen des Paarungswillens sind. Deshalb ist es so gänzlich verfehlt, wenn die Schule der obengenannten Irrlehrer (der Pansexualisten) die Einzelerfahrungen an Menschen mit überstarkem Triebe auf alle überträgt, gleichgültig welcher Rasse sie angehören, gleichgültig wie das Seelenleben entwickelt ist.

Unser Blick auf die Wege der Vergeistigung hat uns deutlich zeigen können, in welch ganz anderem Sinne, mit welch ganz anderem Ziele und mit welch ganz anderen Erfolgen sie einsetzte, als die von der irrenden Vernunft des Menschen angestrebte „Vergeistigung". Daher ist auch das Ergebnis ein ganz anderes. Die Inder der Verfallzeit und nach ihnen die Christen (s. „Erlösung von Jesu Christo") wollten den gewaltigen arterhaltenden Willen (dessen das männliche Geschlecht ganz besonders unter dem Einflusse des Alkohols überhaupt nicht mehr Herr wurde, s. u.) eindämmen, indem sie ihn schlechthin als „Sünde" verurteilten. Die Vergeistigung wollten sie gewaltsam erreichen, indem sie nur seelische Gefühlsregungen (Liebe), die keinerlei Zusammenhang mit dem Paarungwillen haben, zwischen den Menschen als moralisch „wertvoll" gelten ließen. Der arterhaltende Wille selbst aber sollte durch Übungen und Bemühungen, besonders aber durch die Verachtung, die der Mensch ihm gegenüber empfinden sollte, abgeschwächt und fast belanglos für das Leben des Menschen gemacht werden!! Mit der Tatsache des ursächlichen Zusammenhanges der Fortpflanzung mit der Gemeinschaft standen allerdings diese Ziele im ernsten Zwiespalt. Deshalb wurde eine Art Verständigungfrieden geschlossen, insofern, als man die Erfüllung dieses Willens für entschuldbar hielt, wenn sie in bestimmten, vorgeschriebenen Formen lediglich der Fortpflanzung zuliebe stattfand! Selbstverständlich wurde aber auch bei diesem Zugeständnis eine Gleichgültigkeit gegenüber der Beglückung selbst als Ideal angestrebt! Dies ganze widernatürliche, armselige, verfehlte „Ideal", welches die Abtötung des Paarungwillens in der Askese (Enthaltsamkeit) verlangte, wurde bei beiden Geschlechtern von einigen Menschen mit sehr schwach entwickeltem Paarungwillen ohne große „Opfer" verwirklicht. Alle übrigen aber versuchten oft vergeblich, es zu erreichen. Die Mißerfolge der Durchführung dieser Enthaltsamkeit, hauptsächlich bei den Vertretern des männlichen Geschlechtes, haben daher meist nur dazu gedient, die

„teuflische" Macht dieses Willens besonders deutlich zu beweisen. Außer diesem Ideal der Enthaltsamkeit war, wie zuvor erwähnt, auch ein Ideal der Erfüllung zugelassen worden, zu dem sich die religiösen Vorschriften, die solche Irrlehren gaben und geben, um der Erhaltung der Art willen gezwungen bekennen mußten. Dies verlangte die Ausübung der Fortpflanzungaufgabe in der von ihren Lehren erlaubten Form der Ehe bei möglichst großer Gleichgültigkeit gegenüber der Beglückung und unter Bewertung der höheren Stufen der körperlichen Werbung durch Liebkosung als „unreinen Lastern", als Sünden! Dank der entwicklunggeschichtlichen Gesetzmäßigkeit, welche die Empfindunglosigkeit der Frau begünstigten, wurde auch dieses „Ideal" von einer bestimmten Gruppe seit langer Zeit verwirklicht, nämlich von allen ungeweckten, empfindunglosen verheirateten Frauen, die eine starke Liebe zur Mutterschaft und ihren Aufgaben besitzen. Wir können uns vorstellen, welche Lebenskraft ein Ideal erhalten muß, wenn man sich täglich davon überzeugen kann, daß es einer Gruppe von Menschen erreichbar ist. Da darf es nicht wundern, daß solche Frauen in den Augen der Umgebung und in ihren eigenen Augen hoch bewertet werden. Sie können dank widernatürlicher Empfindunglosigkeit das noch weit widernatürlichere „Ideal" mühelos verwirklichen, welches andere vergeblich anstreben. Die Verachtung des Paarungwillens, ja der Minne und ihrer Wünsche ist für sie eine Selbstverständlichkeit, da niemand ihnen zum Bewußtsein bringt, daß das, was sie in der Gemeinschaft erleben, allerdings ein Mangel an Erleben bedeutet, worauf man leicht verzichten kann.

Die Verachtung des Paarungwillens und der Beglückung und ihre Vermeidung ist die von der irrenden Vernunft der Inder der Verfallzeit ersonnene, von christlichen Konfessionen übernommene Scheinvergeistigung. Die volle Erhaltung des Paarungwillens und seiner Gesetze, die Steigerung und Bereicherung der Beglückung bei der Gemeinschaft durch die Unterordnung des Paarungwillens unter seelische Einflüsse, ist die von der Genialität, dem göttlichen Wollen im Menschen, angestrebte und auch zum Teil erreichte Vergeistigung.

Es besteht also eine offene Feindschaft zwischen dieser Vernunftarbeit und der Entwicklung, die aber deshalb so gar keinen Anlaß zur Sorge gibt, weil diese den Sieg sicher in Händen hat. Denn wenn das „oberste Ideal" der Enthaltsamkeit, welches diese Religionen aufstellen, wirklich Gewalt über die Völker, die solche Religionen glauben sollen, gehabt hätte, so wären sie schon längst im Aussterben begriffen. Die Tatsache, daß sie sich im Gegenteil vermehren, ist schon allein ein Beweis der Ohnmacht dieses törichten Vernunftwerkes. Die Verwirklichung des zweiten

von diesen Religionen ersonnenen „Ideales" bei jenen Frauen ist aber nur eine scheinbare, denn von ihnen wird ja nur ein Scheinsieg gefeiert über einen gar nicht geweckten, schlummernden Paarungwillen. Ganz im Gegensatz hierzu ist die Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne, wie sie im vorigen geschildert wurde, die tatsächlich verwirklichte, gegenüber der anderen nur angestrebten. Dadurch aber, daß bei diesem Entwicklunggang einer der ältesten und mächtigsten aller Triebe, der heilige Wille zur Erhaltung der Art, mit Seelenfähigkeiten verwoben wird, ist dieser für die Arterhaltung so wichtige Wille für alle Zeiten und für alle Machtausdehnungen der Genialität im Einzelnen gesichert.* Wie notwendig dies ist, geht gerade daraus hervor, daß die Vernunft entartender Völker den sicheren Blick des für die Arterhaltung Wichtigen völlig verlieren kann, sonst hätte sie ja niemals ein Ideal der Enthaltsamkeit aufstellen können.

Auf den ersten flüchtigen Blick könnte es uns scheinen, als sei das Ziel dieser Verwebung mit den seelischen Fähigkeiten nicht im Sinne der Genialität, sondern ein reines „Glücksziel", da diese Vergeistigung die Beglückung unendlich bereichert und vertieft. Aber dem ist nicht so. Sie macht eine volle Erfüllung ungleich seltener und vertieft ebensosehr auch das Unglück durch Enttäuschung (s. Triumph des Unsterblichkeitwillens, „Runen der Minne"). Die niedersten Formen der Minne lassen dank ihrer kurzfristigen Verankerung, ja gar der Richtung auf viele Menschen des anderen Geschlechtes viel häufiger die ihnen mögliche Erfüllung erleben. Auch werden Verwundungen der Seele durch Enttäuschungen wegen der leichten Ersatzmöglichkeit viel rascher ausgeglichen. Je höher aber die erreichte Form der Vergeistigung, um so schwieriger wird die volle Verwirklichung, um so seltener wird sie tatsächlich stattfinden. Die Möglichkeiten der Verwundung der Seele durch Enttäuschung in der Wahl wachsen, und ebenso vermindern sich die Möglichkeiten der Heilung der geschlagenen Wunden durch das Unwahrscheinlichwerden des „Ersatzes". Es ist daher begreiflich, wenn alle Menschen, welche die gewaltige Bereicherung der Minne nicht an sich erleben können, — weil sie bei niederen Formen verharren, — der Überzeugung leben, daß sie die „Glücklicheren" seien, weil ihr viel ärmeres, genügsames „Glück" um so viel leichter erreichbar ist.

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf die Wege der Vergeistigung, die nach den Naturgesetzen bei den Menschen einsetzen will und

* Siehe „Triumph des Unsterblichkeitwillens" 2. Teil Kapitel 5 „Genialität und Daseinskampf".

kann, und der unheimlichen Wirkung der Irrlehre von der Heiligkeit der Enthaltsamkeit schlechthin, von der Unreinheit der Sinne und von der Sündhaftigkeit des Wunsches zur Beglückung in der Paarung. Es stellen sich diese Irrlehren wie eine dichte undurchdringliche Mauer in der Seele des Einzelnen zwischen dem Paarungwillen und allen jenen wunderbaren Wegen seiner Vergeistigung auf. Die Verachtung dieses Willens verhindert die Entwicklung durchseelter Minne unheimlich. Da der Paarungwille selbst sich nicht ersticken läßt, so wird die Fantasie verbotene Wunschbilder aufweisen und sich immer wieder mit ihnen befassen, und da sie von den Menschen selbst nun noch obendrein als unrein angesehen werden, so entarten sie im Sinne des Unreinen. Ich habe solche ungewollte Auswirkung an Morallehren Liguoris über das 6. und 9. Gebot in der Schrift „Ein Blick in die Morallehre der römischen Kirche" angedeutet. Das eben ist das Erschütternde, daß Menschen, welche die Absicht haben, andere vor Entartung der Seele zu retten, diese Entartung dann fördern können, wenn sie ohne jede Ehrfurcht vor der Unantastbarkeit der Naturgesetze diese selbst als den Schädling erachten und sie mit Füßen treten, die wahren Ursachen der Entartung aber ganz gründlich verkennen.

Aber damit ist des Unheils nicht genug. In dem 7. Abschnitt dieses Buches sind die wichtigsten krankhaften Verirrungen („Perversionen") vor allem auch deshalb gebracht, weil sie ein ernstes Gesetz des Paarungwillens am ausgeprägtesten zeigen, ein Gesetz, dem der Gesunde auch unterworfen ist. Dieses Gesetz sagt, daß die Art und Weise, in der der einzelne Mensch zum erstenmal in seinem Leben die Beglückung erlebte, weitgehend den Ausschlag für die Art und Weise, in der sich dies Erleben am sichersten wiederholt, gibt. Wenn also ein Mensch unter den christlichen Vorstellungen der Unreinheit der Sinne, „unreiner Körperzonen" und „Sündhaftigkeit" der Beglückung aufwächst und unter solchen Begleitvorstellungen sein Ersterleben hat, so ist es für sein ganzes Leben für ihn erschwert, eine Beglückung dann zu erleben, wenn er Hochachtung vor dem Gatten hat oder seine Minne als etwas Reines und Hochstehendes erleben möchte. Wie viele Menschen dadurch also zeitlebens in den Sumpfniederungen der unwürdigsten Vielehen festgehalten werden, wie viele Ehen herabgezogen oder dadurch zerstört werden, ist nicht abzusehen. Zahllose Menschen, besonders die den genügsamen Formen des Paarungwillens in der Jugend weit mehr ausgesetzten Männer, werden zeitlebens unfähig, eine hochstehende, von Minnebegeisterung geweihte Einehe zu erleben oder doch zum mindesten sie aufrecht zu erhalten.

Das Unheil solcher religiöser Wertungen wird noch dadurch besonders vermehrt und unterstützt, daß sie gleichzeitig die Unterordnung des Weibes verlangen, ihre Entmündigung in Ehe und Volk einführen und sie bei Eheschluß zu „Gehorsam" verpflichten, unter das Gebot stellen: das Weib sei untertan dem Manne, der Gewalt über es hat. Was hierdurch den ererbten Naturgesetzen gegenüber angerichtet wird, wie vor allem die Beglückung des Weibes hierdurch verhindert wird, das haben wir schon gesehen; aber die geistige Auswirkung ist noch schlimmer. Die Hochachtung vor der Frau ist, wie wir noch näher sehen werden, der Schutzwall, der den Mann vor Entartung und Verkümmerung zu tiefstehenden Formen des Paarungwillens behütet. Eint sich aber die Lehre von der Unterordnung des Weibes den Vorstellungen von der Sündhaftigkeit der Beglückung mit der Unreinheit der Sinne, dann ist das Tor zur Entartung für den Mann weit geöffnet und der Weg zur Vergeistigung der Minne fest verrammelt; denn auch hier waltet ja jenes obengenannte Gesetz von der bestimmenden Wirkung des jugendlichen Ersterlebens.

Zu all dem gesellt sich dann noch die Irrlehre von der Gleichheit aller Menschen, die sich oft bis zu einer förmlichen Begünstigung der Rassemischung verstiegen hat (nennt das Christentum doch den Eheschluß unter gleichen Konfessionen unbekümmert um die Rassezugehörigkeit eine reine Ehe, die Ehe gleichblütiger, aber unterschiedlicher Konfessionen eine gemischte Ehe). Es ist selbstverständlich, daß bei Rassemischung der natürliche Weg der Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne reichlich erschwert wird. Steht das Rasseideal klar vor Augen, so deckt es sich gewöhnlich in körperlicher und geistiger Beziehung, und so kann sich im Menschen ganz unmerklich die Verankerung zum Rassetypus zur Verankerung auf einen besonderen Vertreter dieser Rasse entwickeln, und das seelische Verstehen in den großen Fragen des Lebens erleichtert die immer weiter gehende seelische Verwebung mit dem Erwählten. Bei der Rassemischung dagegen entartet der Paarungwille sehr leicht zu ungesunden Formen krankhafter Leidenschaftlichkeit und verhindert hierdurch die Vergeistigung; aber auch das unterschiedliche Rasseerbgut auf geistigem Gebiete führt zu unseligem Mißverstehen und zu Enttäuschungen, bis schließlich auf die geistige Verschmelzung verzichtet und sich mit gänzlich ungeistiger Paarung begnügt wird.

Aber wenn wir auch die von den genannten Religionen erstrebte Scheinvergeistigung unnatürlich und sehr unheilvoll nennen müssen, weil sie den Entwicklunggang der Vergeistigung hemmen und den Paa-

rungwillen verkrüppeln möchte,* so müssen wir doch das eine anerkennen, daß hier das Ziel der Entwicklung, nämlich die Vergeistigung, richtig geahnt, wenn auch gründlich verkannt wurde. Es ist auch nicht zu leugnen, daß diese Lehren, die ja, wie wir sahen, ohne es zu wollen, so viele Menschen in den Tiefstand stoßen, oft sogar zur Entartung verführen, einem Teil der Entarteten wieder heilsam werden können. Wenn Menschen, deren Paarungwille ganz unvergeistigt bleibt oder sogar in Überreizung entartete, nur eine geringe Willensherrschaft über ihr Triebleben besitzen und in der Gefahr stehen, an ihrer Zügellosigkeit zugrunde zu gehen, so kann die völlige Enthaltsamkeit ähnlich wie bei Säufern das einzige Heilmittel für sie bedeuten. Gerade diese „Heilungen" zügelloser Triebmenschen bestärken die Vertreter jener Lehren in dem Glauben, daß die von ihnen ersonnene seltsame Art der Vergeistigung ein Segen sei.

Wegen dieses Einflusses auf einzelne Fälle, die wir gern anerkennen wollen, stehen diese genannten Lehren über einer anderen von der Vernunft ersonnenen Einwirkung, die nur unheilvolle Wirkungen, sowohl für die Gesamtentwicklung der Menschen als für den einzelnen, zeitigt. Diese zweite Art des Einflusses auf die Menschen verhindert die Vergeistigung sehr erfolgreich. Außerdem müssen wir es ihr vor allen Dingen zuschreiben, daß sich die Beglückung der Menschen durch die Vergeistigung zur Minne so wenig bemerkbar macht.

Da der Mensch im Gegensatz zur Tierwelt die ursächlichen Zusammenhänge in der Umwelt erkennen kann, da er seine Erlebnisse in ganz anderem Grade als das Tier im Gedächtnis bewahrt, ja bewußt erinnert und als Erfahrung für sein weiteres Leben verwertet, ist es selbstverständlich, daß er das Erlebnis der Beglückung bei der Paarung nicht von diesen seelischen Fähigkeiten fernhielt. Als Folge ihrer Verwertung sehen wir bei dem Menschen einen ganz neuen Trieb auftreten, der besonders bei den „zivilisierten Völkern" eine große Bedeutung für die Gestaltung des Trieblebens gewinnt. Merkwürdigerweise wird dieser Trieb gewöhnlich mit dem Paarungwillen selbst verwechselt, ja es werden noch nicht einmal die krankhaften Folgezustände dieses Triebes von dem gesunden Paarungwillen abgegrenzt!

Aus der Erinnerung der erlebten Beglückung erwacht der Wunsch, dieselbe erneut zu erleben. Wenn nun der Mensch sich trotz dieses Wunsches dem Grade der Erregbarkeit seines Paarungwillens fügt, die Erregung nicht bewußt beeinflußt, so ist sein Verhalten trotz der Erinnerung, trotz

* Jesus riet sogar die körperliche Verkrüppelung durch Entfernung der Keimdrüsen, die Kastration (s. „Erlösung von Jesu Christo", Abschnitt „Sittengesetz").

des aus ihr folgenden Wunsches dem ursprünglichen in der Tierwelt herrschenden ganz ähnlich, er ist gesund geblieben. Ganz anders aber, wenn er, die Ursache der Erregung durch seine Vernunft erkennend, bewußt die Erregung des Paarungwillens herbeizuführen sucht! Er setzt sich aus diesem Grunde bestimmten Einflüssen aus, von denen er aus Erfahrung weiß, daß sie die gewünschte Wirkung haben. Hierdurch ist sein Verhalten ein anderes geworden. Er fügt sich nicht mehr den Naturgesetzen, nein, er sucht im Gegenteil — und dies ist der im Menschengeschlecht neu erworbene Trieb — auf verschiedene Weise den Paarungwillen zu erregen. Es ist selbstverständlich, daß die Grenze dieses veränderten Verhaltens von dem ursprünglichen gesunden in vielen Fällen schlechterdings unmöglich zu erkennen ist, weil wir ein Gemisch des ursprünglichen Zustandes und des neu erworbenen Triebes vor uns haben. Die zahlreichen ausgeprägten Fälle bieten aber ein so verändertes Bild und führen zu so charakteristischen Endzuständen, daß uns dieser neu erworbene Trieb hier sehr klar erkennbar wird. Wenn wir seine Bedeutung und die Grenzen seiner Wirksamkeit erkennen wollen, so müssen wir uns hier daran erinnern, wodurch der Paarungwille erregt wird.

Wir nannten als älteste und grundlegende Ursache dieser Erregung die im Blute in wechselnder Stärke kreisenden chemischen Stoffe, eine bestimmte Art Hormone. Der Mensch ist in den vergangenen Jahrhunderten nicht in der Lage gewesen, diese Stoffabgabe bewußt zu beeinflussen, wohl aber konnte er schon seit langer Zeit die Erregung der Paarungorgane durch Gifte, die diese Wirkung ausüben, erreichen. Die größte Verwendung fand hier vor allen Dingen der Alkohol, weil er neben dieser gewünschten Wirkung andere der Lustgier willkommene Nebenwirkungen ausübt. Er erzeugt nämlich eine gehobene, freudige Stimmung und eine Beseitigung der Hemmungen (durch Sorge und Kümmernisse usw.), lähmt aber besonders auch die moralischen Hemmungen! Der wichtigste Unterschied der erregenden Wirkung des Alkoholgiftes (auch in geringen Mengen) und der Hormonwirkung beruht nun darauf, daß er den Paarungwillen aufpeitscht, die Leistungfähigkeit aber herabsetzt, während die Hormone den Paarungwillen und die Leistungfähigkeit im gleichen Sinne beeinflussen. Es ist nun leicht einzusehen, daß der Alkoholgenuß in seiner dauernden Verwendung krankhafte Zustände herbeiführen muß, die auf ein Mißverhältnis zwischen der Erregtheit und der Leistungfähigkeit zurückzuführen sind. Die zweite unheilvolle Wirkung dieses Giftes beruht darauf, daß es selbstverständlich die moralischen Hemmungen nur für eine gewisse Zeit lähmt. Der Mensch, der sich unter dem Einflusse dieser Wirkung zu einem Triebleben

verleiten läßt, welches mit seinen eigenen sittlichen Forderungen in starkem Widerspruch steht, wird also, sobald die betreffende lähmende Wirkung des Alkohols aufhört, schweren moralischen Bedenken und Selbstvorwürfen ausgesetzt (die übrigen bekannten Giftwirkungen des Alkohols bleiben hier unerwähnt, weil sie uns zu weit abführen würden). Um ihnen zu entgehen, sucht er nun die Lähmung der moralischen Forderungen durch erneuten Alkoholgenuß, und dieser lockt wieder zu unwürdigen Formen der Paarung, und so ist der unselige Kreislauf geschlossen. Damit ist aber des Unheils noch nicht genug. Neben der chemischen Wirkung der Reizstoffe im Blut sahen wir schon im Tierreich und noch weit mehr beim Menschengeschlecht die Eindrücke auf die verschiedenen Sinnesorgane wichtig werden. Diese Einflüsse hat der genannte Trieb von jeher in reichem Maße verwertet, um die gewünschte Erregung herbeizuführen. Es ist selbstverständlich, daß für diesen Trieb nur jene Eindrücke auf die Sinnesorgane wichtig sein konnten, die wir die „unmittelbaren" nannten. Denn wenn einmal ein Mensch in der Häufung der Paarung das Ideal sieht, so wird er sicher nicht die viel empfindlicheren und verwickelteren Einstellungen der Seele wünschen, die bei den „mittelbaren" höheren Verknüpfungen Vorbedingung sind.

Die Wahl jener unmittelbar den Paarungwillen steigernden Sinneseindrücke wird von einem Gesetz bestimmt, welches eine sehr ernste Folge dieser Art Trieblebens ist und auch erklärlich macht, warum die Lähmung der moralischen Hemmungen, wie sie der Alkoholgenuß bewirkt, so besonders willkommen, ja notwendig ist. Wer eine gewisse Zeit dem Triebe der bewußten Aufpeitschung des Paarungwillens nachgegeben hat, gesellt sich meist der Gruppe, die ich die „chronisch Überreizten" nenne. Sie sind unfähig zur Einehe geworden, da sie der Notwendigkeit des ständigen Wechsels der erregenden Sinneseindrücke verfallen. Deshalb müssen alle diese Menschen, ganz gleichgültig, welcher Entwicklungstufe sie ursprünglich angehören, ganz gleichgültig, welcherlei Geschlechtes sie sind, zu flüchtigen, stets wechselnden Paarungen übergehen („polygamisch" leben), ja wir werden sehen, daß diese Art Wechsel bei dem chronisch Überreizten allmählich nicht mehr ausreicht.

Die große Gefahr dieser bewußten Aufpeitschung des Paarungwillens, die also bei genügender Dauer mit trauriger Sicherheit zur krankhaften Entartung führt, beruht nun darauf, daß die Natur anfänglich den Menschen in seinem neu erworbenen Triebe, die Erregung künstlich herbeizuführen, förmlich unterstützt. Diese meist recht wenig beachtete Gesetzmäßigkeit wird uns noch öfter beschäftigen müssen. Innerhalb gewisser Grenzen wird nämlich die Hormonbildung durch das Erlebnis der

Beglückung bei der Paarung angeregt, durch länger dauernde Enthaltsamkeit vermindert. Der Mensch erlebt also, daß seine orgastische Fähigkeit durch eine häufige Paarung bis zu einem gewissen Grade gesteigert wird. Stellt er sich nun unter die Giftwirkung des Alkohols oder setzt er sich bewußt stets wieder Sinneseindrücken aus, die seinen Paarungwillen stark erregen, so kann er unmöglich die Grenze seiner gesunden Leistungfähigkeit rechtzeitig erkennen. Erst viel später werden sich ihm die Folgen der chronischen Überreizung fühlbar machen. Es ist kein Zufall, daß bei den „zivilisierten Völkern" die Zahl der chronisch Überreizten so besonders groß ist. Es ist aber auch kein Zufall, daß gerade das männliche Geschlecht in so erschreckend großer Zahl dieser Erkrankung anheimfällt. Die Ursachen hierzu werden uns erst später klar werden, wenn wir die Unterschiede des Paarungwillens der Geschlechter besprochen haben. Es sei hier nur erwähnt, daß die bei dem männlichen Geschlecht häufigste Entwicklungart im einzelnen Leben ganz besonders diese Erkrankung ermöglicht, während das weibliche Geschlecht in der überwiegenden Mehrheit vor der chronischen Überreizung viel besser geschützt ist. Überall da nämlich, wo eine hohe Vergeistigung des Paarungwillens schon vor der Erweckung der orgastischen Fähigkeit vorhanden ist, ist das in jeder geistigen Beziehung so genügsame Geschlechtsleben der Überreizten eine Unmöglichkeit. Ein zweiter Grund, weshalb das männliche Geschlecht der Gefahr der Überreizung leichter erliegt, ist eine Eigenschaft des männlichen Paarungwillens, ein Erbgut der unterbewußten Tiere. Es zeigt dies Geschlecht nämlich eine weit höhere Anregbarkeit durch die Sinneseindrücke von seiten des anderen Geschlechtes als dieses. So darf es uns nicht wundern, daß das männliche Geschlecht in großer Mehrheit dem Triebe zur künstlichen Erregung des Paarungwillens anheimfiel, das weibliche Geschlecht, oder wenigstens eine Gruppe desselben, aber diesen Trieb und die männliche Anregbarkeit ausgenützt hat. Die Grenzformen zwischen dem natürlichen Verhalten des weiblichen Geschlechtes und dem bewußten Ausnützen der Anregbarkeit des Mannes sind natürlich fließende, und es gibt viele Fälle, bei denen es sich um ein Gemisch bewußter Ausnützung und natürlichen Verhaltens handelt. Ob im einzelnen Falle eine berechnende Gefallsucht („Koketterie") oder eine natürliche Steigerung der Anmut vorliegt, läßt sich oft schwer entscheiden. Das Kennzeichnende und Maßgebende wird immer die Frage nach der Begeisterung, die die betreffende Frau dem betreffenden Manne gegenüber erlebt oder aber nicht erlebt, sein. So verschleiert nun auch die Grenzlinien sind, so deutlich sind die ausgeprägten Fälle gekennzeichnet. Unter diesen aber möchte ich nicht, wie allgemein üblich, nur die Gruppe

käuflicher Frauen (der „Prostituierten") verstanden wissen. Es wird in allen Kreisen der Bevölkerung von einer Gruppe von Frauen ein wenig ehrenvoller Handel getrieben. In allen Fällen nämlich, in denen Frauen ohne eigene Begeisterung, mit Mitteln der Gefallsucht die Anregbarkeit des männlichen Geschlechtes ausnützen, um irgendwelche Vorteile zu erreichen. Dabei ist es für die moralische Bewertung dieses Handels gleichgültig, ob er auf Gelderwerb, Tauschhandel oder die erwünschte Unterschrift am Standesamt abzielt. Es sei denn, daß man das letztere als die unehrlichste Form der käuflichen Minne erachten muß! Ja, es ist auch nicht von so ganz ausschlaggebender Bedeutung, bis zu welchem Grade der Gemeinschaft der Handel führt! Die ehrlichsten Krämerinnen sind jene, die den Fluch der Gesellschaft, will sagen den eigenartig abgewandelten Dank der Männer, auf sich nehmen und ihrem Handel nicht einen beschönigenden Namen zu geben trachten. Diese Gruppe, die in den christlichen „Kulturvölkern" allein Prostitution genannt wird, gerät hierbei natürlich selbst in die Gefahr, der chronischen Überreizung zu verfallen. Tatsächlich zeigt sie (mit Ausnahme der empfindunglosen Frauen unter ihnen) ganz dieselben krankhaften Entartungen in furchtbarer Ausprägung wie die chronisch Überreizten des männlichen Geschlechtes.

Die Merkmale dieser Krankheit, die also bei gleichem entartetem Leben bei beiden Geschlechtern auftreten, bestehen besonders in einem immer wachsenden Bedürfnis nach stärkeren künstlichen Anreizungen. Eine ganz neue Gesetzmäßigkeit, die dem Gesunden beider Geschlechter fremd ist, tritt also hier auf. Die erlebte Art der Beglückung „stumpft in der Gewohnheit ab". Deshalb sehen wir die schwersten Formen der chronischen Überreizung früher oder später zu den krankhaften Abirrungen („Perversionen") entarten. Die seelischen Veränderungen kennzeichnen sich besonders durch Erschöpfung (besonders nervöse Erschöpfung), Mangel an Arbeitlust, Mangel an gesunder Lebensfreudigkeit (die nur durch Giftwirkung auf Stunden wiedergewonnen wird), oft auch deutlich ausgeprägte Niedergeschlagenheit („Depression"). Außerdem treten die geistigen und körperlichen Erscheinungen des Greisenalters schon früher auf. Da wir alle Entwicklungstufen der Gefahr der Überreizung erliegen sehen, so finden wir natürlich bei den Menschen, deren geistige Veranlagung einer hohen Minne fähig gewesen wäre, außer den genannten Merkmalen noch alle die, welche aus dem Mißverhältnis dieser Fähigkeit und dem tatsächlichen dürftigen Erleben abzuleiten sind. Moralische Selbstvorwürfe, Ekel und Verachtung vor der eigenen Lebensweise, schwerste Gemütsverstimmungen, ja Selbstvernichtungwünsche sind häufige Gäste. Sie werden dauernder Zustand, wenn diese unglücklichen

Menschen erfahren müssen, daß sie durch das erworbene Gesetz der Abstumpfung durch die Gewohnheit, auf die Dauer vollkommen unfähig zu jeder höheren Minne geworden sind. Angesichts der schweren Folgeerscheinungen ist es uns nicht zweifelhaft, daß die chronische Überreizung, der heute bei den christlichen „Kulturvölkern" die unheuere Mehrzahl des männlichen Geschlechtes bis zum gewissen Grade anheimfällt, eine Krankheit ist.

Obgleich ihre Hauptkennzeichen bei beiden Geschlechtern ganz die gleichen sind, wird die Eigenart der Krankheit, besonders das Gesetz einer Notwendigkeit des Wechsels, sogar von wissenschaftlicher Seite als „gesunde Gesetzmäßigkeit" des männlichen Paarungwillens beschrieben! Merkwürdig allerdings, aber erklärlich, weil gar manche wissenschaftliche Schilderung der Feder eines chronisch Überreizten entstammt. Gerade an der Wirkung dieses unseligen Triebes auf die höheren Entwicklungstufen wird uns klar, wie sehr durch ihn die Verwirklichung der Vergeistigung beim männlichen Geschlecht verhindert wird, denn diese verlangt Stetigkeit der Verankerung mit einem bestimmten Menschen, die chronische Überreizung aber verlangt den Wechsel, ganz abgesehen davon, daß ihre Auslösungarten der Beglückung, die sie als Steigerung der Anreizung pflegt, den Menschen tief unter das Tier stoßen und ihn zur durchseelten Minne immer unfähiger machen. Die traurigen Wirkungen dieses Triebes, denen auch nicht eine einzige erfreuliche Nebenwirkung gegenübersteht (zum Unheil erachten weite Kreise allerdings die Geldeinnahmen ausgedehnter Industrien und zahlloser Unternehmer, die sich diesen Trieb des Menschen nutzbar machen, für die stete Aufpeitschung besonders in den Großstädten sorgen, für eine wertvolle Nebenwirkung), lassen uns erkennen, wie viel schädlicher noch diese Einwirkung auf die Entwicklung des Paarungwillens zur Minne ist als die Irrlehre von der Unreinheit der Sinne und der „Sünde" der Beglückung. Gewiß, beide haben die natürliche Vergeistigung gehemmt, aber während diese Irrlehre neben allem obengenannten Unheil, das sie anrichtet, doch einem Teil der entarteten Triebmenschen eine Rettung werden kann, stürzt der Trieb zur künstlichen Erregung zahllose wertvolle Menschen in Krankheit und Unglück und hilft niemandem.

Wir sehen, die Vernunft des Menschen hat sich durch ihre eigenartige Mithilfe nicht gerade mit Ruhm bedeckt, und kehren nach der unerfreulichen Würdigung ihrer Einflüsse zu der Entwicklung des Paarungwillen zur Minne zurück.

Neben der Vergeistigung, die bei beiden Geschlechtern eingesetzt hat, bemerken wir bei der Frau, entsprechend ihrer doppelten Aufgabe, gleich-

zeitig eine Vertiefung und Erweiterung jenes in ältesten Zeiten auftauchenden Muttertriebes. Dadurch, daß ein Tier um so hilfbedürftiger zur Welt kommt und um so längere Zeit zum Wachstum braucht, je höher die Entwicklungform ist, der es angehört, hat sich die Betätigung der mütterlichen Fürsorge rein zeitlich ungeheuer ausgedehnt. Sie mußte aber auch bei der zunehmenden Hilflosigkeit des Kindes eine immer vielseitigere werden. Durch die Entwicklung des Seelenlebens des Menschen war es nun möglich, daß die Mutterliebe eine Quelle hohen Glückes wurde, das auch seinerseits auf die Gefühlswelt des Kindes nicht ohne Einfluß blieb. Da sich die Fürsorge der Mutter über Jahre hin erstreckt, so kommt das Kind in die Lage, die Liebe der Eltern erkennen zu können, in ihnen die Bereiter seines Wohlergehens zu sehen. Da sein Gedächtnis ganz im Gegensatz zu den Zuständen im Tierreich diese Fürsorge für das ganze Leben in Erinnerung behält, wandelt sich unter dem doppelten Einfluß des Erkennens und Erinnerns die anfänglich dumpfe tierische Abhängigkeit der Brut vom Muttertier zur kindlichen Liebe. Hiermit ist schon gesagt, daß diese Liebe sich natürlich auch auf den Vater erstreckt, wo immer das Kind erlebt, daß er sich an der Fürsorge beteiligt und innige Gefühlsbeziehungen zu ihm zeigt. Diese väterlichen Gefühle zum Kinde aber sind viel jüngeren Ursprungs als die Mutterliebe und entstammen erst der Zeit, als der Mensch den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Paarung und der Geburt erfassen konnte. Er merkte dann auch durch die äußerliche Ähnlichkeit des Kindes mit den Eltern, daß er Eigenschaften seines Wesens durch die Vererbung auf das Kind überträgt, das Kind also sozusagen ein Teil der Eltern ist. Hieraus erwuchs bei Vater und Mutter im Menschengeschlecht ein ganz neues Zusammengehörigkeitgefühl der Eltern mit dem Kinde, ja eine Art Besitzergefühl, das sich in früheren Zeiten in allen Gesetzesbestimmungen nur zu deutlich ausdrückte. Diese neue Gefühlserwerbung ist also bei beiden Geschlechtern gleichzeitig aufgetreten und unterscheidet sich von dem alten Erbgut aus der Tierzeit, das nur der Arterhaltung dient, der Mutterliebe, durch eine beträchtlich selbstsüchtigere Färbung, bei der nicht selten der Stolz auf das Kind, ja Eitelkeit, eine bedeutende Rolle spielt.

Wir sehen also bei dem Menschen eine Reihe von Gefühlsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern auftreten, die recht jungen Ursprungs sind und gar keine Beziehung zum Paarungwillen an sich haben. Dies muß besonders betont werden, im Gegensatz zu den Behauptungen der Freudschen Schule (s. „Des Menschen Seele"), welche Gefühlsbeziehungen zu den Eltern in der Hauptsache für Ausdrucksformen dieses Willens ansieht. Selbstverständlich können auch in Ausnahmefällen einmal wider-

natürliche Regungen diesen Willen auf ein Mitglied der Familie richten. Uraltes Erbgut aus der Tierzeit verhindert aber im allgemeinen Inzucht ebenso sicher wie Rassemischung.

Im Gegensatz zu der Kindesliebe ist die Mutterliebe triebartig, durchaus selbstlos, nichts fordernd und läßt sich auch durch die schlimmsten Enttäuschungen nicht erschüttern. Die Mutterliebe steht vor allem in bedeutsamem Gegensatz zur Minne. Es ist wichtig, diesen Unterschied zu betonen, weil sie überall da, wo eine Minnebeglückung sich wegen Empfindunglosigkeit nicht entwickeln konnte, dem Gatten gegenüber an die Stelle derselben tritt. Gewöhnlich verbindet sie sich dann mit gewissen Zügen der Kindesliebe und dieses merkwürdige Gemisch von mütterlicher und kindlicher Zuneigung, das mit der Minne nicht das geringste zu tun hat, wird dem Gatten gewidmet. Merkwürdigerweise wird es sehr häufig sogar von wissenschaftlicher Seite als die dem weiblichen Geschlechte eigentümliche Art der Gattenminne geschildert. Dies ist nur deshalb möglich, weil eine derartig unbewußte Falschmünzerei heute nicht etwa ein sehr seltenes Vorkommnis, sondern dank der großen Häufigkeit der Empfindunglosigkeit im Gegenteil oft zu finden ist!

Da nun neben dieser merkwürdigen Art weiblicher „Gattenzuneigung" alle möglichen Formen nicht voll entwickelter und endlich die voll entwickelte Minne bei Frauen verwirklicht sind, so darf es uns nicht erstaunen, daß die allerwidersprechendsten Anschauungen über die Eigenart der „Frauenliebe" in den Köpfen der Menschen Unheil anrichten. Die wahre, gesunde, vollentwickelte und vollerfüllte Minne zeigt ihre Herkunft aus den ursprünglichen Stufen des Paarungwillens vor allen Dingen dadurch, daß sie selbstisch, also von der Mutterliebe vollkommen artverschieden ist. Wegen der herrschenden moralischen Verwirrung, der Verherrlichung der Selbstlosigkeit („Altruismus") in jeder Form und jedem Grade und der Verurteilung der Selbstrücksicht als „Selbstsucht" („Egoismus") schlechthin sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, daß diese moralische Auffassung eine verhängnisvolle Einseitigkeit bedeutet. Selbstlosigkeit und Selbstrücksicht sind beide ebenso oft Tugend wie Untugend, und ihre moralische Bewertung hängt vollkommen von dem einzelnen Falle ab.* Wenn ich also hier betone, daß der Paarungwille im Gegensatz zur Mutterliebe selbstischer ist, so soll hiermit durchaus keine moralische Wertung ausgesprochen werden. Auch die höchste Minne wünscht und erstrebt den Besitz des erwählten Menschen, ja sie strebt, je höher sie entwickelt ist, um so nachdrucksvoller den Alleinbesitz an.

* s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens".

Deshalb wird auch die Eifersucht durch die natürliche Vergeistigung zur Minne durchaus nicht überwunden, sondern sie wird im Gegenteil immer tiefer werden, nicht nur weil das Glück selbst tiefer wird, sondern weil die Verwebung mit dem Erwählten eine viel innigere ist. Freilich das Vertrauen ist hier viel zu stark, um unbegründete Eifersucht möglich zu machen. Auch äußert sich die Eifersucht bei vergeistigter Minne nicht in häßlichem Streit oder Rachsucht oder Gewalt, die den „Untreuen" an Hand des standesamtlichen Vertrages zurückzwingen will, wie dies der unvergeistigte Paarungwille gestattet, denn die Grundlage, auf die sich geistige Verschmelzung überhaupt nur aufbauen läßt, ist ja die Freiwilligkeit. Aber dieses unterschiedliche Verhalten des von Minne beseelten „Eifersüchtigen" darf nicht zu der Irrlehre verführen, Eifersucht sei ein Zeichen „tiefstehenden" Paarungwillens.

Weit häufiger noch sehen wir die Irrlehre vertreten, als sei „Eifersucht" nur ein Merkmal des Paarungwillens und der Minne des männlichen Geschlechtes. Dieser wesentliche Grundzug ist natürlich dem weiblichen Geschlechte ebenso eigentümlich wie dem männlichen, und wo er fehlt, besteht der dringende Verdacht, daß die Beglückung nie erlebt wurde oder Minne längst ausgelöscht ist. Frauen, die vollentwickelte Minne und die Mutterschaft erleben, werden eine Verwechslung der so gegensätzlichen beiden Erlebnisse kaum begreifen. Sie lernen die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen Minne und der Mutterliebe, ihre ganz widersprechenden Einwirkungen auf das Seelenleben nur zu gut kennen. Ja sie erleben oft, daß auch auf dem rein seelischen Gebiete die doppelte Aufgabe ganz ähnlich zu Zwiespalt führt, wie wir sie auf dem Gebiete des rein Körperlichen kennen gelernt haben. Auch hier können wir einen deutlichen Widerstreit der Forderungen feststellen. Auch hier wird das volle Mutterglück, die reiche Betätigung in der Mutterschaft oft nur auf Kosten des Minneglückes verwirklicht, und dieses fordert, je höher der Grad der Vergeistigung ist, um so mehr, wenn es voll ausgekostet werden soll, ein Maß in der Hingabe an das Mutterglück.

Hören wir aber so oft rühmen, daß eine hochstehende Frau erhaben sei über Eifersucht, ja ihrem Mann ohne Beeinträchtigung ihres Glückes „Untreue" gestattet, so handelt es sich eben entweder um ganz anders geartete Beweggründe charakterlich tiefstehender Frauen, oder um hochstehende ungeweckte, empfindunglose Frauen, die ihren Mann mit einem Gemisch von mütterlicher und kindlicher Liebe bedenken und eher eine Erleichterung empfinden, nur um erneuter Mutterschaft willen der Paarung ausgesetzt, im übrigen aber von ihr verschont zu sein.

Wenn wir uns nun fragen, inwiefern die natürliche Vergeistigung innerhalb des Menschengeschlechtes der drohenden Gefahr des Verlustes der Beglückung beim Weibe entgegenarbeitete, so können wir auf den ersten Blick feststellen, daß diese Hilfe in ihrer Wirkung durch die Unterordnung des weiblichen Geschlechtes erheblich gehemmt wurde. Je mehr die Beglückung von geistigen Werten mitbestimmt wird, je mehr sie sich mit einem einzigen Menschen verankert, um so wichtiger wurde eine neue Vorbedingung. Wenn in Urzeiten jeder junge gesunde Mensch die Sinneswahrnehmungen für das andere Geschlecht darbot, die Erregung auslösten, so stand der Beglückung, auch wenn die Frau die Wahl nicht selbst traf, meist nichts im Wege. Je mehr aber die seelischen Verknüpfungen einsetzten, um so ausgeprägter und zahlreicher wurden die Vorbedingungen der Beglückung, um so mehr verlangten sie die freie, persönliche Wahl beider Geschlechter. Diese aber wurde der Frau nie mehr in dem Maße zuteil, wie sie noch im Tierreiche vorhanden war. Es besteht also bei einer höheren Notwendigkeit der freien Wahl eine geringere Möglichkeit derselben. Das sind recht ungünstige Bedingungen, und die schützende Macht der natürlichen Vergeistigung wäre gänzlich wirkungslos geworden, wenn nicht eine gewisse Abhilfe auf andere Weise gesichert wäre.

Der Mann kann zum mindesten meistens frei wählen. Wenn er auch in der Mehrzahl der Fälle die Wahl zur Dauerehe nach nützlichen Erwägungen trifft, die mit den Gesetzen seiner Minne gar nichts zu tun haben, so hat er doch auch in dieser Entartung zur Krämerei bei der Ehewahl, wenigstens wenn mehrere Frauen ihm die gleichen Vorteile brachten, unter diesen nach den Wünschen seiner Minne gewählt. Ganz abgesehen davon gibt es natürlich auch heute noch eine kleine Gruppe von Wahlen aus Minnebegeisterung, die so gute Vorbedingungen bietet, wie sie in vorchristlichen Zeiten Sitte waren. Da sich nun beim Mann die Vergeistigung zur Minne nach der gleichen Gesetzmäßigkeit entwickelte, ist hierdurch gewissermaßen auch gesetzlich festgelegt, daß der Mann durch die Frau, die er selbst am meisten beglückt, auch am sichersten beglückt wird. Mithin wählt er, wenn die Wünsche seiner Minne bestimmend sind, die Frau, die auch ihn gewählt haben würde, so daß auf diese mittelbare Weise der Wunschrichtung der Frau in Wirklichkeit entsprochen wird. Da also die freie Wahl des einen Geschlechtes für die höheren Formen der Minne die freie Wahl beider Geschlechter in gewissem Sinne ermöglicht, sehen wir, wie wichtig für die Beglückung des weiblichen Geschlechtes in der Ehe jeder Fortschritt der freien Wahl des Mannes war. Deshalb begrüßen wir die Verminderung des Vaterrechtes über den

Sohn, die den vom Vater befohlenen Eheschließungen des Sohnes ein Ende setzte. Wir ermessen aber auch, welche Bedeutung die Wiedereinführung der freien Stellung der Frau hätte, die unsere Ahnen Jahrtausende hindurch aufrecht hielten, ehe das Christentum eingeführt wurde.

Aber kann denn überhaupt die Vergeistigung zur Minne für die Beglückung des Weibes von so großer Bedeutung sein? Wir werden nicht daran zweifeln, wenn wir uns in das Gedächtnis zurückrufen, wie ungünstig im Laufe der Entwicklunggeschichte durch die anatomischen Abänderungen die körperlichen Vorbedingungen zu ihrer Beglückung geworden waren. Wir sehen auch manches Mal, daß die Hilfe durch die Vergeistigung sich in günstiger Weise geltend macht. Die Fälle sind gar nicht selten, bei denen eine Frau in der Gemeinschaft mit einem Manne, mit dem sie geistig nur in sehr lockerem Zusammenhange stand, vollkommen empfindunglos blieb, dagegen aber die Beglückung mit einem anderen Manne, zu dem sie innige geistige Beziehungen hat, erlebt, obwohl die körperlichen Vorbedingungen vielleicht nicht günstiger oder gar noch ungünstiger sind als vorher.

Wenn wir an die Fülle der geistigen Verwebungen zurückdenken, so sollten wir eigentlich eine viel größere Hilfe von diesem Entwicklungweg erwarten, ja es würde uns gar nicht wundern, wenn durch ihn die Empfindunglosigkeit der Frau mit einem Schlage beseitigt wäre. Aber diesen schönen Erfolg sehen wir wieder einmal gehemmt von jenem Naturgesetz, das wir schon so oft störend empfanden. Die Natur konnte das einmal Bestehende nicht plötzlich abschaffen, sondern muß es mindestens mit beibehalten. Wenn auch der Paarungwille noch so weitgehend vom Großhirn beeinflußt wird, ja wenn selbst die Beglückung losgelöst von allen körperlichen Bedingungen lediglich als Folge seelischer Zustände erlebt werden kann, so wird doch im Leben des Einzelnen diese Fähigkeit zunächst nur nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit erworben. Dies ist nun nicht etwa so zu denken, daß der Mensch in seinem Einzelleben die verschiedenen Entwicklungformen aufeinander folgend bei sich durch die Paarung erleben könnte. Wir werden ganz im Gegenteil wichtige Beweise dafür finden, daß die Paarung in den niederen Formen die dauernde Verwirklichung der höheren Formen sogar unmöglich macht. Es ist hier nur damit gesagt, daß jeder Mensch die vergeistigten Formen der Begünstigung oder gar Auslösung der Beglückung nicht von Anbeginn besitzt. Wenn er aber (und dies sei nur vorgreifend hier erwähnt) die höchsten Entwicklungstufen der Minne erleben will, so ist es für ihn von größter Bedeutung, daß die zunächst erforderliche körperliche Erweckung

zur („orgastischen" Fähigkeit) Beglückung von der gleichen Persönlichkeit ausgeht, die auch seelische Verwebungen der Minne auszulösen imstande ist. Da nun aber diese zuerst notwendige, körperliche Erweckung durch die Entwicklungabwandlungen, vor allem aber auch durch die herrschende vollkommene Unkenntnis der Gesetze so sehr unwahrscheinlich ist, wird die Hilfe, die jede Vergeistigung zur Minne für die Beglückung des Weibes bedeuten könnte, sehr häufig vereitelt. Noch stärker wird die wohltuende Wirkung der Vergeistigung gehemmt durch die Folgen der schon genannten Einflüsse des Menschen. Das christliche Ideal der Enthaltsamkeit, seine Verachtung der Beglückung waren nur geeignet, wichtige und wirkungvolle Hemmungen in der Seele der Frau der Beglückung gegenüber in den Weg zu stellen. Weit schädlicher aber wirkte die Überhandnahme der chronischen Überreizung beim männlichen Geschlecht, da diese ja zum Minneglück allmählich vollständig unfähig macht. Sie mußte also zur Folge haben, daß die Zahl der Männer, die die Frauen durch Minne erwecken können, die Beglückung auslösen, sehr beträchtlich verringert wird.

Aber gerade wenn wir erkennen, wie viele Hemmnisse durch die Irrwege der Menschen die Auswirkung der natürlichen Vergeistigung für die Beglückung des Weibes verhindern, werden wir die bestimmte Hoffnung haben, daß nach Beseitigung der Hindernisse ein erfreulicher Umschwung eintreten wird. Die Erfahrungen anläßlich der ärztlichen Beratung geben uns hierzu die Berechtigung. Neben dem vielseitigen seelischen Austausch werden die Ausdruckformen des Paarungwillens — die körperlichen Liebkosungen — zum Gleichnis der seelischen Verschmelzung und sind als solche geheiligt! —

Der Blick auf die Entwicklung des Paarungwillens zur Minne hat uns die überaus wichtige Erkenntnis gebracht, daß die natürliche Vergeistigung eine große Verinnerlichung und Bereicherung der Beglückung ermöglicht, die sich um so mehr verwirklichen kann, je häufiger die freie aus Minnebegeisterung geschlossene Wahl wird, je mehr die hemmenden Einflüsse des asketischen Ideals und die schädigenden Wirkungen der chronischen Überreizung schwinden.

Entwicklung der Minne im Jungmenschen.

Die Entwicklunggeschichte der Minne im Leben des Einzelnen vollzieht sich nicht in der mannigfach wechselnden Weise, wie dies die so verschiedenen Endstufen vermuten lassen. Ganz im Gegenteil sehen wir zwei charakteristische Grundarten bei beiden Geschlechtern mit dem Unterschiede, daß je eine von ihnen bei dem einen Geschlechte sehr häufig und bei dem andern sehr selten ist. So sind wir denn berechtigt, eine charakteristisch männliche Entwicklungart von einer charakteristisch weiblichen zu unterscheiden. Ganz ähnlich wie in der Stammesgeschichte bedeutet auch in der Entwicklung im Einzelleben ein klares Erkennen der viel verwickelteren und zu Mißdeutungen geeigneten weiblichen Gesetzmäßigkeit die wichtige Vorbedingung zur Erkenntnis der Gesetze für beide Geschlechter. Da begreiflicherweise tatsächlich über die Entwicklung und Eigenart der weiblichen Minne noch mehr Irrlehren herrschen als über die männliche, ist also ein doppelter Grund gegeben, die beim Weibe häufigere Entwicklungart am eingehendsten, die beim Manne häufigere im Vergleich mit dieser zu berücksichtigen.

Wenn wir die verschiedenen wissenschaftlichen Abhandlungen über die Minne des Weibes durchblättern, so fällt uns bei allen ein ganz eigenartiges Verfahren auf, welches auf einer Verwechslung des Geschlechtlebens der Frau mit ihrer Mutterschaftaufgabe beruht. Dies liegt natürlich daran, daß die Medizin von jeher über dies Erleben des Weibes nur geringes Wissen hatte, die Aufgaben der Mutterschaft aber und ihre Gesetzmäßigkeiten der Forschung wohl offenstanden. So wird gewöhnlich angegeben, daß der Paarungwille der Frau mit den monatlich wiederkehrenden Blutungen der Gebärmutterschleimhaut bei der Eireifung erwache (Menarche) und mit dem Aufhören dieser Vorgänge (Menopause) erlösche. Die ganze Aufmerksamkeit widmet die Wissenschaft den körperlichen Begleiterscheinungen dieser Eireifungen, der Schwangerschaft und den Geburten und endlich den vielen krankhaften Veränderungen der Mutterschaftorgane. Nun ist aber das Minneerleben der Frau mit all diesen Erörterungen kaum gestreift, geschweige denn beschrieben. Ebensowenig wie es eine Beschreibung des männlichen Erlebens bedeuten würde, wenn man etwa den Beginn und das Aufhören der Samenreife feststellte, die Art der Zellveränderung bei der Reifung schilderte, und

am Schluß eine ausgiebige Beschreibung aller krankhaften Veränderungen der Organe gäbe. Der Zusammenhang zwischen den Begleiterscheinungen der Mutterschaft und dem eigentlichen Erleben des Paarungswillens in all seinen Stufen ist ein sehr lockerer, wie dies bei den Urwesen, den Einzellern auch der Fall ist, deren Wille zur Wahlverschmelzung sich unabhängig von der Vermehrung durch Teilung kundtut. Nur die Erkenntnis des Menschen, daß Paarung und Zeugung im ursächlichen Zusammenhang stehen, läßt den Wunsch zum Kinde nun neu beides Erleben einige Male im Leben einen. Wir können uns also in dieser Abhandlung damit begnügen, gelegentlich eine der wohlbekannten Einzelheiten der Mutterschaftvorgänge zu streifen und unser ganzes Augenmerk den Gesetzmäßigkeiten des Paarungwillens und seiner Entwicklung zur Minne, über welche die bisherige Literatur hinwegsprang oder Falsches meldete, zuzuwenden.

Eines der wichtigsten Entwicklunggesetze, das sogenannte „biogenetische Grundgesetz", sollte uns eigentlich erwarten lassen, daß im Leben des Einzelnen die meisten jener stammesgeschichtlichen Entwicklungstufen, die erwähnt wurden, wiederholt werden. Wer weiß, vielleicht ist es der starke Einfluß dieses Gesetzes auf die Gemüter unserer naturwissenschaftlich so hoch gebildeten „Kulturvölker", daß wir den größten Teil des männlichen Geschlechts und einen kleineren Teil des weiblichen, man wäre versucht zu sagen „eifrig bemüht" sehen, in den Jugendjahren möglichst ein Leben unterbewußter Tiere zu führen, dabei aber natürlich (s. o.) tief unter diese Stufe zu sinken! Sicherlich wird es viele unter ihnen geben, die sich hierbei mit dem Grundgedanken des genannten Gesetzes trösten und sich der schönen Hoffnung hingeben, in späteren Jahren sich irgendwann einmal zu höheren Entwicklungstufen der Minne hinauf „zu entwickeln". Dieser recht verfängliche Weg durch „Nacht zum Licht" scheitert aber an einem wichtigen Grundgesetz, nach dem sich der Paarungwille im Einzelleben entwickelt. Es tritt uns in besonders ausgeprägter Form bei allen krankhaften Abirrungen dieses Willens entgegen, ist aber auch bei dem Gesunden einwandfrei nachweisbar und für die gesunde Erziehung unserer Jugend von unabsehbarer Tragweite. Trotzdem ist es seither kaum beachtet worden. Wir erwähnten es schon im letzten Abschnitt und heben es seiner Bedeutung halber noch einmal hervor:

Die Gesetzmäßigkeit der Eigenart des Erlebens im Einzelleben wird für das ganze Leben im hohen Grade bestimmt durch die Art der ersten Erlebnisse der Beglückung in der Jugendzeit.

Wenn also die ersten Erlebnisse eine derart nachhaltige Bedeutung haben, so kann alle erst nach ihnen einsetzende Vergeistigung des Paarungwillens nicht mehr ungehemmt ihren Einfluß ausüben. Die Gesetzmäßigkeit der Erfüllung wurde schon vorher ausschlaggebend für das betreffende Einzelwesen festgelegt. Da nun die menschliche Seele sich nach der Jugendentwicklung, den sogenannten „Pubertätjahren", noch sehr wesentlich entwickelt, müssen wir von vornherein erwarten, daß der Paarungwille eines Menschen sich nur dann zu der höchsten Form, die seine Seelenbeschaffenheit gestattet, entfalten kann, wenn die erste Beglückung nicht schon in der Pubertätszeit erlebt wird, sondern um Jahre später, damit die Möglichkeit gegeben ist, daß der Paarungwille sich vorher vollständig vergeistigen konnte. Nur dann haben wir Gewißheit, daß der Mensch die ihm erreichbare Stufe der Vergeistigung verwirklichen kann. Wohl gemerkt, es ist hierzu nur die Möglichkeit gesichert, die Verwirklichung selbst hängt noch von vielerlei ab.

Wenn die Vergeistigung zur Minne die Möglichkeit der Beglückung bei der Paarung des Weibes erhöhen soll (s. o.), so muß bei der Entwicklungart, die beim weiblichen Geschlecht häufiger ist, vor allen Dingen diese wichtige Gesetzmäßigkeit berücksichtigt sein. Es handelt sich also darum, durch gewisse Einrichtungen ein vorzeitiges Erleben der Beglückung in der Kindheit oder in den Pubertätjahren zu verhindern. Dieselben konnten um so eher verwirklicht werden, weil auch die erhöhte Tauglichkeit zur Mutterschaft eine Verhinderung einer vorzeitigen Schwangerschaft verlangt (s. o.). Wir erwähnten in der Stammesgeschichte schon, daß die Erregbarkeit des Mädchens aus diesem Grunde eine sehr geringe ist, also eine „Kälte" („Frigidität") des Mädchens besteht, die unabhängig ist von der anatomischen Beschaffenheit der Organe. Aber neben dieser Hilfe durch die Spätentwicklung der Erregbarkeit wird die Vergeistigung zur Minne gesichert, indem sich die jüngste Stufe der Entwicklung im Einzelleben zu allererst ausbildet. Es handelt sich um das Auftreten eines Minnesehnens, lange Zeit, ehe der Paarungwille im engeren Sinne geweckt ist. Es ist zwar bei einem Teile der männlichen Jugend ebenfalls vorhanden, fehlt auch bei einem Teil der Mädchen. Jedenfalls kommt es aber beim weiblichen Geschlechte ungleich häufiger vor, und somit kann es für dieses kennzeichnend genannt werden. Wir nennen dieses Minnesehnen die „Schwärmerei". Sie ist eine begeisterte Zuneigung für einen Menschen, gleichviel, ob er dem eigenen oder dem anderen Geschlechte angehört. Sie unterscheidet sich von der Freundschaft ebenso deutlich wie von der voll entwickelten Minne. Die seelische Beschaffenheit des Schwärmenden ist bis in Einzelheiten der des in Minne Begeisterten

ähnlich. Die gesteigerte Empfindung in Freud und Leid, der selbstische Charakter des Erlebens mit der stark entwickelten Eifersucht, das ausgeprägte Bestreben, den Gegenstand der Verehrung im idealisierten Lichte zu sehen, ihn zu „vergöttern", macht diese Gefühle der Freundschaft sehr unähnlich, der voll entwickelten Minne äußerst ähnlich. Deshalb kann sich das früh erregbare männliche Geschlecht schlechterdings nicht vorstellen, daß ein Zusammenhang dieses Erlebens mit dem Paarungwillen im engeren Sinne überhaupt nicht besteht. Dies letztere aber ist das charakteristische Unterscheidungmerkmal zwischen Schwärmerei und Minne und gleichzeitig die einzige Ähnlichkeit zwischen Schwärmerei und Freundschaft. Bei derartigen Begeisterungen können nun alle hohen und höchsten Formen der Vergeistigung von dem Menschen erlebt und für immer gewonnen werden. Wenn sich der Paarungwille im engeren Sinne überhaupt nicht entwickelt, so bleibt jener eigenartige Zustand für das ganze Leben bestehen, den wir heute bei vielen Frauen finden. Da sie in allen seelischen Verfassungen dem Minnenden vollkommen gleichen, handeln sie in vieler Beziehung sehr ähnlich wie er, und die Empfindunglosigkeit bei der Paarung bleibt ihnen und der Umgebung oft verborgen.

Bei der überwiegenden Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes geht eine derartige Schwärmerei dem Erlebnis einer Paarung, vor allem aber dem Erlebnis einer Beglückung voraus. Diese Aufeinanderfolge des Erwachens der Minne stellt sich als eine recht begrüßenswerte Entwicklung dar, der es vor allen Dingen zu danken ist, daß eine krankhafte Entartung des Paarungwillens beim weiblichen Geschlecht ungeheuer viel seltener ist als beim männlichen. Die Krankengeschichten der Entarteten lehren diesen ursächlichen Zusammenhang und sind im hohen Grade geeignet, an den herrschenden wissenschaftlichen Vorstellungen zweifeln zu lassen, als ob die krankhafte Entartung des Paarungwillens ausschließlich von der Vererbung abhinge. Der Entwicklunggang der weiblichen Minne muß ein wichtiges Hemmnis, der charakteristische Entwicklunggang beim Manne aber viel günstiger für die Entartungmöglichkeit sein. Wir werden hierfür noch Anhaltpunkte gewinnen.

Aus dieser Schwärmerei bei unerwachtem Paarungwillen führen nun vielgestaltige Übergangformen zur voll entwickelten Minne. Die Vergeistigung, das stammesgeschichtlich späteste Ereignis, sahen wir dadurch sichergestellt, daß es sich im Einzelleben der Frau zu allererst entwickelt. So wird es uns nicht wundern, wenn auch die übrigen Wandlungen, die der Frau zur Beglückung verhelfen sollen, gesichert werden, indem sie im Einzelleben früher auftreten als die Erweckung des Paarungwillens im

engeren Sinne. Wir erinnern uns, daß ein Erweitern des Verschmelzungwillens mit dem Erwählten auf dessen ganze Gestalt durch ein Erwachen des Erbgutes der Einzeller im Menschen auftaucht und das Wohlempfinden in den Nervenendigungen der Haut weckt, die Körperoberfläche nun erweckbare, „erogene Zonen" zeigt. Diese Neuerwerbung wird nun tatsächlich, unseren Erwägungen entsprechend, im Einzelleben der Frau angelegt, lange ehe der beim Manne meist so frühzeitig eng umschriebene und zielbewußte Begattungwille in ihr wach ist. Es entwickelt sich ein Trieb zur Äußerung der Zärtlichkeit, ein ganz allgemein gefärbter unbestimmter Anlehnungwille. (Die Wissenschaft unterscheidet verschiedene, schließlich zur Paarung führende „Triebe" bei beiden Geschlechtern, die hier nicht nur um der besseren Allgemeinverständlichkeit willen nicht erwähnt werden, sondern weil ihre Abspaltung mir nicht genügend durch die Tatsachen begründet erscheint.) Die Unterschiedlichkeit des Anlehnung- und Zärtlichkeitwillens bei den jugendlichen Vertretern der beiden Geschlechter gehört zu den deutlichsten und wohl auch bekanntesten Geschlechtsunterschieden. Es ist einleuchtend, daß der für das weibliche Geschlecht charakteristische, allgemein gehaltene Zärtlichkeitdrang, gerade weil er zeitlich der Erweckung des Paarungwillens vorangeht, im hohen Maße geeignet ist, die (physiologischen) Vorbedingungen für die Umwandlung der Hautoberfläche in mehr oder weniger erregbare Zonen zu bewirken. Ebenso ist es leicht vorstellbar, daß dies nun erwachte Wollen, wenn es sich der Schwärmerei zugesellt, allmählich eine immer größere äußere Ähnlichkeit mit der Minne zeitigt, obwohl der nun herrschende Zustand von ihr deutlich dadurch verschieden ist, daß die Paarungorgane im engeren Sinne noch vollständig unbeteiligt bleiben. Auch auf dieser Stufe des Erwachens bleiben Frauen das ganze Leben hindurch, ohne daß das Fehlen einer Vollentwicklung und die Empfindunglosigkeit bei der Paarung ihnen und der Umgebung bekannt werden muß.

Ein erheblicher Wandel dieser Zustände tritt nun bei Beginn der Pubertätjahre ein. Zwar wird im allgemeinen der Einfluß, den die Vollentwicklung der Mutterschaftorgane mit sich bringen soll, gänzlich falsch beurteilt. Die volle Entwicklung des Paarungwillens ist nämlich im Anschluß an diese nur in bestimmten Fällen zu bemerken. Wir können sogar behaupten, daß die Reifung der Mutterschaftorgane nur im lockeren Zusammenhang hiermit steht. Es handelt sich in den Pubertätjahren lediglich um die Vollentwicklung der weiblichen Keimdrüsen, die nunmehr (in Ausnahmefällen auch schon früher) monatlich das reife Ei absondern. Um die Möglichkeit der Ansiedlung eines befruchteten Eies in der Ge-

bärmutterschleimhaut zu erhöhen, ist diese Eireifung begleitet von einer stärkeren Durchblutung derselben, die in der Regel zum Zerreißen dieser Haut und zu einer Blutung („Menses" genannt) führt. Nach drei bis vier Tagen findet diese mit der Neubildung einer Schleimhaut ihren Abschluß. Die Menses sind also das äußerliche Zeichen der Vollentwicklung der Mutterschaftorgane. Bei allen Säugetieren setzt offenbar ganz sinngemäß von dem Augenblick dieser Reifung der Keimdrüse an auch die lebhafte Absonderung gewisser chemischer Stoffe (Hormone genannt) an die Blutbahn ein, ein Vorgang, den man die „innere Sekretion" der Keimdrüse nennt. Die Anwesenheit dieser Stoffe in der Blutbahn bewirkt, wie schon erwähnt wurde, eine Erregbarkeit der Paarungorgane und somit eine Steigerung des Paarungwillens. Wir werden leicht verstehen können, weshalb es beim weiblichen Geschlechte um der Arterhaltung willen wichtig werden mußte, diese Hormonbildung nicht schon lebhaft einsetzen zu lassen, wenn die erste Eireifung beginnt. Eigentlich hätte die Vermeidung einer vorzeitigen Schwangerschaft gar nicht besser gesichert werden können als durch einen späteren Anfang der Eireifung selbst; da die Fortpflanzungzellen (auch ihrer Zahl nach) sich in der Stammesentwicklung am wenigsten abwandeln, setzt bei beiden Geschlechtern die Reifung der Fortpflanzungzellen Jahre vor dem günstigen Alter für die Fortpflanzung ein. Eine vorzeitige Schwangerschaft wird also bei der Frau nur dadurch verhindert, daß die Hormonbildung der Eidrüse in ihrem zeitlichen Beginn unabhängig wird von der ersten Eireifung, erst später beginnt als diese. Bei den „Naturvölkern" beobachten wir noch das frühzeitige Erwachen der orgastischen Fähigkeit beim weiblichen Geschlechte, wie sie beim männlichen Geschlechte überhaupt die Regel ist, also eine frühzeitige Abgabe der betreffenden Hormone an die Blutbahn. Bei den „Kulturvölkern" aber und zwar am ausgeprägtesten bei der germanischen Rasse ist die beim weiblichen Geschlecht häufigere Entwicklungart im oben genannten Sinne abgewandelt, die Hormonbildung, die Erregbarkeit, also auch die „orgastische Fähigkeit", bewirkt, setzt erst lange nach dem Beginne der Eireifungen, also lange nach dem 14. Lebensjahre ein. Infolgedessen verliert der Beginn der Eireifung (und Menses) im Leben der Frau an Bedeutung. Er wird oft nur deshalb wichtig genommen, weil sie über die wahren Ursachen unaufgeklärt, unter dem Eindrucke gewisser Volksmythen über die geheimnisvolle Bedeutung der Menses steht. Auf nachdenkliche Geschöpfe wirkt er insofern wie eine Art Vorerziehung zu den Opfern der Mutterschaft, als er mit Mißhelligkeiten verknüpft ist, die das männliche Geschlecht nicht kennen lernt. Nachdenkliche Geschöpfe lernen hieraus auch ohne Unterweisung

schon frühzeitig, daß das weibliche Geschlecht wohl daran tut, sich im Ertragen zu üben, und sie erkennen diese Mißhelligkeiten als kleine Vorboten der größeren körperlichen Schmerzen, die auch die gesunde Mutterschaft begleiten. Die Reifung der Mutterschaftorgane steht somit meist weit mehr im inneren Zusammenhang zur Mutterschaftaufgabe als zur Minne.

Einen starken Einfluß auf diese bewirkt erst der Beginn einer stärkeren Abgabe der genannten Hormone an die Blutbahn. Sie pflegt zunächst überall in dem alten Rhythmus wie bei den stammesgeschichtlichen Vorfahren in der Stärke zu schwanken, also kurz vor und kurz nach der Eireifung am stärksten zu sein. Außer dieser monatlichen Kurve der Steigerung zeigt sich innerhalb des Einzellebens ein Anwachsen der Hormonbildung, also auch der Eignung zum Erleben der Beglückung (der orgastischen Fähigkeit), welche ihren Höhepunkt erst ein Jahrzehnt später als beim männlichen Geschlecht, also in dem dritten und vierten Jahrzehnt, erreicht. Dieser doppelte Rhythmus der Erregbarkeit erhält sich nicht unbeeinflußt, denn er ist einer bedeutungvollen, schon einmal erwähnten Gesetzmäßigkeit unterworfen, die bei beiden Geschlechtern die gleiche ist. Die Abgabe der betreffenden Hormone an den Blutkreislauf wird bis zu gewissen Grenzen neu angeregt durch das Erleben der Beglückung, so daß also allmählich durch ein häufiges Erleben derselben an Stelle des ursprünglichen Rhythmus auch vom weiblichen Geschlechte eine dauernde Erregbarkeit erworben werden kann. Immerhin ist bei ihm im Unterschiede zum männlichen Geschlecht nur selten ein vollständiges Freiwerden von den ursprünglichen monatlichen Schwankungen zu beobachten. Diese Tatsache ist es, die mir Veranlassung gab, an anderer Stelle (s. o.) die innerhalb des Menschengeschlechtes aufgegebene Berücksichtigung des weiblichen Rhythmus der Eireifung für die Seltenheit der Paarung als unnatürlich zu bezeichnen. Der Einfluß des Erlebens der Beglückung als Anregung zur Hormonbildung hat zur Folge, daß auch der Abschluß der Eireifungen (das Aufhören der Menses, in der Wissenschaft das Klimakterium genannt) gewöhnlich nicht gesetzmäßig den Abschluß der orgastischen Fähigkeit nach sich zieht. Das ist auch der Grund, weshalb diese Jahre des Klimakteriums für alle die Frauen, deren Paarungwille voll entwickelt ist, die Beglückung erlebt haben, allem Anschein nach nicht die große und plötzliche Umwälzung bedeutet wie für die ungeweckten Frauen. Wir führen also diese bisher in der Wissenschaft unbeachteten Zusammenhänge darauf zurück, daß hier die Hormonbildung ebenso wie beim männlichen Geschlechte nicht auf einmal vollständig aussetzt, sondern ganz allmählich vermindert wird, und der Übergang in

das Greisenalter bei diesen Frauen ein allmählicher, ein natürlicher und deshalb auch nicht von Krankheiterscheinungen begleiteter ist.

Wenn die Hormonbildung an sich bei einem Menschen gering ist, und außerdem, wie dies bei vielen Frauen der Fall ist, nie eine Steigerung erfährt, weil sie die Beglückung nie erleben, so wird sich ihr Erleben auch nach Eintritt der Hormonbildung kaum ändern. Insofern war die Berechtigung vorhanden, zu behaupten, daß viele Frauen zeitlebens in jenen verschiedenen Stufen der Schwärmerei (oder aber der Schwärmerei mit entwickeltem Zärtlichkeitdrang) verharren. Ganz anders liegen dagegen die Verhältnisse, wenn die Hormonbildung der Veranlagung nach eine starke ist, die Erregbarkeit also eine große. Solche Frauen werden natürlich, auch ohne daß sie die Beglückung erleben, eine Umwandlung in der Art ihres Empfindens erkennen lassen, sobald bei ihnen die Hormonbildung einsetzt. Da selbst diese Frauen dank der entwicklunggeschichtlichen Veränderungen oft in die Lage kommen, die Paarung empfindunglos zu erleben, so ist es leicht zu verstehen, daß gerade sie unter der Tatsache der Empfindunglosigkeit schwer zu leiden haben, ja häufig die Gesundheit einbüßen. Wir werden hierauf noch zurückkommen.

Ganz unabhängig von dem Grade der Hormonbildung erfolgt bald nach der Reifung der Keimdrüse, also bei allen Menschen gleichmäßig, die Entwicklung der sogenannten „sekundären Sexualcharaktere". Unter ihnen versteht man alle Geschlechtunterschiede, die sich nicht auf die Begattungorgane selbst beziehen (z. B. Stimmwechsel durch Kehlkopfveränderung, Bartwuchs usw. beim Manne). Das wichtigste dieser Merkmale ist die Verankerung des Paarungwillens auf das andere Geschlecht. Dies gibt natürlich auch „der Schwärmerei", die sich vorher ebenso leicht auf das eigene wie auf das andere Geschlecht richten konnte, eine erhöhte Ähnlichkeit mit der voll entwickelten Minne. Hier ist es wieder besonders günstig, weil Entartung verhindernd für das weibliche Geschlecht, daß diese Verankerung bei der Mehrzahl der Frauen vor dem Beginne der Hormonbildung, also vor der Erregbarkeit der Begattungorgane einsetzt. Bei den Knaben ist die umgekehrte Entwicklungart viel häufiger. Hier kommt es oft vor, daß die Beglückung erlebt wird, noch ehe sich der Paarungwille auf das andere Geschlecht gerichtet und hier sich verankert hat, wodurch dann ein krankhaft abgeirrter „perverser", auf das eigene Geschlecht gerichteter Wille viel leichter möglich wird.

Durch den Beginn der Hormonbildung und die Veränderung der Begattungorgane bezüglich ihrer Erregbarkeit bekommen selbstverständlich auch der Anlehnungwille und Zärtlichkeitdrang (s. o.) eine andere Fär-

bung. Überall da, wo vorher eine Schwärmerei die Vergeistigung zur Minne vorbereitet hat, besteht nun glücklicherweise die große Wahrscheinlichkeit, daß sich dieses gesteigerte und abgewandelte Wollen nicht auf irgendeinen geistig vollständig gleichgültigen Vertreter des anderen Geschlechtes wirft, sondern nur auftritt, wo sich auch Gelegenheit für die geistige Begeisterung bietet. Ein deutlich umgrenzter Paarungwille, also das Erbgut der unterbewußten Tiere, in der Form, wie wir ihn schon in diesem Lebensalter beim Manne wach finden, entwickelt sich im allgemeinen beim weiblichen Geschlechte erst viel später, nämlich erst nach dem Erleben der Beglückung bei der Paarung.

Wenn auch die beiden Entwicklungarten häufig genug sind, um uns zu berechtigen, sie jede bei einem Geschlecht als charakteristisch zu bezeichnen, so arbeitet die Natur doch viel zu wenig ausschließlich, um nicht auch einer beträchtlichen Gruppe von Frauen die männliche Entwicklungart zu geben und umgekehrt.

Bei der männlichen Art der Entwicklung, die bei den Naturvölkern und den orientalischen Rassen häufiger, dagegen seltener bei der germanischen Rasse auch im weiblichen Geschlechte zu finden ist, stellt sich eine lebhaftere Hormonbildung gleichzeitig mit dem Beginn der Reife der Keimdrüsen in den Pubertätjahren ein. Weder eine Vergeistigung, noch eine Verankerung des Triebes auf das andere Geschlecht, noch ein dem weiblichen Geschlechte eigentümliches allgemeines Anlehnungbedürfnis und ein Zärtlichkeitdrang gehen der Vollentwicklung des Paarungwillens voran. Die durch die lebhafte Hormonbildung schon in diesen Lebensjahren geweckte orgastische Fähigkeit macht das frühe Erleben einer Beglückung in und außerhalb der Paarung wahrscheinlich. Durch die Art dieses ersten Erlebens wird die Gewohnheit der Jugendjahre meist bestimmt. Im Unterschiede zum weiblichen Geschlecht zeigt sich hier also oft schon frühzeitig ein bewußter Begattungwille. Natürlich kann sich auch bei dieser Entwicklungart später noch eine Vergeistigung zur Minne entwickeln. Kennzeichnend bleibt aber für den Begattungwillen hier, daß seelische Verknüpfungen nicht etwa gesetzmäßige Vorbedingungen zur Möglichkeit der Beglückung sind, sondern eine gelegentliche, durchaus entbehrliche, wenn auch vielleicht willkommene Bereicherung und Vertiefung des Erlebens darstellen.

Diese Gesetzmäßigkeit zeigt sich so deutlich, daß wir oft aus den Anschauungen eines Menschen über Minne seine Entwicklungart und sein Vorleben erkennen. Beim männlichen Geschlecht ist dies allerdings deshalb etwas erschwert, weil ein großer Teil der Männer, die nach der weiblichen Entwicklungart veranlagt waren, tatsächlich die Gesetzmäßig-

keit der beim Manne häufigen Entwicklungart künstlich angenommen haben.

Bei dieser Entwicklungart spielt nicht nur die Erbanlage, sondern auch das Beispiel der Umgebung eine Rolle. Die Frauen des Arbeiterstandes z. B. sind dank der schauerlichen Wohnverhältnisse von frühester Jugend an Eindrücken ausgesetzt, die eine vorzeitige Erweckung des Paarungwillens begünstigen, daß wir das häufigere Vorkommen der, man möchte sagen „erworbenen", männlichen Entwicklungart selbstverständlich finden. Für den Mann andrerseits sind die Verhältnisse im Mittelstande am günstigsten, um eine Entwicklung nach der weiblichen Art überall da, wo die Erbanlage hierfür vorhanden ist, auch tatsächlich zu ermöglichen. Vor den vielen Einflüssen, die eine frühzeitige Erweckung des Paarungwillens bewirken, sind sie besser geschützt als die Knaben des Arbeiterstandes. Im Gegensatz zu den „oberen" Ständen aber werden sie durch die Erziehung zur Ausübung der Arbeit, hauptsächlich aber durch die persönliche Aufsicht der Mutter, vielen ungünstigen Einflüssen, denen das Kind der reichen Gesellschaftklassen ausgesetzt ist, ferngehalten. Dieser Einfluß der Umgebung kann also immer nur die von uns als männliche Entwicklungart bezeichnete auch bei jenen veranlassen, die der Erbanlage nach die so günstige Vergeistigung vor dem Ersterlebnis der Beglückung schon in sich schufen.

Wenn wir aber die Entwicklungart in diesem Sinne abhängig sehen von den Einflüssen der Umgebung, so muß sie auch der gewaltigen Suggestion bis zum gewissen Grade unterworfen sein, die von der herrschenden Moral ausgeht. Die heute maßgeblichen Wertungen aber begünstigen für das weibliche Geschlecht im gleichen Grade die geschilderte weibliche Entwicklungart, als sie für das männliche Geschlecht die männliche Art unterstützen. Daraus geht hervor, daß der ursprüngliche Geschlechtsunterschied der Entwicklungart durch die heute herrschende „doppelte Moral" noch bedeutend gesteigert wird. Bei vielen Mädchen, die zu einer männlichen Entwicklungart neigen, schützt diese Moral vor frühzeitiger Erweckung so ausgiebig, daß sie der Anlage zum Trotz dennoch die weibliche Entwicklungart verwirklichen. Ebenso werden viele Knaben, die durch Vererbung zur weiblichen Entwicklungart neigen, durch die Suggestiveinflüsse der Umgebung so früh der Erweckung zur orgastischen Fähigkeit ausgesetzt, daß die Verwirklichung ihrer Anlagen unmöglich wird.

Trotzdem dürfen wir wahrlich nicht annehmen, daß der Geschlechtsunterschied der Entwicklung zum großen Teil ein Erziehungergebnis sei. Wir haben nunmehr schon genügend Einblick in die Gesetzmäßigkeit der

Frauenminne erhalten, um zu erkennen, wie notwendig es war, daß diese unterschiedliche Entwicklung nicht etwa den unzuverlässigen Einflüssen der Erziehung überlassen blieb. Sie mußte durch sichere Erbanlage, durch die Art der Entwicklung dem weiblichen Geschlecht eine hohe Vergeistigung ermöglichen, der Entwicklung der „erogenen Zonen" Zeit geben, um die gefährdete Beglückung zu sichern. Vor allem aber war es um der Arterhaltung willen wichtig, durch Erbanlage eine vorzeitige Schwangerschaft unwahrscheinlich zu machen. Erst nach all diesen Schutzvorrichtungen darf in dem Leben der einzelnen Frau die Vollentwicklung durch das Erleben der Beglückung eintreten. Leider haben die Menschen hier ein großes Hemmnis in den Weg geworfen. Gerade wenn die Vergeistigung schon zur Blüte kommt, ehe die Beglückung erlebt wird, müssen Irrlehren, wie sie in christlichen Völkern (s. o.) herrschen, eine Hochwertung der Beglückung erschweren. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß Religionen der indischen Verfallzeit und nach ihrem Vorbilde auch das Christentum eine plötzlich einsetzende künstliche Vergeistigung dadurch zu erreichen streben, daß die Beglückung schlechterdings zur unreinen, zur verwerflichen „Sünde" gestempelt wurde, die Organe der Arterhaltung aber als „unreine Körperzonen" verlästert werden. Diese Vorstellung ist besonders, da sie durch die religiöse Unterweisung eingeprägt wird, von einer ganz ungeheuren Wirkung auf die Vorstellungwelt der heranwachsenden Jugend, soweit sie es nicht wagt, zu diesen religiösen Vorstellungen kritisch Stellung zu nehmen. Eine große Zahl junger Mädchen hat daher ganz ausgeprägt abfällige moralische Wertungen in der Seele stehen, die Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne fast unmöglich machen. „Moderne" Askeselehren wirken ähnlich.

Die religiösen Vorstellungen von Unreinheit der Sinne und jener der Arterhaltung dienenden Organe wurden ursprünglich nur möglich und blieben deshalb Jahrhunderte lang so überzeugend, weil die Natur sie selbst unterstützt hat. Sie war gezwungen, die stammesgeschichtlich ältesten (anatomischen) Anordnungen in die höchsten Lebewesen mit hinüberzunehmen. Bei niederen Tieren war es natürlich gänzlich gleichgültig, ob die Abfallstoffe des Stoffwechsels sämtlich oder teilweise das Tier durch den gleichen Ausführunggang verlassen wie die Fortpflanzungkeime. Bei den höheren Lebewesen aber führt diese Sparsamkeit der Natur zu glückshemmenden Vorstellungen. Der Mensch erhält um der Reinlichkeit, der Gesundheit und des Schönheitsinnes willen in seiner frühesten Kindheit nachdrückliche Suggestionen, die Abfallstoffe des Stoffwechsels als etwas Unreines, Ekelerregendes anzusehen. Zum Teil unter dem Einfluß der religiösen Vorstellungen von der Unreinheit der

Sinne und der Organe der Arterhaltung, zum Teil in dem Wahne, auf diese Weise die Kinder vor vorzeitiger Erweckung am sichersten zu schützen, wird nun von den Erziehern sehr oft die Vorstellung des Unreinen, des Unschönen, ja des Ekelerregenden auf die Fortpflanzungorgane, also auf die Träger der unsterblichen Zellen des Menschen übertragen! Damit ist nun ein großes Unheil geschaffen, das sich bei beiden Geschlechtern dank der verschiedenen Entwicklungart in ganz bestimmter Weise äußert. Diese Jugendsuggestionen sind es, die das wichtigste Hemmnis für eine würdige Form der Aufklärung der Jugend über die Heiligkeit der Paarung bilden und für die Anschauung, die allein grundlegend sein kann für menschenwürdige Beglückung. Gemeint ist hier die Auffassung, daß alle Liebkosungen der Gemeinschaft als Gleichnis der seelischen Zuneigung und Verschmelzung ihren Wert erhalten, und daß es keine unter ihnen gibt, die nicht als Ausdruck höchster, seelischer Gemeinschaft heilig sein könnte, freilich auch keine, die nicht durch entartete Menschen nur zu oft entweiht wäre. Tiefstehende Lüstlinge machen aus all diesen Liebkosungen der Paarung ganz das gleiche, als welches sie der römischen Moral eines Liguori vorschweben. Zwischen diesen beiden furchtbaren Belehrungen führt in „Kulturvölkern" ein schmaler Pfad der reinen, in der Minne vollentwickelten Menschen, denen jede Liebkosung, die sie mit dem Erwählten tauschen, heiliges Gleichnis der Wahlverschmelzung der Seele und ihrer ewigen Güter ist.

Die Wirkung der Belehrung der Kinder bei der Erziehung zur Reinlichkeit, die sich so mühelos den christlichen Vorstellungen anreiht, hat beim männlichen Geschlecht jenes ganz eigenartige zweierlei Erleben zur Folge. Da die frühzeitig entwickelte orgastische Fähigkeit den Mann meist vor der Vergeistigung die Beglückung erleben läßt, verzichtet er selbstverständlich nicht auf sie. Er faßt sie selbst aber als etwas wenig Hochstehendes, im Einklang mit seinen religiösen Vorstellungen als Sündhaftes, oder im Einklang mit den Kindheitsuggestionen der Reinlichkeit als etwas Unreines auf. Trotzdem gibt er sich dem Genusse hin. In inneren Zwiespalt gerät er erst, wenn er nach Vollentwicklung Vergeistigung der Minne erlebt. Hier bringen seine Vorstellungen sein ganzes Minneglück in Gefahr, denn er kann sie nun nicht plötzlich umwandeln. Gar oft verliert er die anfängliche Hochachtung vor der erwählten Frau, sobald er mit ihr in Gemeinschaft tritt! So wird er unfähig, das volle Glück der Minne zu erleben.

Das weibliche Geschlecht aber, welches lange Jahre hindurch nur Schwärmerei und andere vergeistigte Vorstufen (s. o.) kannte, die Beglückung überhaupt noch nicht erlebt hat, steht in Gefahr, einem Ideal

der Enthaltsamkeit zu verfallen, die Paarung als etwas Verächtliches zu empfinden und zu meiden. Entschließt das Mädchen sich aber trotzdem um der Mutterschaft willen, oder um dem Manne Glück zu bereiten, zur Ehe, so ist es in der ungünstigsten seelischen Verfassung, um die eigene Beglückung zu erleben. Leider ist die Art der Gemeinschaft, die das so eingestellte Mädchen zur Frau erwecken soll, oft sehr wenig dazu angetan, die Vorstellung von der Sündhaftigkeit und Unreinheit der „Sinne" siegreich beseitigen zu können. Denn in sehr vielen Fällen ist der betreffende Mann gerade zur Erfüllung dieser Aufgabe, aber auch zur Berücksichtigung aller besprochenen Gesetzmäßigkeiten der Frauenminne auffallend wenig geeignet, denn er holte sich in den Froschsümpfen der Entartung oder doch in gar genügsamen flachen Wahlen seine „Lebenserfahrung", das heißt seine bedauerlich tiefstehenden Gewohnheiten.

Wäre nicht Vorbedingung, daß das männliche Geschlecht die zarteste Rücksicht nähme auf die langsame, so sehr verschiedene Entfaltung der orgastischen Fähigkeit beim Weibe? Wie aber soll das männliche Geschlecht hierzu veranlaßt werden? Etwa durch das herrschende Dogma, daß die Frau nur zur Freude des Mannes geschaffen sei, was die christliche Unterordnung des Weibes notwendig zur Folge hat (s. o.)? Wäre es nicht Vorbedingung, daß der Mann seine Wünsche durch diejenigen der Frau ebenso sehr bestimmen ließe, wie sie sich von seinen Wünschen leiten läßt? Wo aber finden wir diesen kleinen Rest der königlichen Stellung des Weibes, die das weibliche Geschlecht unter den Tieren besitzt? Wäre es nicht von ungeheurer Wichtigkeit, daß auch beim männlichen Geschlecht die Vergeistigung möglichst unterstützt würde, statt daß man sie verhindert? Oder ist es denkbar, daß eine unglückliche Gemeinschaft vermieden wird, wenn das männliche Geschlecht die herrschende Gewohnheit beibehält? Wenn es in frühester Jugend bei käuflichen oder doch jedenfalls dem Tauschhandel zugänglichen Frauen die Beglückung in der denkbar genügsamsten niedersten Form sucht, und dadurch der natürliche Unterschied der Geschlechter zur unüberbrückbaren Kluft erweitert wird? So sehen wir durch die heute herrschenden unnatürlichen und unerfreulichen Gewohnheiten die Vollentwicklung vieler Frauen fast ebenso sehr erschwert, wie dies schon dank ihrer doppelten Geschlechtsaufgabe (s. o.) unvermeidbar der Fall ist. Entwickelt werden beim weiblichen Geschlechte selbstverständlich, ebenso wie beim männlichen, der Paarungwille und auch die Minne nur durch das Erleben der Beglückung.*

* Die Einzelbeschreibung des (physiologischen) Vorganges des Orgasmus (Beglückung) selbst hat für die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit nicht die hohe Bedeutung, die man ihr beimißt. Schon aus diesem Grunde, und außerdem aber auch,

Wesentlich und charakteristisch für die Eigenart dieses physiologischen Vorgangs beim weiblichen Geschlecht im Gegensatz zum männlichen ist das Ungesetzmäßige. Verglichen mit der streng geregelten Gesetzmäßigkeit beim Manne herrscht eine weitgehende Unterschiedlichkeit, sowohl bei verschiedenen Frauen, als auch beim Ablauf des Vorganges zu verschiedenen Zeiten des Lebens jeder Frau. Wenn wir nun der Ursache dieser Veränderlichkeit nachgehen, so liegt sie zweifellos darin, daß für die Erhaltung der Art die Beglückung des Weibes lange nicht so wichtig ist, als die des Mannes, bei welchem die Abgabe der Keimzellen von diesem Erleben abhängt. Nur die für die Arterhaltung unwichtigeren Vorgänge pflegen freier zu werden von der strengen Gesetzmäßigkeit. Der unmittelbare Zusammenhang des Vorgangs der Beglückung mit der Abgabe der Fortpflanzungzellen in dem Sinne, wie er beim männlichen Geschlechte besteht, ist beim weiblichen fast vollständig aufgegeben. Ein letzter Rest dieses Zusammenhanges ist wohl die schon öfter erwähnte gesteigerte Erregbarkeit, also auch die gesteigerte orgastische Fähigkeit kurz vor und kurz nach der Eireife. Aber dank der Unterordnung des weiblichen Geschlechtes und der Bedeutunglosigkeit dieses Rhythmus für das Zustandekommen der Gemeinschaft, ist auch er für die Arterhaltung unwichtig geworden. Heutzutage wird in wissenschaftlichen und Laienkreisen noch vielfach ein Zusammenhang der Beglückung mit dem Befruchtungvorgange vermutet. Bestünde er tatsächlich, so hätte die Empfindunglosigkeit niemals so häufig werden können. Für den Eintritt der allerersten Schwangerschaft kann man das Erleben der Beglückung bei der Gemeinschaft besten Falles nicht ganz gleichgültig nennen. Im übrigen haben wir ja schon gesehen (s. o.), daß gerade die empfindunglosen Frauen zur Mutterschaft vorzüglich geeignet sind, da die Geburtwege weniger empfindlich sind.

Eben wegen dieser vollständigen Loslösung der Beglückung von der Fortpflanzungaufgabe sind die Vorgänge, welche die Abgabe der Keimzellen beim männlichen Geschlechte mit strenger Gesetzmäßigkeit begleiten, ganz unregelmäßig geworden.* Die Lehre von dem Zusammenhang der Befruchtung mit der Beglückung hat in den Augen der Wissenschaft gele-

weil in den meisten wissenschaftlichen Arbeiten der Orgasmus schon sehr ausführlich geschildert ist, brauchen wir uns nicht so eingehend damit zu beschäftigen. Es genügt, wenn wir die weniger bekannten Abweichungen beim Weibe von der beim Manne herrschenden Gesetzmäßigkeit anführen.

* So können bestimmte Drüsen (die Bartolinischen Drüsen) entweder vor oder nach oder während des Orgasmus ihr Sekret abgeben. So kann Beteiligung der Beckenmuskulatur ebenso gut fehlen als vorhanden sein.

gentlich einmal auftretende Vorgänge an der Gebärmutter als Gesetzmäßigkeit ansehen lassen, und so sind viele wissenschaftliche Schilderungen entstanden, die mit dem Tatsächlichen nicht übereinstimmen. Unseren entwicklunggeschichtlichen Betrachtungen nach (s. o.) ist es selbstverständlich, daß bei dem Erleben der Beglückung gesetzmäßig nur die Veränderungen sind, die das „kavernöse Gewebe" und die Nervenendungen, die Krauseschen Endkörperchen (des Nervus pudendus N. dors.) erfahren.* Die Zahl der Frauen, die bei der Paarung an sich die Beglückung nicht oder nur selten erlebt, wird wohl ungefähr mit 60% angegeben werden. Viele Erfahrungtatsachen der ärztlichen Sprechstunde weisen allerdings darauf hin, daß in Wirklichkeit ihre Zahl ganz erheblich größer ist. Sie erweisen ihre orgastische Fähigkeit dadurch, daß sie die Beglückung sehr wohl erleben können, wenn sie auf irgendeine andere Weise ausgelöst wird, durch Mitwirkung der entwicklunggeschichtlichen Neuerwerbung, nämlich durch Verwertung der „erogenen Zonen" und Mithilfe der seelischen Verwebungen der Minnebegeisterung. Diese kennzeichnen sich dadurch als Späterwerbungen, daß sie nicht gesetzmäßig auftreten. Auch werden sie nicht mit einem Male, sondern ganz allmählich erworben, sofern nicht die oben geschilderten ungünstigen Verhältnisse der Christensitten und Wertungen (s. o.) diese Erwerbung unmöglich machen. Alle Frauen, deren Paarungwille und deren „erogene Zonen" nicht ver-

* Für die Fachwissenschaft sei hier hinzugefügt, daß in allen den Fällen, in denen die Gemeinschaft noch imstande ist, die Beglückung gesetzmäßig auszulösen, das kavernöse Gewebe der sog. bulbi vestibuli, die den Scheidenausgang umfassen (in den labia minora liegend), noch gut ausgebildet ist. Im Zustande der Erregung erfahren sie eine gesteigerte Blutzufuhr, und während der Begattung wird das Blut aus ihnen in die stark durchbluteten Gewebe der Klitoris eingetrieben. Hierdurch häufen und steigern sich die Reizungen auf die Krauseschen Nervenendigungen, bis schließlich der Orgasmus ausgelöst wird. Diese bulbi vestibuli können oft infolge der Überdehnung bei der ersten Geburt ihre Aufgabe später nicht mehr erfüllen. In diesen Fällen tritt dann nach der ersten Mutterschaft Empfindunglosigkeit der Frau bei der Gemeinschaft ein. Wenn umgekehrt eine Gruppe von Frauen empfindunglos ist bis nach der Geburt des ersten Kindes, von da ab aber die Beglückung bei der Paarung erlebt, so können wir, falls diese beiden Tatsachen sich wirklich gesetzmäßig einander anschließen, wohl annehmen, daß erst durch die Schwangerschaft und die damit verknüpfte bessere Blutversorgung eine ausreichende Durchblutung eintritt. In seltenen Fällen (bei Naturvölkern häufiger) wird das Begattungorgan selbst während der Gemeinschaft ausreichend berührt, so daß auch, abgesehen von der Wirkung der bulbi vestibuli, der Orgasmus ausgelöst wird. Bei einer sehr großen Gruppe von Frauen ist endlich im Interesse des Geburtkanales die Entwicklung der bulbi vestibuli sehr gering, und dann kann ohne Mitwirkung der in der Entwicklunggeschichte später einsetzenden Liebkosungformen Orgasmus überhaupt nicht mehr ausgelöst werden.

kümmert sind, werden, auch wenn sie die Beglückung nicht erleben, der Gemeinschaft gegenüber selbstverständlich nicht vollkommen gleichgültig sein (dies ist nur bei Frauen mit sehr geringer Hormonbildung der Fall). Deshalb ist die von der Wissenschaft eingeführte Bezeichnung „empfindungslos" oder „kalt" für diese große Zahl von Frauen gänzlich irreführend und gebührt also nur einer sehr kleinen Gruppe derselben. Die Mehrzahl wollen wir daher viel richtiger „ungeweckt" nennen. Eben wegen der gänzlich falschen Vorstellungen machen fast alle ungeweckten Frauen in diesem Punkte zunächst auch vollständig falsche Angaben. Eine von vornherein richtige Auskunft geben nur diejenigen, welche die Beglükkung manchmal bei der Gemeinschaft oder auf andere Weise erlebt haben. Selbstverständlich bewirkt die Gemeinschaft bei den meisten Frauen eine starke Erregung und erweckt auch Wohlempfinden bei fast allen ungeweckten Frauen dank der „erogenen Zonen", was dann mit dem Erleben der Beglückung einfach verwechselt wird. Dieser Umstand macht gerade die Auswirkungen des ganzen Tatbestandes so unheilvoll, daß wir uns dieser Gesetzmäßigkeit eingehend widmen mußten. Lastet sie doch wie ein Fluch des Mißverstehens und der Zerstörung über ungezählten Ehen. All diese Frauen leben unter ungesunden Verhältnissen, ihre nervöse Reizbarkeit, ihre ungeklärte Bitterkeit und andere Folgeerscheinungen unterwühlen die Zuneigung zum Mann. Aber gerade die gesteigerte Erregung, die viele dieser armen Frauen zeigen, verbirgt ihnen und dem Mann die Tatsache ihrer Ungewecktheit meist vollends.

In diesem Zusammenhange muß noch eine Gesetzmäßigkeit erwähnt werden, die von der ärztlichen Erfahrung immer wieder bestätigt wird. Durch das häufige Erleben der Paarung ohne sexuelle Beglückung wird die orgastische Fähigkeit nicht nur nicht geweckt, sondern das Erwecken wird immer mehr erschwert. Deshalb ist es von Wichtigkeit, wenn gerade in den jüngeren Jahren, in denen die orgastische Fähigkeit des Weibes noch gering ist (s. o.), die Seltenheit der Gemeinschaft von dem monatlichen Rhythmus der Eireifung bestimmt wird.

Die Folgen derartiger Berücksichtigung sind dann eine rasche Steigerung der Fähigkeit selbst und das ruhige Vertrauen in ihre Gesetzmäßigkeit, welches bei beiden Geschlechtern von ganz derselben Bedeutung ist (bis jetzt wurde die große Wichtigkeit dieser inneren seelischen Einstellung nur für den Mann anerkannt). Aus diesen Tatsachen geht nun klar hervor, daß die Beglückung der Frau im hohen Grade abhängig ist von der Stärke des Wunsches beim Manne, ihr dieselbe zu bereiten. Es wird wohl berechtigt sein, anzunehmen, daß die geringe Berücksichtigung der Beglückung des Weibes hauptsächlich auf der Unkenntnis über diese Gesetze beruht. Etwas gefährlich ist es allerdings, allzu viel selbstloses Wollen von dem männlichen Geschlechte auf dem Gebiet des selbstischen Paarungwillens zu erwarten. Vielleicht ist es da doch wichtig für das Glück der Frauen, wenn dies Geschlecht sein Schicksal selbst wenigstens insofern etwas in die Hand nimmt, als es den unnatürlichen Unsitten der Menschen steuert, sich vor allen Dingen zu der Freiheit seiner stammesgeschichtlichen Vorfahren wieder verhilft. Es handelt sich in dieser Frage nicht allein um das Glück der Frauen, das Leben bietet so reiche Quellen hierfür, daß mit dem Wegfall der Beglückung wahrlich nicht alles steht und fällt. In vielen Fällen wird aber, wie erwähnt, die Gesundheit der Frau eingebüßt. Eine lebenslängliche Enthaltsamkeit, wie sie zahlreichen Menschen, besonders dem weiblichen Geschlechte, abverlangt wird, können wir bei starkem Paarungwillen sicher nicht für zuträglich halten. Aber ein derartiges Leben ist immerhin viel gesünder als eine „empfindunglose" Ehegemeinschaft bei starkentwickeltem Paarungwillen. Die Krankheiterscheinungen, die am allgemeinsten zu beobachten sind, sind schon angedeutet (s. o.), doch muß betont werden, daß sie je nach der Veranlagung verschieden, wenn auch meist nervöser Natur sein können. Viele Frauen erwerben schwere oder auch leichte Formen der Hysterie, andere wieder bieten das Bild einer nervösen Erschöpfung (bei letzterer findet sich häufig die Neurasthenia cordis vasomotoria oft vereint mit psychasthenischen Symptomen). Eine ganz besondere Färbung erhält das Krankheitbild in den Fällen, in denen die Tatsache der Empfindunglosigkeit der Frau voll bewußt ist (sehr häufig kommt es vor, daß dies nicht der Fall ist). Sie hält sich selbstverständlich dann für „krankhaft veranlagt", für verkümmert, und es fügt sich zu dem übrigen Krankheitbild eine ziemlich ausgeprägte (depressive) Gemütverstimmung. Die unglückseligen falschen Vorstellungen, die auch in der Ärztewelt über die Empfindunglosigkeit der Frauen als „Krankheit" herrschen, sind natürlich sehr wenig dazu angetan, eine Heilung der „depressiven" Verstimmung durch den Einfluß des Arztes zu sichern.

Je geringer die Hormonbildung der Geschlechtsdrüsen, je schwächer also auch der Paarungwille, je kühler im wahren Sinne die Frau ist, um so geringer sind die Gesundheitschädigungen durch Empfindunglosigkeit in der Ehe. Noch weniger werden die Frauen in ihrem Lebensglück beeinträchtigt, bei denen nicht nur die Hormonbildung eine geringe ist, sondern auch eine Vergeistigung zur Minne sich gar nicht entwickelt hat. Wie wir schon erwähnten, widmen sie dem Gatten ein Gemisch von mütterlicher und kindlicher Liebe. Gerade die erstere aber läßt bei ihnen die Selbstlosigkeit derart vorherrschen, daß das Beglücken des Mannes bei

ihnen selbst eine geistige Glückseligkeit auslöst, die es ihnen und dem Manne oft vollständig verbirgt, daß sie empfindunglos sind. Da bei diesen Frauen die Forderungen der Mutterschaft niemals in Zwiespalt geraten können mit der Gattenhingabe, da sie sich sogar mit der häufigen Weiterführung der (polygamen) Lebensweise des Mannes in der Ehe ohne allzu große Seelenkämpfe abfinden können, treffen wir tatsächlich dank der herrschenden unseligen Verwirrung unter ihnen die stattlichste Anzahl der sogenannten „glücklichen Frauen". Die Empfindunglosigkeit dieser Gruppe ist seither den Medizinern fast vollständig entgangen. Nur wenige dieser „gesunden und glücklichen" Frauen kommen zufällig in Behandlung des Arztes, nämlich die, bei denen die erste Schwangerschaft ausbleibt. Da nun in den Köpfen vieler Wissenschaftler die schon erwähnte Laienvorstellung herrscht, als ob die Empfindunglosigkeit eine wichtige Ursache der Unfruchtbarkeit sei (in Wirklichkeit können wir die Beglückung bei der Gemeinschaft, wie schon erwähnt, bestenfalls eine gewisse Begünstigung für den Eintritt der ersten Schwangerschaft nennen), so wird die Frau diesen Vorstellungen entsprechend befragt. Der starke Wunsch zur Mutterschaft löst den sonst in dieser Beziehung verschwiegenen Frauen die Zunge. Da nun der Arzt von der großen Häufigkeit der Empfindunglosigkeit der Mütter nie Kenntnis erhält, wird er durch solche Fälle in seinem Irrtum über den ursächlichen Zusammenhang von Empfindunglosigkeit und Unfruchtbarkeit nur bestärkt.

Wenn nun auch diese Beziehung in Wirklichkeit nicht besteht, so ist umgekehrt der Eintritt der Mutterschaft von ganz hervorragender Wirkung auf die sonst üblichen Begleiterscheinungen der Empfindunglosigkeit. Die oben genannten Krankheiterscheinungen des Nervensystems, die bei ungeweckten Frauen mit stark entwickeltem Paarungwillen mit großer Gesetzmäßigkeit auftreten, falls sie in Gemeinschaft leben, wären wohl sicherlich in ihrem ursächlichen Zusammenhang von den Ärzten erkannt worden, wenn nicht durch die Einflüsse der Mutterschaft der Einblick so sehr erschwert wäre. Es ist nämlich auffallend, wie selten unter den oben Erkrankten die Mütter wenigstens in den Jahren, in denen sie in gewissen Zwischenräumen die Schwangerschaft erleben, zu finden sind. Andrerseits sind die schwersten Formen der Erkrankung am häufigsten bei den kinderlosen ungeweckten Frauen. Die gewaltigen Umwälzungen in dem ganzen Stoffwechselhaushalt des Körpers, die starke Inanspruchnahme jedes Organes während der Schwangerschaft, scheint dem Körper einen Ersatzausgleich zu bieten. Im Sinne wissenschaftlicher Tatsachen lassen sich aber die widersprechenden Angaben über die Erregbarkeit in der Schwangerschaft selbst nicht verwerten. Wir müssen uns

also vorläufig mit der Feststellung begnügen, daß die empfindunglosen Frauen durch die Ausübung der Mutterschaft vor den Erkrankungen des Nervensystems auch bei stark entwickeltem Paarungwillen besser geschützt sind. Allerdings nur für eine gewisse Dauer der Zeit. Wenn sich die Schwangerschaften so häufen, daß die Frau überanstrengt wird, so sind natürlich ebensowohl nervöse Störungen möglich, die aber ganz andere Merkmale tragen als die oben genannten.

Wenn aber die Mutterschaft nicht mehr ausgeübt wird, lange ehe das Klimakterium eingetreten ist, machen sich nach wenigen Jahren die genannten Folgen der Empfindunglosigkeit sehr deutlich fühlbar. In den Jahren, in denen die Frau erhöhte Reife, Mäßigung und Abklärung von sich erwarten möchte, stellt sich dann im Gegenteil ein unseliges Auf und Nieder der Stimmungen, eine Unausgeglichenheit und Gereiztheit ein, wie sie das charakteristische Teilbild der hysterischen Entartung ist. Sie selbst und ihre Umgebung werden hierdurch sehr gepeinigt. Die heranwachsenden Kinder haben Anlaß, am Charakterwert der Mutter zu zweifeln, und der Mann wird zum inbrünstigen Bekenner des Dogmas von der charakterlichen Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechtes. Niemand ahnt die unselige Ursache der „Launenhaftigkeit" dieser Frau. Niemand erkennt die bedeutungvolle Tatsache, daß sich dieses unausgeglichene Verhalten bezeichnenderweise bei den geweckten Frauen, die ein ebenso gesundes Leben führen können wie der Mann, nicht findet.

Trotz des großen Schutzes vor Erkrankung des Nervensystems durch die Mutterschaft, wäre es undenkbar, daß die einschneidende Tatsache der Empfindunglosigkeit so vieler Frauen unbeachtet geblieben wäre, wenn nicht die Mutterschaft neben dem körperlichen Ausgleich auch dem Seelenleben der Frauen eine so reiche Erfüllung geboten hätte. Dies allein erklärt den hohen Grad der körperlichen und seelischen Unabhängigkeit so vieler Mütter von der Beglückung. Diese Tatsache darf uns aber nicht etwa verleiten, die große Schattenseite der Ungewecktheit für die volle seelische Entfaltung des weiblichen Geschlechtes zur Mütterlichkeit weniger wichtig zu nehmen. Sie stellt die Frau den Fragen der Minne, allen ihren Gefahren und den Glücksempfindungen vollständig fremd und verständnislos gegenüber. Ihr Urteil über Wirrnisse und Entgleisungen auf diesem Gebiete wird immer eine gewisse Kälte und Härte aufweisen, sie „versteht das alles nicht", verachtet es. In vielen Fällen kann sie unmöglich dem Manne eine verständnisvolle Lebensgefährtin werden, und nie kann sie den heranwachsenden Kindern in den Sturmjahren des Lebens eine verstehende Hilfe sein. Ja, manche Frau, die Ehegemeinschaft nie kennen lernte, ist hierin einer solchen ungeweckt gebliebenen

Mutter weit überlegen. Sie weiß, daß für das Verständnis der umwälzenden Möglichkeiten der Minne Wichtiges ihr fremd blieb. Sie urteilt vorsichtig und ahnt oft viel eher das Tatsächliche als jene ungeweckten Mütter, die nicht ahnen, wie fremd ihnen Minneerleben blieb.

Auch für die geistige Schöpferkraft des weiblichen Geschlechtes muß es von weittragender Bedeutung sein, daß ein großer Teil der Frauen ungeweckt durchs Leben geht, aber dennoch in Gemeinschaft mit dem Manne lebt. Gewiß, die innigen Zusammenhänge von Beglückung und schöpferischer Leistung sind noch zu wenig erforscht, um uns die Möglichkeit zu geben, Bestimmtes aus dieser Tatsache abzuleiten. Doch wir finden von schaffenden Geistern häufig beteuert, daß die Beglückung eine erhöhte Schaffenskraft auslöst, während wieder andere versichern, daß das Entbehren der Beglückung den Schaffensdrang steigert und die schöpferische Leistung ein Ersatzausgleich sei. So widerspruchsvoll diese Angaben auch sind, so viel läßt sich heute schon mit Sicherheit aus der Lebensgeschichte der Schaffenden ableiten: die Minne muß zu vollem Leben erweckt, die Beglückung irgendwann einmal erlebt sein, oder aber sie muß bewußt entbehrt und ersehnt sein, wenn die Schaffenskraft zur vollen Blüte gelangen soll. Aber ein Erleben der Paarung ohne Erleben der Beglückung stumpft die Schaffenskraft ab. In diesem Zusammenhang muß uns ein gar nicht seltenes Vorkommnis zu denken geben. Schöpferisch tätige Frauen, die vor der Ehe nicht nur Schaffensdrang, sondern auch Leistungkraft bewiesen haben, die trotz des herrschenden christlichen Vorurteils, das heute beim Weibe so seltene Selbstvertrauen besaßen, welches die wichtigste Vorbedingung zur schöpferischen Leistung ist, verändern sich oft in der Ehe vollkommen. Sie verlieren den Glauben an ihre eigene schöpferische Leistungkraft, ja den Glauben an die schöpferische Begabung des weiblichen Geschlechtes überhaupt. Sie geben das Schaffen auf, selbst wenn der Mann sie in keiner Weise hemmt, selbst wenn die Mutterschaft nicht eintritt. Wir können also schon aus diesem Grunde das so beliebte eigenartige Märchen als Erklärung der Umwandlung dieser Frauen nicht heranziehen, daß die Schaffenslust, die geistige Schaffenskraft, bei der Frau ein „mißverstandener Muttertrieb" sei. Ganz abgesehen davon, daß geistig schöpferische Mütter die vollkommene Artverschiedenheit des geistigen Schaffensdranges und des Muttertriebes erleben und von der Ersetzbarkeit des einen durch den anderen wahrlich nicht zu überzeugen sind, haben wir es hier sicher mit anderen Zusammenhängen zu tun. Da die Kinderlosen unter diesen Frauen den Glauben an ihre schöpferische Leistungkraft in der Ehe ebenso verlieren wie die Mütter, so liegt für uns die Frage nahe, ob nicht etwa eine andere Ursache, nämlich die

Empfindunglosigkeit hier in Betracht kommt. Hierzu ist folgendes wesentlich.

Die Gleichstellung der körperlichen und seelischen Zeugungkraft spielt heute noch eine sehr große Rolle in den Köpfen der Menschen und merkwürdigerweise immer in dem Sinne einer gänzlich irrtümlichen Vorstellung über die Zeugungkraft der Geschlechter. Man festigte die christliche Unterordnung des Weibes bis in das vorige Jahrhundert hinein mit Hilfe der Irrlehren, daß das männliche Geschlecht den lebenden Keim für den neuen Menschen in den Körper des Weibes lege, das Weib ihn aber nur zur vollen Entwicklung brächte. Man hatte von der Tatsache noch keine Vorstellung, daß beide Geschlechter das Kind zeugen, weil beide gleichwertige Vererbungzellen abgeben, die sich nach ihrer Vereinigung in der Mutter voll zum Kind entwickeln. Man ahnte nicht, daß die Geschlechter bei der Zeugung ganz wie bei der Verschmelzung der Keime des Einzellers (s. o.) Gleichwertiges für das neue Lebewesen geben. Diese Tatsache ist nun zwar seit hundert Jahren nachgewiesen, aber das Märchen von der alleinigen Zeugungkraft des männlichen Geschlechtes bildet einen beliebten Bestandteil des Vorstellungschatzes vieler, sogar hochgebildeter Christen.

Die alleinige körperliche Zeugungkraft des männlichen Geschlechtes nun auch auf das Geistige zu übertragen, ist recht verführerisch für die, deren Religion die geistige Leistungkraft des Weibes verachtet, und war und ist daher bei Christen sehr beliebt. Es wird wohl noch ein weiteres Jahrhundert nötig sein, bis die naturwissenschaftlichen Tatsachen das Märchen von der alleinigen Zeugungkraft des männlichen Geschlechtes und somit auch die beliebte Übertragung auf das geistige Gebiet aus der Welt schaffen. Unser Märchen muß aber bei all diesen Ehefrauen, die vor der Ehe kein Hemmnis im Schaffen zeigten, durch die Erfahrungen in der Ehegemeinschaft eine gewaltige Stütze finden.

Um dies zu begreifen, müssen wir hier einer ganz eigenartigen Tatsache Erwähnung tun. Die orgastische Fähigkeit hat bei vielen Menschen einen sehr erstaunlichen Zusammenhang mit dem Selbstbewußtsein, der in den bekannten Prahlereien verrohter Männer über ihre Leistungfähigkeit zum widerlichen Zerrbild wird. Aber es ist eine merkwürdige Tatsache, der wir uns nicht verschließen können, daß auch geistig sehr hochstehende Menschen in ihrem Selbstbewußtsein sehr empfindliche Störungen erleiden, wenn ihre orgastische Fähigkeit gestört wird, oder wenn sie von Anfang an mangelhaft entwickelt war. Wäre die Gesetzmäßigkeit der „Frauenminne" nicht so vollständig unbekannt, so würde auch die Tatsache nicht fremd sein, daß diese eigenartige Beziehung zum Selbstbe-

wußtsein für beide Geschlechter gilt. Empfindunglose Frauen werden nun selbst, wenn ihnen die Tatsache der Empfindunglosigkeit gar nicht voll bewußt ist, die stärkere Beglückung des Gatten und den großen seelischen Ausgleich durch dieselbe jedenfalls beobachten. Diese Erfahrung hat dann die störende Wirkung auf das Selbstbewußtsein, auf den Glauben an die Gleichwertigkeit des weiblichen Geschlechtes. Die herrschenden Vorstellungen von der Beziehung der körperlichen zur geistigen Zeugungkraft vermengen sich unglückselig mit diesen Erfahrungen. Dazu gesellt sich die gesundheitschädigende Wirkung der Empfindunglosigkeit in der Ehe, und die frühere schöpferische Leistungkraft dieser Frauen ist gestört. Ganz anders die Frau, die Beglückung erlebt. Ihr bleibt nicht nur die Gesundheit, nicht nur das sichere Selbstbewußtsein erhalten, sondern die volle Entwicklung der Minne stärkt ihre Schaffenskraft, ganz ebenso wie der Mann dies erlebt. Ihr kann also nur der Mutterberuf für eine Reihe von Jahren die schöpferische Tätigkeit behindern.

Als wichtigste Ergebnisse der Entwicklung der Minne im Leben des Einzelnen fanden wir also für beide Geschlechter eine charakteristische Entwicklungart, die bei einem Geschlechte häufiger ist als bei dem anderen. Die weibliche ist gekennzeichnet durch Frühentwicklung der Vergeistigung (Schwärmerei) und einen allgemeinen Zärtlichkeit- und Anlehnungwillen und durch die Spätentwicklung der orgastischen Fähigkeit und des bewußten Paarungwillens. Die männliche sehen wir dagegen gekennzeichnet durch Frühentwicklung der orgastischen Fähigkeit und des bewußten Paarungwillens, durch Spätentwicklung oder ein Fehlen der Vergeistigung zur Minne.

Die Entwicklunggeschichte der Minne im Einzelleben lehrte uns also wichtige Geschlechtsunterschiede, die entweder ganz unbekannt oder nur wenig beachtet sind, nicht etwa, weil man die Gesetze für beide Geschlechter für gleichartig hielte. Ihre Unterschiedlichkeit ist hierfür zu augenfällig, man hat sie schon lange erkannt. Aber statt der wahren Gesetzmäßigkeiten wurde eine Menge irrtümlicher Vorstellungen aufgestellt, und dies ist auch nicht verwunderlich. Die ursprünglichsten Urteile der Menschen werden gewöhnlich in viel zu flacher Weise aus den Wahrnehmungen abgeleitet, um richtig sein zu können. Der innere Zusammenhang der Tatsachen wird nicht erkannt, ganz im Gegenteil bestimmt der oberflächliche Schein ausschließlich. So ist es z. B. kein Zufall, daß die Vorstellung vom Kreisen der Sonne um die Erde die ältere astronomische Lehre war. Darum überrascht es uns auch nicht, daß nur der oberflächliche Schein bei der Beurteilung der unterschiedlichen Gesetze für beide Geschlechter früher maßgebend war. Immerhin muß es uns ein wenig

erstaunen, wenn Wunschvorstellungen auch die wissenschaftliche Forschung so stark beeinflussen konnten, um selbst bei ihr die ursprünglich falschen Vorstellungen in gar mancher Beziehung bis in den heutigen Tag wach zu halten!

Ein sehr schönes Beispiel für die oberflächliche Schlußfolgerung gab uns die schon erwähnte Lehre von der alleinigen Zeugungkraft des Mannes. Sie entsprang der Beobachtung, daß das Kind ohne die Samenabgabe nicht entstehen kann, und da die Eiabgabe der Frau nicht sichtbar war, so folgerte man, daß beim männlichen Geschlechte die eigentliche Zeugung- oder Schöpferkraft läge und das weibliche Geschlecht nur die Weiterentwicklung des Kindes zuwege brächte. Immerhin hat sich die Wissenschaft von dem Augenblicke an, als die Zellforschung die eigentlichen Tatsachen aufdeckte, von der alten Irrlehre abgewandt, wenn vielleicht auch nicht genügend dafür gesorgt wird, sie aus den Köpfen der Laien zu entfernen. Bei ihr hat die Wunschvorstellung, eine Mehrwertigkeit des männlichen Geschlechtes nachzuweisen, viel dazu beigetragen, um ihr zähe Lebensfähigkeit zu geben. Viel stärker als diese Wunschvorstellungen sind andere, welche mittelbar mit dem Paarungwillen in Zusammenhang stehen, und überall, wo diese durch neue Erkenntnis gefährdet werden, sehen wir eine noch hartnäckigere Lebensdauer der Irrlehre. Hier erleben wir es, daß die wissenschaftlichen Tatsachen nicht nur nicht verbreitet, sondern sogar verheimlicht und verschleiert werden.

Die Abgabe der Samenzelle bei der Gemeinschaft als das sinnfälligste Zeichen der Geschlechtsunterschiede, spielte auch im übrigen für die Mutmaßungen über die Gesetze des Paarungwillens eine große Rolle. Man leitete aus ihr die Behauptung ab, das männliche Geschlecht müsse die Paarung erleben, ihm sei eine Enthaltsamkeit nicht nur schädlich, sondern fast unmöglich. Man hatte die Vorstellung, als ob die Samenbereitung in gleichem Maße stattfände, ob der Mensch nun enthaltsam oder aber in Erfüllung lebe, und glaubte, daß die Enthaltsamkeit wegen der Behinderung der Samenabgabe ein schwerer gesundheitlicher Schaden wäre! Diese oberflächliche Schlußfolgerung ist für frühere Stufen der wissenschaftlichen Erkenntnis sehr begreiflich, aber es ist eine der seltsamsten Tatsachen, daß sich diese Irrlehre bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und daß sich erst in allerjüngster Zeit Ärzte in größerer Zahl zu dem Bekenntnis der leicht beweisbaren, längst bekannten Tatsachen aufrafften! Jetzt endlich tauchen hier und da gegenüber der so häufig auch von ärztlicher Seite beteuerten alten Irrlehre die Mitteilungen auf, daß die Enthaltsamkeit zum mindesten bis nach dem 20. Lebensjahre für den Mann nicht nur nicht schädlich, sondern sogar gesünder ist als die Paa-

rung vor diesem Lebensalter. Und zwar nicht nur wie man hier und da annimmt, bei besonders schwach entwickeltem Paarungwillen, sondern mit ziemlicher Allgemeingültigkeit!

Volle tausend Jahre hat es also gedauert, bis das zum Christentum bekehrte Deutsche Volk sich allmählich zu der klaren Erkenntnis der vorchristlichen Zeiten wieder erhebt. Bei unseren Ahnen lebten beide Geschlechter vor der Ehe, die nicht vor dem 20. Jahre erfolgte, enthaltsam. Sagt doch Tacitus in seiner Schrift de Germania:

„Spät erst gelangt der Jüngling zum Liebeserleben. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht, sie leben in der gleichen Weise. So paart sich Jungfrau und Jüngling erst in der Fülle der Jahre, und die blühende Schar der Kinder gibt Zeugnis von der Vollkraft der Eltern."

und Caesar berichtet:

„Die Germanen erachten es als Schande, sich vor dem 20. Jahre dem Weibe zu nahen, dabei leben sie nicht etwa getrennt voneinander, sondern baden gemeinsam in Flüssen nur mit kurzem Fell bekleidet."

Wir werden auf dieses beherrschte keusche Leben unserer Ahnen der vorchristlichen Zeit und die rasch einsetzende Entartung unter der christlichen Lehre von der Unreinheit der Sinne noch zurückkommen. Heute also tauchen unter der Flut der das Gegenteil lehrenden, „beratenden" Bücher vereinzelt diese Lehren der Ahnensitte wieder auf.

Laien ist gewöhnlich diese Tatsache so besonders schwer verständlich wegen der frühzeitigen Vollentwicklung des männlichen Paarungwillens. Die stammesgeschichtlichen Entwicklungabwandlungen der Geschlechtsdrüsen sind hinter den übrigen Abwandlungen weit zurückgeblieben. Deshalb sind Mann und Frau schon mit 15 Jahren fortpflanzungfähig, obwohl sie erst viele Jahre später ausgewachsen sind, obwohl also erst dann ihre Fortpflanzungtätigkeit wünschenswert ist. Eine Aufrechterhaltung alter Irrlehren konnte nur möglich sein, weil, wie wir dies schon öfter betonten, die gesunden Gewohnheiten in den christlichen Kulturvölkern beim männlichen Geschlecht zu großen Ausnahmezuständen gehören.

Die meisten jungen Männer können für die Gesetze gesunder Männer nicht maßgebend sein, denn sie sind chronisch überreizte Alkoholiker, so sehr man sich gegen diese Tatsache auch sträuben mag. Der chronische Genuß auch kleiner Mengen Alkohols aber beeinflußt den Paarungwillen erregend und erschwert dadurch natürlich die Enthaltsamkeit. Daher können alle Männer, die nicht in alkoholischer Enthaltsamkeit leben, kein Maßstab für die Gesetzmäßigkeit des männlichen Paarungwillens sein.

Sie sind aber überdies nicht maßgebend, weil sie bei sich durch das frühzeitige Erleben der Paarung die Hormonbildung anregen und nun unter einer selbstherbeigeführten Steigerung ihres Paarungwillens stehen, die bei enthaltsamer Lebensweise von ihnen sehr leicht bis zur Ehe hätte beherrscht werden können. Enthaltsamkeit ist selbstverständlich, wenn sie das ganze Leben hindurch aufrechterhalten wird, eine Unnatur und niemals gleichgültig, manchmal sogar schädlich. Die Enthaltsamkeit in der Jugend aber, vor dem 20. Lebensjahre, die beim weiblichen Geschlecht meist eine selbstverständliche Naturerscheinung ist, ist dem männlichen Geschlecht deshalb ebenfalls möglich, weil die Samenbereitung ganz anderen Gesetzen unterworfen ist, als man früher annahm. Ganz ähnlich, wie wir das bei der Hormonbildung feststellten, wird sie durch die Abgabe, also durch die Beglückung, neu angeregt und wird bei der Enthaltsamkeit viel geringer. Der Samen, der trotz ihrer bereitet wird, wird ohne Schädigung für den Körper teils resorbiert, oder aber er wird von selbst abgegeben (in der Pollution). So ist also der Rhythmus der Samenbereitung innerhalb weiter Grenzen abhängig von der Samenverwertung, nicht aber, wie man annahm, die Samenverwertung für die Gesundheit notwendig wegen der Samenbereitung.

Wenn wir von anderen Gesetzmäßigkeiten absehen, und nur die Hormonbildung, durch die der Paarungwille in seinen Steigerungen geregelt wird, in Betracht ziehen, so liegen die Verhältnisse für beide Geschlechter vollkommen gleich und werden also durch die Samenbereitung nicht verschoben. Wir sehen bei beiden Geschlechtern gewisse zeitweise Steigerungen der Hormonbildung, die allerdings beim weiblichen Geschlecht strenger an die Eireifung gebunden sind. Da aber die Anregung der Hormonneubildung durch das Erleben der Paarung selbst eine so starke ist, so treten diese Schwankungen in vielen Fällen sehr zurück.

Wenn wir vom weiblichen Geschlecht nur die Fälle heranziehen, bei denen die „Kälte" („Frigidität") des Mädchens überwunden und die orgastische Fähigkeit durch das Erleben der Beglückung geweckt ist, wird also bei beiden Geschlechtern in der Enthaltsamkeit eine vollständig ähnliche größere Unabhängigkeit von dem Paarungwillen bestehen, weil durch sie die Hormonbildung stark herabgesetzt ist. Andrerseits wird die Abhängigkeit um so größer, je häufiger die Paarung erlebt wird, weil innerhalb weiter Grenzen die Hormonbildung durch sie verstärkt wird.

Der auffällige Unterschied der Geschlechter, der zu den früheren Irrlehren verleitete, beruht auf einer Gesetzmäßigkeit des männlichen Paarungwillens, die ich schon oft nannte. Es ist die aus der alten Stammesgeschichte übernommene starke Anregbarkeit desselben durch die Anwe-

senheit des weiblichen Geschlechtes. Die eben geschilderte Gleichmäßigkeit der wechselnden Abhängigkeit bei beiden Geschlechtern besteht in Wirklichkeit nur dann, wenn wir das eine Geschlecht in seiner Trennung von dem anderen beobachten, uns den Mann vom weiblichen Geschlecht abgesondert vorstellen und umgekehrt. Die Verhältnisse aber verschieben sich vollkommen, sowie das männliche Geschlecht der Anwesenheit des weiblichen ausgesetzt wird. Durch Sinneseindrücke der verschiedensten Art, seien sie mittelbar oder unmittelbar vergeistigt (s. o.), wird der Paarungwille des Mannes gesteigert. Wir erinnern noch einmal daran, wie wichtig diese Eigenschaft zur Sicherung der inneren Befruchtung für die Arterhaltung ist. Bei der Frau wird dagegen der Paarungwille viel weniger durch die Anwesenheit des Mannes abgeändert; er erfährt im allgemeinen nur eine Anregung durch die schon öfter erwähnten, aus ältester Zeit übernommenen Werbungen von seiten des anderen Geschlechtes. Kommen dieselben nicht in Betracht, so kann meist die Frau den gleichen Grad der Unabhängigkeit bewahren, den sie auch in der Trennung vom anderen Geschlechte zeigt. Aus diesen Tatsachen läßt sich nun schließen, wie viel schwieriger für das männliche Geschlecht die Durchführung der Enthaltsamkeit ist, wenn diese Anregbarkeit unterstützt wird. Wir erwähnten schon einmal, wie bei den christlichen „Kulturvölkern" ein großer Teil des weiblichen Geschlechtes es sich fast zur Lebensaufgabe macht, die Anregbarkeit des Mannes zu seinem Vorteil auszunützen. Da es hierbei noch nicht einmal geblieben ist, sondern ganze Industriezweige und der Unternehmergeist zahlloser Menschen sich lediglich damit beschäftigen, die Anregbarkeit des männlichen Geschlechtes zu mißbrauchen, so wird es uns begreiflich, daß unter diesen Lebensverhältnissen, besonders bei der herrschenden Unkenntnis der obengenannten Gesetze, eine Enthaltsamkeit des Mannes ungeheuer erschwert ist. Wie wichtig es wäre, diesem Unwesen zu steuern, das Gewissen der Frauen in dieser Richtung zu wecken, das läßt sich ahnen, aber gar nicht ganz überschauen.

Da die Irrlehre von der Schädlichkeit der Enthaltsamkeit der jungen Männer zahllose hochentwickelte Menschen zur geistigen Genügsamkeit und wahlloser, wechselnder Vielehe verleitet, müssen wir sie endlich gründlich beseitigen und an ihre Stelle lieber die Lehre von der Schädlichkeit der Überreizung eindringlich lehren!

Irrlehren werden zwar heute nicht mehr so leicht kritiklos beibehalten. Zur rascheren Erkenntnis der Wahrheit hat aber dieser „Fortschritt" in dem kritischen Denken bisher noch kaum geführt. Er äußert sich leider hauptsächlich in einer erhöhten Bereitschaft, an Stelle einer alten Irrlehre eine neue zu setzen; denn, in gleichem Maße, wie man an Kritik gegenüber dem Bestehenden gewonnen hat, ist man kritikloser geworden gegenüber den neu aufgestellten Lehren. So erleben wir es auf allen Gebieten, daß alte Irrlehren freudig gestürzt und an ihre Stelle sehr oft viel törichtere, viel oberflächlichere aufgerichtet werden. So wurde auch die alte Lehre von der Unmöglichkeit einer Enthaltsamkeit des Mannes von manchen in jüngster Zeit gestürzt, aber an ihre Stelle eine neue Irrlehre gesetzt. Man forderte vom jungen Manne die Enthaltsamkeit und behauptete dabei, sie sei ihm ebenso leicht möglich wie dem jungen Mädchen. Nichts aber ist törichter und unrichtiger als diese Vorstellung. Wenn auch ein Teil der Frauen männliche Entwicklungart zeigt, und deshalb nicht völlig selbstverständliche Enthaltsamkeit lebt, so fehlt bei diesen doch zum mindesten die starke Anregbarkeit der Minne durch Sinneseindrücke, die vom anderen Geschlecht ausgehen, dadurch wird selbst ihnen diese Enthaltsamkeit erheblich erleichtert. Bei den anderen Frauen, die die „Kälte" des Mädchens und die Spätentwicklung der Erregbarkeit aufweisen, ist die Enthaltsamkeit bis über das 20. Lebensjahr hinaus eine Selbstverständlichkeit und entbehrt jeder Schwierigkeit.

Verschleiert werden diese Tatsachen durch ganz andere Zusammenhänge, die auch nur selten richtig geahnt wurden. Die heutige „Erziehung" beruht in den Schulen vor allem im Religionunterricht auf Suggerieren. Dadurch wird die Bereitschaft, sich suggerieren zu lassen, in verhängnisvoller Weise gesteigert (s. „Des Kindes Seele und der Eltern Amt"). In dieser Verfassung tritt das Mädchen nach christlicher Auffassung dem Manne „untergeordnet" in das Leben. So veranlaßt die Unterjochung des weiblichen Geschlechts seine größere Nachgiebigkeit gegenüber den Wünschen und Forderungen des herrschenden männlichen Geschlechtes. In Fällen, wo zu dieser bei der Machtverteilung der Geschlechter natürlichen Nachgiebigkeit des Weibes noch ein gewisser Grad von Willensschwäche tritt, ist ein Widerstand gegenüber den eindringlichen Wünschen und Forderungen des männlichen Geschlechtes auf die Dauer ungeheuer erschwert. In ganz dem gleichen Maße, wie eine Gruppe des weiblichen Geschlechtes die Anregbarkeit des Mannes ausgenützt hat, hat das männliche Geschlecht diese Nachgiebigkeit des weiblichen Willens zu seinem Vorteil verwertet. Das Entschuldbarere dieser Ausnützung gegenüber jener weiblichen beruht darauf, daß sie von dem männlichen Geschlechte unter der Wirkung des Willens der Arterhaltung und seiner Wünsche angewandt wird, beim weiblichen Geschlecht bei der Ausnützung gewöhnlich nicht starke Triebwünsche, sondern manchmal ganz minderwertige Eitelkeiten, ja sogar Geldvorteile usw. von Bedeutung sind.

Weit über diesen moralischen Unterschied hinaus geht aber die unterschiedliche Bewertung, die den Handlungen bei beiden Geschlechtern zuteil wurde. So hat man alle die Frauen, die um Geldvorteile willen in aller Öffentlichkeit die Anregbarkeit des Mannes mißbrauchen, vollständig von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. (Allerdings blieben die scheinheiligen Krämerinnen der Minne innerhalb der Gesellschaft frei von jeder Verurteilung.) Die Männer aber, welche mit bewußter Leichtfertigkeit die Willensnachgiebigkeit des Weibes ausnützen, um ihre Wünsche zu befriedigen, erfreuen sich allgemeiner Hochachtung! Wenn sich ihre Verwertung der Willensnachgiebigkeit des anderen Geschlechtes nicht nur gelegentlich einmal zeigt, sondern die Verführung von Mädchen zu einer Art Lebensberuf erhoben ist, pflegt man diese Männer gewöhnlich nach ihrem Vorbilde mit dem Namen „Don-Juan-Naturen" zu benennen. Ihre raschen und manchem ganz unwahrscheinlich erscheinenden Siege verdanken sie ihrer richtigen Ahnung über die charakterliche Eigenart des Weibes und seine Entwicklunggesetze. Sie wissen, daß es ihren flüchtigen Besitzerwünschen eher schädlich als förderlich wäre, allmählich und schonend die Kälte der Ungeweckten durch lange Werbung zu überwinden. Sie verzichten vollständig darauf und trachten von vornherein, nur den Willen der Mädchen zu beeinflussen, nicht aber ihre Minne. Sie lassen hierbei ihren Opfern kaum Zeit, zur klaren Erkenntnis der Lage zu gelangen, sondern begnügen sich, knappe aber sehr entschiedene an Befehle grenzende Suggestionen in rascher Folge zu geben, um durch sie den Willen zu lähmen. Sie gehen dabei oft in so vollendeter Weise vor, daß mancher Nervenarzt von der Art ihrer Suggestivbehandlung viel lernen könnte.

Wie viel Unheil hier angerichtet wird, und wie wenig die Hingabe so vieler Mädchen mit dem Paarungwillen auch nur das geringste zu tun hat, das wird immer noch nicht erkannt, sonst würden manche Eltern wohl etwas nachdenklich werden. Sie würden nicht mehr das prächtig zufriedene Gewissen haben, wenn sie bei der Erziehung des Mädchens jede Andeutung zur Selbständigkeit im Handeln ersticken, jede Stärkung des Willens untergraben. Sie würden ahnen, welchen Gefahren sie ihr Kind im Leben aussetzen, wenn sie es zu einem unselbständigen „Gretchen" nach orientalischen Idealen erziehen, statt stolze, willensstarke, beherrschte Menschen, wie die Frauen unseres Blutes aus der vorchristlichen Zeit es waren (s. Edda und Islandsage), als Ideal anzustreben. Sicher gibt ein solches unselbständiges Töchterlein jedem ihrer Wünsche sofort nach, leider aber auch allen Wünschen, die von anderer Seite auf das Geschöpfchen einstürmen. Eine Erziehung, die dem Menschen nicht

den Willen stählt, ihn nicht selbständig und kritisch macht gegenüber den Suggestionen, die von der Außenwelt an ihn herantreten können, ist immer die denkbar schlechteste, so sehr sie auch mit moralischen Suggestionen gespickt sein mag, und der große Stolz auf die „Wohlerzogenheit" des Töchterchens ist oft recht verfehlt!

Die genannte Unterschiedlichkeit der Geschlechter hat aber auch von wissenschaftlicher Seite viel verhängnisvolle Irrlehren veranlaßt, welche geeignet sind, die klare Erkenntnis zu trüben. Bukura hat in seiner Abhandlung* die Behauptung aus ihr abgeleitet, daß das weibliche Geschlecht das „primär-sexuelle" von dem Paarungwillen weit abhängigere, das männliche Geschlecht das „primär-asexuelle", nur „sekundär", nur durch das Weib angeregte sei! Was er hier richtig beobachtete, war das sehr unterschiedliche Verhalten des Mannes in der Absonderung vom weiblichen Geschlechte und in der Gemeinsamkeit mit ihm. Der Unterschied ist allerdings ein sehr bedeutender und hat dazu Anlaß gegeben, daß viele Menschen das Weib überhaupt für die Ursache aller Wünsche zur Paarung halten. Die Christen, denen dieser Wille als solcher nicht heilig, sondern bestenfalls durch Priesterwort Sakrament wird, sehen gar das Weib als den „Teufel, den Versucher zur Sünde" an. (Letzten Endes war diese Auffassung der Anlaß mancher Hexenverbrennung im Mittelalter.) Vollkommen verkannt wurde ferner von Bukura die große Übereinstimmung der Abhängigkeit beider vollentwickelten Geschlechter von dem Paarungwillen, falls sie voneinander getrennt sind. Es ist ein großer Irrtum, wenn er glaubt, daß das weibliche Geschlecht die Enthaltsamkeit in der Absonderung schwerer empfände als das männliche Geschlecht. Auch die voll entwickelte Frau ist im Gegenteil im allgemeinen in der Einsamkeit, in der Trennung von dem männlichen Geschlechte, eher noch unabhängiger als dieses. Die Hormonbildung arbeitet bei beiden Geschlechtern nach ähnlichen Gesetzen, und so sind beide Geschlechter „primär sexuell". Der Mann aber wird in gesteigerte Erregung durch die Anwesenheit des weiblichen Geschlechts versetzt, während das Weib die Steigerung erst durch die Werbungen des männlichen Geschlechtes erfährt.

Bei der Bedeutsamkeit der genannten Gesetzmäßigkeiten stellen wir also noch einmal als stets nachweisbare Tatsache fest, daß die Enthaltsamkeit vor dem 20. Lebensjahre für beide Geschlechter gesund ist. Bei dem weiblichen Geschlechte in ihrer Durchführung eine Leichtigkeit, falls

* Die Geschlechtsunterschiede beim Menschen (Verlag Wien und Leipzig) Alfred Hölder.

der Wille zur Selbständigkeit gestärkt ist und nicht Suggestionen zur Hingabe verleiten, bei dem männlichen Geschlecht in der Durchführung erleichtert bei alkoholfreiem, von künstlichen Anreizmitteln verschontem gesundem Leben.

Außer den eigenartigen Irrlehren über die Unterschiedlichkeit des Paarungwillens im engeren Sinne finden sich in der Rumpelkammer der menschlichen Irrtümer ebenso falsche Vorstellungen über die unterschiedliche Minne bei Mann und Weib. Da werden uns eine ganze Reihe von Mitteilungen über „Frauenliebe" in Büchern der Wissenschaft, in der schönen Literatur und im Laienurteil gemacht, die allerdings im krassen Widerspruch stehen zur Minne des Mannes, aber mit der vollentwickelten Minne der Frau nicht das geringste zu tun haben. Da wird uns erzählt, daß bei der Frau das „Mitleid die wichtigste Brücke zur Liebe" sei, daß die Schönheit des Mannes, überhaupt das Äußere, für sie vollständig gleichgültig sei. Einen häßlichen und einen kranken Mann pflege sie stets mit inniger Liebe auszuzeichnen, um in der Pflege eines Schwerkranken oft das reichste Eheglück zu finden. Mit besonderer Vorliebe wird betont, daß die Frau ganz im Gegensatz zum Manne es leichter erträgt, wenn dieser ihr in der Ehe „untreu" wird, ja, es wird als ein moralisches Ideal erstrebt, jede eifersüchtige Regung in diesen Fällen siegreich zu überwinden, da Eifersucht bei der Frau ein Fehler sei. Eine derart irrige Vorstellung sehen wir besonders mit Inbrunst vertreten von Männern, welche selbst eine sehr stark ausgeprägte Eifersucht besitzen und den Frauen viel Berechtigung zu dem gleichen Erleben geben. Das Bild derartig „weiblicher Liebe" wird dann noch vervollständigt durch eine große Unabhängigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber der Beglückung selbst. Gegen diese ganze Schilderung läßt sich nichts einwenden, wenn man hier wirklich nur von dem Gefühl der Liebe spricht. Da man ja aber dank der herrschenden Wirrnis die Minne des Weibes schildern will, gibt man hiermit eine grundfalsche Darstellung.

Wir erkennen in dieser Schilderung unschwer die Zuneigung wieder, die wir als ein Gemisch von mütterlicher und kindlicher Liebe bei einer großen Gruppe der Empfindunglosen unter dem Titel der Gattenliebe fanden, und zwar bei allen jenen, bei denen sich noch nicht einmal die vergeistigte Vorstufe, eine Schwärmerei, entwickelt hatte. Mit weiblicher Minne stehen alle diese Gefühle in ebenso großem Widerspruch wie mit der männlichen. Für Minne ist bei beiden Geschlechtern das Mitleid nicht nur keine Brücke, sondern im Gegenteil ein starkes Hemmnis für die Möglichkeit der Minnebegeisterung. Die Frauen sind je nach dem Grade ihrer Vergeistigung selbst, ebenso wie das männliche Geschlecht,

für das Äußere des Mannes, für seine Schönheit empfänglich, wenn sie auch allerdings eine geringere Anregbarkeit durch sie aufweisen und somit ein ziemlich auffälliger Geschlechtunterschied besteht. Krankheit ist der Entfaltung und der glücklichen Betätigung der Minne bei beiden Geschlechtern ein Hemmnis, und es kann niemals das Minne-Ideal der Frau sein, einen kranken Mann zu pflegen, so sehr sie auch durch ihre Mütterlichkeit zu diesem Berufe geeignet ist. Der stärkste Trugschluß aber, der sich im Alltagsleben so häufig bemerkbar macht, ist der angenommene Unterschied der Geschlechter bezüglich ihrer Eifersucht. Ich habe schon einmal betont, daß ein Wesensmerkmal des Paarungwillens und daher auch aller Stufen der Minne der Wunsch des Alleinbesitzes ist. Die Stärke dieses Wunsches richtet sich ganz nach dem Grade der Verankerung auf einen bestimmten Menschen. In genügsamem wahllosen Wechsel lebende (polygamische) Menschen beanspruchen, wenn sie nicht durch die herrschende Moral zu anderen Auffassungen gedrängt werden, nicht den dauernden Alleinbesitz wie die höheren Formen. Je stärker die Begeisterung, um so tiefer ist das Leid, welches durch den Abfall des erwählten Menschen bereitet wird. Der höhere moralische Wert eines Menschen zeigt sich, wie schon erwähnt, also nicht etwa darin, daß die Eifersucht seiner Minne fehlt, sondern wird sich in der Art der Handlungen ausdrücken, welche die Eifersucht bei ihm bewirkt. Niemals liegt der moralische Unterschied der verschiedenen Menschen in diesem Empfinden, sondern in dem Verhalten bei diesem Empfinden. Häßliche Taten der Rache und der Erbitterung bei moralisch Tiefstehenden, der Verzicht des Selbstbeherrschten auf das an sich zerstörte Glück und das Vermeiden jeder kleinlichen Handlung der Rache an dem Bereiter des Unglückes bei Hochstehenden. Das Verhalten also in der Eifersucht sollte allein der Gegenstand der moralischen Bewertung sein. Wie wichtig eine bessere Erkenntnis dieser Verhältnisse wäre, das sehen wir in all den zahllosen Fällen der gezwungenen Einehe, in denen der Mann zur Vielehe zurückkehrt und dabei nicht einmal die Qualen der Eifersucht seiner Frau als naturnotwendiges, von ihm selbst geschaffenes Leid achtet.

Wenn nun auch viele ungeweckte Frauen Eifersucht nicht empfinden, so ist andererseits Eifersucht keineswegs ein Beweis der Geweckheit, zeigt doch auch, wie schon erwähnt wurde, die Schwärmerei dieses Empfinden.

Ebenso verworren und verwirrend sind alle jene Vorstellungen über die weibliche Minne, die bei einer anderen Gruppe erlebt werden. Die in der sexuellen Gemeinschaft empfindunglosen, also ungeweckten Frauen, aber von starkem Paarungwillen, zeigen, wie wir hörten, allmählich die

schädigenden Folgen der steten Erregung ohne Ausgleich in ihrem gesamten seelischen Verhalten. Sie entarten in großer Zahl hysterisch. Ihre Übererregung, das dumpf bewußte Empfinden, dem eigentlichen Erleben fernzustehen, treibt sie oft in eine ruhelose Wahllosigkeit, ja in Vielehe. Ihre Unfähigkeit, sich in Ruhe wichtigen Lebensaufgaben außer der Minne zu widmen, die eine selbstverständliche Folge von dem Ausbleiben der Auslösung der Beglückung trotz Erregung durch die Gemeinschaft ist, wird ebenso wie ihre scheinbare Unersättlichkeit in Minne als charakteristische Eigenart des weiblichen Geschlechtes geschildert! Das Fehlen der ruhigen Abklärung, wie es bei einem gesunden Menschen im Laufe der Jahre stets eintritt, gilt ebenso wie die im Gegenteil bei ihnen vorhandene Sprunghaftigkeit und Unausgeglichenheit als „typisch weiblich". Ja sogar in der Wissenschaft wird die hysterische Entartung der Frau als eine „Steigerung der Weiblichkeit" (Gigantezza della femminilita) bezeichnet. In vielen Werken der schönen Literatur werden diese eigentümlichen, ruhelosen Gestalten in ihrer anderseits „unbegreiflichen Kälte" gegenüber dem Erleben der Paarung selbst als das „rätselhafte Weib" geschildert.

Neben diesen beiden eigenartigen Quellen der Forschung über die weibliche Minne wird noch eine dritte bevorzugt, die ebensowenig geeignet ist, irgendwelche klare Begriffe über die weibliche Eigenart zu geben. Die Ergebnisse dieser Forschungen stehen denn auch in vollem Widerspruch zu den eben genannten Anschauungen, ebenso aber zu der dem Weibe eigenartigen Minne. Sie entstammen der recht merkwürdigen „Lebewelt", die wohl der größte Schandfleck der sogenannten „Kulturstaaten" ist, und in der die Mehrheit des männlichen Geschlechtes sich in das Erleben einführen läßt. Die Erfahrung wird von denen, die sich zeitlebens in ihr wohlfühlen, mit besonderer Vorliebe in literarischen Ergüssen als weibliche Minne geschildert. Die Gruppe der Frauen, die sich der käuflichen oder dem Tauschhandel zugänglichen Gemeinschaft ergeben, ist eine ganz besondere Abart des weiblichen Geschlechtes. Ihre Lebensweise setzt bei den herrschenden Auffassungen ganz bestimmte Charaktereigenschaften voraus. Sie müssen vor allem möglichst wenig moralische Hemmungen überhaupt besitzen. Der menschliche Stolz darf kaum in Spuren in ihrer Seele wohnen. Vor allen Dingen sind sie gekennzeichnet durch eine ausgeprägte Arbeitsscheu, Mangel an Ordnungs- und Pflichtsinn und noch einige andere charakterliche Minderwertigkeiten, die entsprechend veranlagte Vertreter des männlichen Geschlechtes zu der Laufbahn der Landstreicher ganz vorzüglich begabt erscheinen lassen. Gerade wegen der Notwendigkeit dieser charakterlichen Minderwertigkeit

sind auch alle Besserungversuche, die bei „Prostituierten" vorgenommen werden, gewöhnlich so aussichtslos. (Ausnahmsweise treibt natürlich das Lebensschicksal auch einmal vollwertige Menschen zu dieser Gruppe.)

Die Veranlagung dieser Frauen ist auf dem Gebiete ihres traurigen „Berufes" eine verschiedene. Viele von ihnen sind in der Gemeinschaft stets empfindunglos, und dank dieser Tatsache werden ihre geschäftlichen Ziele niemals von ihren eigenen Wünschen beeinträchtigt. Sie bleiben aber nicht in Unkenntnis über ihre Empfindunglosigkeit, sondern suchen diese durch eine übertriebene Vorgabe des Gegenteils zu verbergen. Neben dieser Gruppe ungeweckter Schauspielerinnen finden wir hauptsächlich Frauen der „ungeschützten Stände", die männliche Entwicklungart erleben und infolgedessen schon frühzeitig der Hingabe anheimfallen. Ihr Leben ist an sich also der männlichen Vielehe sehr ähnlich, die soziale Verachtung, unter der sie stehen, das Fehlen jeder beruflichen Arbeitleistung bleibt aber natürlich nicht ohne Einfluß und prägt ihrem Leben manche moralische Minderwertigkeit auf, die wir bei den in den Gewohnheiten gleich tiefstehenden Männern nicht zu finden brauchen. Eine Entwicklung der Persönlichkeit, sofern es sich um Erleben handelt, das nicht mit dem Paarungwillen unmittelbar oder mittelbar zusammenhängt, fällt daher bei ihnen vollständig weg. Die Menschen, die ihre Auffassung von der weiblichen Minne diesen beiden Gruppen und einer Zwischenstufe halb käuflicher polygamer Frauen entnehmen, behaupten daher, daß das weibliche Geschlecht durch gesteigerten Trieb, durch völlige Treulosigkeit, durch Heuchelei und eine Menge anderer moralischer Minderwertigkeiten gekennzeichnet sei. Diese Männer entnehmen unter anderem ihrer „Erfahrung" die vollkommen unzutreffende Auffassung, als ob das weibliche Geschlecht um so wahrscheinlicher und um so mehr beglückt werde, je höher die orgastische Fähigkeit des Mannes, je häufiger also die Paarung möglich ist. Welche furchtbare Kluft zwischen dieser Vorstellung vom weiblichen Geschlecht und der seelischen Verfassung eines ungeweckten Mädchens ist, das können wir uns gut vorstellen, und wir werden uns nicht darüber wundern, daß eine Ehegemeinschaft mit derartig eingestellten Männern für die meisten Frauen das sichere Unglück bedeuten muß.

Neben all diesen Irrlehren hören wir fast nie ein Wort über die eigentliche Eigenart des gesunden weiblichen Empfindens. Die Frauen mit typisch weiblicher, voll entwickelter Minne beeinflussen die allgemeine Meinung am allerwenigsten. Merkwürdigerweise kann ganz das gleiche von dem männlichen Geschlecht behauptet werden. Fast alleinbestimmend für das Bild männlichen Erlebens ist in der Wissenschaft

und im Laienurteil die Gesetzmäßigkeit, die bei der Mehrzahl der Männer erworben wird, und zwar wie wir schon öfter betonten, von Menschen, die an sich alle verschiedensten Entwicklungstufen der Vergeistigung aufweisen. Durch das Erleben in den ersten Jugendjahren werden die seelischen Hemmungen aller höher Entwickelten bekämpft. Ihr Wunsch zur Ausschließlichkeit der Minne, ihr Wunsch nach geistigen Wertungen und Beglückungsformen wird allmählich gelähmt und entkräftet. Eine grausame „Abhärtungkur", das heißt Verrohung durch zynische Reden und Scherze sorgt unter treuer Beihilfe des Alkohols dafür, daß der Endzustand der Einstellung nach Ablauf der ersten Jugend bei den verschiedensten Entwicklungstufen ein überaus ähnlicher ist, es besteht bei ihnen allen eine große geistige Genügsamkeit. Die höher Entwickelten unter ihnen hoffen, daß irgendwann einmal, wenn sie es gerade wünschen, all die tief eingegrabenen seelischen Eindrücke des oft untertierischen Erlebens, all die fest geknüpften wichtigen Erinnerungbilder mit einem Male durch ein Zauberwort aus ihrer Seele gestrichen werden, und sie selbst „integer vitae", d. h. vom Leben unverletzt, eine höhere Minne erleben, zur dauernden beglückenden Einehe übergehen könnten. Wenn sie dann später meist erleben, daß sie hierfür unfähig geworden, so gehören sie zu den eifrigsten Verbreitern der Irrlehren über männliche Minne. Sie nennen den Mann unfähig zur Einehe; sie behaupten, der männliche Paarungwille sei durch die Unabhängigkeit von der Seele gekennzeichnet, und eine ausschließliche Verankerung der Minne mit einem Menschen, ebenso eine Enthaltsamkeit in der Jugend sei beim Manne der Ausdruck einer Verkümmerung. Hierbei unterlassen sie aus einer Art Selbsterhaltungtrieb wohlweislich zu untersuchen, ob denn die Männer, die sich für jene Genügsamkeit im Jugendleben für zu gut halten, die trotz aller Einflüsse der Umwelt ihre Zurückhaltung vor der Ehe bewahrten, wirklich im Paarungwillen verkümmert sind, und ob auch sie sich als unfähig zur Einehe erweisen. Wenn sie sich zeitlebens wirksam über ihr verfehltes Leben trösten wollen, so tun sie auch sehr wohl daran, derartige Nachforschungen zu unterlassen. Neben diesen Vorstellungen über männliche Minne spielen, wie schon öfter erwähnt wurde, hauptsächlich die Gesetzmäßigkeiten der so unendlich häufigen „chronischen Überreizung" die Rolle „männlicher Eigenart". Das Abstumpfen durch die Gewohnheit, die Notwendigkeit des Wechsels und der Steigerung der Reize werden hier als Gesetze der gesunden männlichen Minne erklärt! Dies aber hat seine ungeheuer ernste Auswirkung dank des schon wiederholt erwähnten Gesetzes, das uns die krankhaften Abirrungen des Paarungwillens („Perversitäten" genannt) enthüllen. Verleiten doch die herrschenden Anschauungen besonders die männliche Jugend zum Ersterleben der Beglückung im Froschsumpfe der Entarteten. Da nun aber das bei den krankhaften Abirrungen deutlich erweisbare Gesetz über dem Einzelnen steht, so muß solche Irrlehre zahllose Menschen für das ganze Leben unglücklich machen; einmal die Männer, die zu den tiefstehenden Formen des Ersterlebens immer wieder hinabfallen, selbst wenn sie sich nach höherem Erleben sehnen und auch eine Zeitlang zu ihm hinfanden; aber auch die Frauen, die selbst in sich nie ein solches Gesetz schufen und über des Mannes Wege der Beglückung entsetzt sind.

Ebenso verfehlt wie die öffentliche Meinung über den Paarungwillen im engeren Sinne urteilt, ebenso töricht sind auch ihre Vorstellungen über männliche und weibliche Minne. Das Ungesunde, das Unentwikkelte und das Entartete gelten als das Natürliche, und das Gesunde wird daneben kaum beachtet!

Die krankhaften Abirrungen als Künder wichtiger Gesetze.

Unser Wunsch, die Gesetze der Minne zu erkennen, scheint auf den ersten Blick wenig Anlaß zu bieten, die krankhaften Abirrungen zu beachten. Wer immer aber das Gesunde zu begreifen strebt, wird weise daran tun, das Kranke zu erforschen. Denn das Gesunde in seiner vielgestaltigen reichen Fülle der Erscheinungen, in seinem lautlosen, weil fehlerlosen Ineinandergreifen der Gesetze, verschleiert sich dem Erkennen oft weit mehr als das Kranke. Hier ist irgend ein Teilerleben fehlerhaft, die unauffällige Lautlosigkeit schwindet. Durch den Wegfall der Lückenlosigkeit der Erscheinungen klaffen Risse, durch die wir einen Einblick in die innersten Zusammenhänge gewinnen. Gar manche der Gesetzmäßigkeiten, die im Vorangehenden aufgestellt sind, ist letzten Endes solchen Einblicken des Arztes zu danken. Wollten wir aber schlechthin die Erfahrungen bei Kranken auch auf den gesunden Paarungwillen übertragen, so würden wir ungefähr das Gegenteil von wissenschaftlicher Arbeit leisten. Wir müssen bei derartigen Schlußfolgerungen vom Kranken auf das Gesunde ganz anders vorgehen. Wenn sich uns ein klar erkennbares Gesetz gezeigt hat, so übertragen wir dies nicht, sondern die eigentliche Forschung beginnt erst jetzt. Wir untersuchen die Lebensgeschichten der Gesunden auf die Gültigkeit dieses Gesetzes hin. Dann erfahren wir, daß dasselbe zwar nicht die ausschließliche Rolle spielt wie beim Kranken, sondern nur ein Gesetz von vielen anderen ist, welches weder die auffälligen Forderungen stellt, noch die Alleinherrschaft wie beim Kranken besitzt. Eben aus diesem Grunde konnte es uns vorher so vollständig verborgen bleiben.

Wenn die Lehre von den krankhaften Abirrungen des Paarungwillens hier vor allem deshalb betrachtet wird, weil wichtige Gesetze beim Kranken auffälliger in Erscheinung treten als beim Gesunden und daher bei ihm am leichtesten bewiesen werden können, so werden wir selbstverständlich hier nur die Krankheitformen erwähnen, die geeignet sind, gewisse Gesetzmäßigkeiten des Paarungwillens in besonders ausgeprägter Form zu zeigen. Außerdem wird uns manche Krankheitform beschäftigen, weil sie durch die Art ihres Vorkommens bei einem der Geschlechter wichtige Schlüsse auf die Geschlechtsunterschiede gestattet. Andere Gruppen von Krankheiten und eine ganze Reihe von Einzelheiten über die Abarten, mit denen wir uns beschäftigen, sind dagegen für uns gänzlich bedeutunglos.

Wir wollen aber ausdrücklich betonen, daß diese Behandlung der wichtigsten Abirrungen des Paarungwillens auch noch eine zweite Bedeutung hat. Die nüchterne Kennzeichnung dieser Krankheiten als solche nimmt ihnen viel von ihrer Ansteckunggefahr für den Gesunden. Denn sie zeigt so überzeugend die bemitleidenswerte Dürftigkeit des Erlebens der meisten Kranken und ihre traurige Hörigkeit von ihrem kranken Paarungwillen und seinen Gesetzen, daß der Gesunde nur gefestigt aus solcher Belehrung über die krankhaften Abirrungen hervorgeht. Die meisten Behandlungen, auch die sogenannten volksaufklärenden wissenschaftlichen, haben leider eine ganz andere Wirkung.

Die krankhaften Abirrungen wurden früher in der medizinischen Wissenschaft kaum beachtet. Sie gehörten zu dem mehr oder minder „geheimen" Kenntnisschatz der „Lebemänner" (übrigens eine grausam höhnische Bezeichnung für die in der Lebenskunst so gänzlich versagenden Überreizten). Sie gehören in den späteren Jahren ihres Lebens zum Teil selbst den in Krankheit Entarteten an. Die übrigen aber unter ihnen zeigen eine etwas erstaunlich ausgeprägte Verachtung diesen Krankheiten gegenüber. Erstaunlich zwar im Hinblick auf die überaus große moralische Genügsamkeit, die sie ihrem eigenen Erleben gegenüber an den Tag legen, aber doch erklärlich. Es hat ja schließlich jeder einmal das Bedürfnis, sich moralisch erhaben zu fühlen über einer anderen Gruppe von Menschen. Bezüglich dieses Erlebens dürften aber die sogenannten „Lebemänner" hierzu kaum anderswo Gelegenheit haben. Deshalb haben sie sich die eigenartige Lehre aufgestellt, daß die niederste Art der Wahllosigkeit und steten Wechsels, die mit der eigentlichen Minnebegeisterung nicht das mindeste zu tun hat, ein „reines" Leben sei, nur weil es frei von krankhaften Abirrungen, weil es, wie sie glauben, „gesund" ist. Die Verachtung, die sie von Zeit zu Zeit selbst einmal vor ihrem „reinen" Leben verspüren, welche die Haltlosigkeit ihrer Lehre beweist, läßt sie natürlich in der Verachtung des „perversen" Krankhaften um so eifriger werden. Denn je weniger eine Lehre dem Tatsächlichen entspricht, um so heftiger pflegt sie verteidigt zu werden.

In den jüngsten Jahren hat sich die medizinische Wissenschaft endlich auch der Krankheiten des Paarungwillens angenommen. Besonders seit Krafft-Ebings ausführlichen Schilderungen kann man nicht behaupten, daß es uns an Kenntnis der Krankheitformen mangelt. Ja, es will mir

scheinen, als ob im Gegenteil den vielen kleinen Einzelheiten der verschiedenen Krankengeschichten etwas allzuviel Bedeutung beigemessen wird, während andrerseits die Gesetzmäßigkeiten, die wir der Krankheitlehre entnehmen können, allzu wenig Beachtung finden! Im Gegensatz zu allen anderen Lehren der Krankheiten der Menschen finden wir sogar manche wissenschaftliche Arbeiten über die Abirrungen („Perversitäten") nicht frei von jenem geschilderten Standpunkt der Verachtung und der sittlichen Entrüstung. Solche Einstellung einer Krankheit gegenüber ist natürlich gänzlich verfehlt, und wir werden sie auch z. B. in Lehrbüchern über Geisteskrankheiten kaum finden. Eine derartige, moralische Stellungnahme des Verfassers hat ihre Ursache darin, daß die „Perversitäten" nicht immer „angeboren" sind, sondern auch erworben werden können, daß man zu ihnen verleitet werden kann. Der Arzt ist nun von dem Wunsche beseelt, den Gesunden hiervor zu beschützen und glaubt dies am sichersten durch die genannten moralischen Bewertungen zu können. Da er in Wirklichkeit hiermit aber meist das Gegenteil erreicht, müssen wir sie hier kritisch erwähnen.

Wir haben schon gehört, daß dank der herrschenden Erziehung besonders das männliche Geschlecht die Beglückung in der Jugend oft begleitet von der Vorstellung des „Sündhaften", ja des „Verwerflichen" dieses Vorganges erlebt. Durch diese eigenartige, frühgewonnene Verwebung von Beglückung und Schuldgefühl ist bei vielen Menschen eine viel größere Anregbarkeit des Paarungwillens gegeben für alles, was ihnen als „sündhaft" oder gar „verwerflich" geschildert wird. Diese Einstellung ist ausgeprägt genug, um ihnen die Begeisterung von dem Augenblick an herabzustimmen, in welchem eine Gemeinschaft (z. B. in der gesetzlich erlaubten Ehe) „rein und tugendhaft" ist. Es ist also ersichtlich, wie verfehlt es gerade für die derartig eingestellten Menschen heute noch ist (sie bilden hauptsächlich den Leserkreis der medizinischen Bücher über den Paarungwillen), wenn man sie von gewissen krankhaften Abirrungen abschrecken will, indem man diese mit Worten moralischer Entrüstung bewertet. Man macht sie vielen im Gegenteil gerade hierdurch verlockend! Diese Tatsache ist natürlich für alle Erzieher sehr bedeutsam.

Viel richtiger, weil wirksamer, ist die Bewertung, die ja auch die natürlichste für die Besprechung von Krankheiten ist. Es besteht bei fast allen Menschen eine gesunde Abneigung dem Kranken gegenüber und wir schützen sie am allerbesten vor der Entartung, indem wir den Standpunkt des Arztes strenge innehalten. Selbstverständlich gibt es Gelegenheiten, bei denen wir auch moralische Bewertung dem Perversen gegenüber anwenden müssen. Dann handelt es sich aber nicht um seine Erkrankung, sondern um sein Verhalten in der Krankheit. Das Sittengesetz: Du darfst nicht morden! müssen wir ihm wie jedem anderen Menschen in seiner weitesten Fassung entgegenhalten. Wir müssen von ihm verlangen, daß er seine Wünsche nicht auf Kosten der Gesundheit andrer Menschen ausübt. Dabei muß unserer Erkenntnis entsprechend vor allen Dingen die seelische Gesundheit des Mitmenschen das Wichtigste sein. Da die angeborenen krankhaften Abirrungen nur eine recht kleine Gruppe der Menschen umfassen, unter ihnen aber nur ein Teil in seiner Beglückung auf andere angewiesen ist, so ist nicht schwer zu erkennen, wie selten die Gefahr der Schädigung der Gesunden ist. In einer Zeit, in der die große Mehrzahl des männlichen Geschlechtes, kaum dem zartesten Kindesalter entwachsen, von gänzlich verrohten Menschen in das Erleben eingeführt und hierdurch an Leib und Seele für das ganze Leben schwer geschädigt wird, wirkt es geradezu lächerlich, wenn man über die Gefahr der Verleitung zur krankhaften Abirrung (Perversität) oder der Schädigung durch die Kranken überhaupt spricht. Es wird immer eine Verirrung der Gesetzgebung bleiben, die den fürchterlichsten Erpressungen Tür und Tor öffnet, daß eine Form der Perversität mit strengen Gesetzesparagraphen verfolgt ist, obwohl sie nur eine kleine Gruppe Menschen gefährdet, während das gleiche Gesetz die Prostitution anerkennt, die nicht nur unzählige Menschen schädigt, sondern auch unter anderen den wichtigsten Verbreitungort aller erworbenen Perversitäten darstellt.

Fast ebenso unwichtig wie die moralischen Wertungen sind die rassegesundheitlichen Bedenken gegenüber diesen Erkrankungen. Da dieselben, sofern sie angeboren sind, zwangsmäßig an ihre eigene Art der Beglückung gebunden sind, vermeiden sie in der Mehrzahl der Fälle die gesunde Gemeinschaft und schließen sich so in recht erfreulicher Weise von der Fortpflanzung aus. Wenn manche weniger streng festgelegte Perverse heute noch die Ehe eingehen und diese gesunde, natürliche Ausschließung von der Fortpflanzung wegfällt, so ist dies oft nur die Folge eines gänzlich falschen Einflusses des Menschengeistes auf die Arbeit der Natur. Gewöhnlich ist der wichtigste Grund zu derartigen Ehen die Furcht vor dem genannten Strafgesetz, welches die Menschen zur Bekämpfung der „Homosexualität" der Männer ersonnen haben. Die „angeborenen" Perversitäten werden sich also wegen Ausschließung von der Fortpflanzung nicht so leicht steigern. Andrerseits müssen selbstverständlich die vielen im späteren Leben erworbenen Fälle verschwinden, wenn das Geschlechtleben nicht mehr so unnatürlich und entartet ist wie heute, wenn vor allem die Überreizung bekämpft wird. Wir erwähnten auch schon

einmal, daß wir noch nicht mit wissenschaftlicher Sicherheit wissen, ob alle jene sog. angeborenen Perversitäten gänzlich unbeeinflußbar durch die Erziehung sind. Im Gegenteil wird man wohl viele Menschen vor der Entartung in der Jugend schützen können, wenn einmal der tiefe Gedanke erfaßt ist, daß die Erziehung zur gesunden Arterhaltung schon wegen der hundertfältigen schädlichen Einflüsse der Umwelt vielleicht ebensoviel Aufmerksamkeit beanspruchen dürfte, wie z. B. die Erzieherarbeit zur Erwerbung einer schönen Handschrift!

Wir dürfen es also auch verantworten, den rasse-gesundheitlichen Bedenken gegenüber der Perversität nicht allzu große Wichtigkeit beizumessen und unsere Aufmerksamkeit in dieser Besprechung nur den eigenartigen Gesetzmäßigkeiten des krankhaften Paarungwillens zuzuwenden.

Für alle Stufen der Entwicklung des Paarungwillens zur Minne sahen wir die fortschreitende Vergeistigung und Verankerung bis zur lebenslänglichen persönlich verankerten Minne kennzeichnend. Alle diese Entwicklungstufen zeigten wenigstens im allgemeinen einen Grad der Verankerung, der dem Grade der Vergeistigung voll entspricht. Der Paarungwille erweist sich ferner bei allen Entwicklungstufen als gesund durch die Übereinstimmung seiner Wünsche mit der Fortpflanzungaufgabe. Zwar nicht in dem Sinne, als ob der Paarungwille selbst die Fortpflanzung anstrebe. Wir sahen schon, wie spät dieser Wunsch innerhalb des Menschengeschlechtes auftrat, und in wie seltenen Fällen er ausschlaggebend ist. Aber die Naturgesetze haben im Tier- und Menschenreich die Fortpflanzung gesichert durch die Art, in der sie selbst den Paarungwillen verankern. Sie legten, wie schon erwähnt wurde, seine Verankerung auf das andere Geschlecht in den „Pubertätjahren" als eines der „sekundären" Geschlechtsmerkmale (s. o.) an und sicherten die innere Befruchtung durch einen deutlich entwickelten Begattungtrieb des männlichen Geschlechtes. Auf diese Weise erreichten sie die unbedingt notwendige Übereinstimmung der Wünsche des Paarungwillens mit der Fortpflanzungaufgabe.

Auch bei den Perversitäten sehen wir die entwicklunggeschichtlichen Errungenschaften, die Vergeistigung und die Verankerung verwirklicht, ja wir treffen oft jede dieser Vervollkommnungen in sehr hoher Form. So sehen wir bei manchen Krankheitformen den Paarungwillen überhaupt nicht mehr an die wirkliche Umgebung gebunden, sondern vollkommen abhängig von einer inneren Wahrnehmung, von Vorstellungen der Fantasie. Auch die Verankerung erreicht die denkbar höchsten Grade. Hieraus geht also hervor, daß diese Krankheiten Abirrungen der natürlichen Vergeistigungen und Verankerungen des Paarungwillens sind. Als

Krankheiten erweisen sie sich durch sehr wichtige Merkmale. Vor allen Dingen sehen wir bei einer großen Gruppe derselben die Übereinstimmung der Wünsche mit der Fortpflanzungaufgabe aufgegeben. Es fehlt die Ausbildung des einen oder beider genannten Gesetze, die diese Übereinstimmung beim Gesunden sichern. Einmal unterbleibt die Verankerung auf das andere Geschlecht, oder aber sie besteht zwar, es fehlt aber der natürliche Begattungtrieb, oder endlich beide Gesetze fehlen, und der Zusammenhang der Wünsche mit der Fortpflanzungaufgabe ist vollkommen geschwunden. Ein weiteres Merkmal der Krankhaftigkeit dieser Zustände, das aber weniger bedeutungvoll ist, ist das Vorhandensein einer hohen Verankerung auch beim Fehlen der Vergeistigung.

Durch diese Merkmale allein würde der Kranke nicht im geringsten zu leiden haben, sofern nicht sein sittliches Ideal die Erfüllung der Fortpflanzungaufgabe verlangt. Das, was ihn hauptsächlich quält und was seinem ganzen Erleben den Fluch der Eintönigkeit und der Dürftigkeit auferlegt, ist ein anderes Gesetz seiner Krankheit. Während dem Gesunden alle die vielartigen Beglückungmöglichkeiten der geschilderten Entwicklungstufen zu Gebote stehen, und so sein Erleben um so reicher an Abwandlungmöglichkeiten wird, je höher es entwickelt ist, ist der Kranke zwangsmäßig an ganz bestimmte eng umgrenzte Vorbedingungen in seiner Beglückung gebunden. Diese zwangsmäßige übermäßige Verankerung macht es ihm unmöglich, die Ausdruckformen des Erlebens abzuwandeln. Bei verschiedenen Perversitäten ist diese übermäßige Verankerung in ganz verschiedenem Grade ausgebildet und führt bei manchen Formen zu einer sehr niederdrückenden Armseligkeit, ja Lächerlichkeit des Geschlechtslebens.

Angesichts dieser Gesetzmäßigkeiten der Krankheiten ließe es sich rechtfertigen, wenn wir sie nach dem Grade der Ausprägung der genannten Merkmale abstufen wollten. Wir könnten also sagen, eine Erkrankung ist um so ernster, je vollständiger der Paarungwille in seinen Wünschen von der Fortpflanzungaufgabe losgelöst ist. Ebensowohl ließe es sich rechtfertigen, die Formen als die ernstesten zu bezeichnen, bei denen die zwangsmäßige Überverankerung am engsten umschrieben ist. Endlich könnten wir das Mißverhältnis zwischen Vergeistigung und Verankerung zum Einteilunggrundsatz hierbei wählen. In Wirklichkeit werden wir aber bald erkennen, wie wenig maßgebend für das Befinden des Kranken diese Gesichtspunkte sind. Für ihn ist vielmehr von Bedeutung, ob er trotz der Erkrankung sich voll entfalten kann, seine Geistesgaben verwerten darf, überhaupt ein Amt im Volke ausfüllt. Diese Möglichkeit hängt aber vielmehr von der Stärke seines Paarungwillens und

dem Grade seiner Selbstbeherrschung ab. Wenn schon der Gesunde bei einem überstarken Vorherrschen dieses Triebes leicht mit seinen Pflichten und seinen eigenen sittlichen Forderungen in Zwiespalt gerät, wenn schon bei ihm die Entfaltung seiner übrigen Fähigkeiten und eine vollwertige Arbeitleistung erschwert werden, gilt dies noch vielmehr für den Kranken. Im höchsten Grade natürlich für den, dessen Wünsche dem Volkswohl feindlich entgegenstehen oder die Wertschätzung seiner Person schädigen. Hier kann ein stark entwickelter Paarungwille das Leben umwandeln zu einem fortgesetzten unseligen und meist ergebnislosen Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und den Wünschen. An eine Entfaltung der geistigen Anlagen, an eine geregelte Arbeitleistung ist hier wenig zu denken. Hat aber andrerseits ein Kranker nur einen sehr schwach entwickelten Geschlechtstrieb, dabei eine starke Willenskraft, so tritt seine übrige Persönlichkeit mit ihren Wünschen ganz in den Vordergrund. Er behält die volle Herrschaft über seine Wünsche, und diese spielen nur eine recht geringe Rolle in seinem Leben. Auf diese Weise kann ein Kranker mit schwach entwickeltem Geschlechtstrieb, so widersinnig dies auch klingen mag, viel „gesünder" sein als mancher „Normale", der seine Wünsche allen anderen Forderungen seiner Persönlichkeit voranstellt, auch wenn sie mit seinem sittlichen Ideal im Widerspruch stehen.

Das Fehlen der Übereinstimmung der Wünsche mit der Fortpflanzungaufgabe findet sich leider nicht bei allen Kranken, sonst würden sie sich alle von der Fortpflanzung ausschließen, sondern nur bei einer Gruppe unter ihnen, bei welcher der Trieb nur auf ein zur Fortpflanzung ungeeignetes Geschlecht oder Alter usw. gerichtet ist. Ziemlich häufig fehlen bei ihr die übermäßigen Verankerungen und deren Zwiespalt mit dem Grad der Vergeistigung. Wir werden von dieser großen Gruppe die wesentlichsten Formen in ihren Gesetzmäßigkeiten besprechen, da sie uns Wichtiges über die Gesetze der Verankerung erkennen lassen.

Richtung des Geschlechtstriebes auf das eigene Geschlecht und die eigene Person.

Bei der Verankerung des Triebes mit dem gleichen Geschlecht (d. h. der „Homosexualität") besteht diese oft als einzige krankhafte Gesetzmäßigkeit, während im übrigen alle verschiedenen Entwicklungstufen der Vergeistigung ganz wie bei dem Gesunden entwickelt sind, auch eine übermäßige Verankerung nicht eintritt. Dadurch bleibt das Erleben der „Homosexuellen" oft frei von der für alle anderen Kranken so kennzeichnenden Eintönigkeit. Die Verankerung auf das andere Geschlecht unterbleibt bei den meisten von den sogenannten „Homosexuellen", ist aber nicht völlig unmöglich. Nur bei einigen Formen tritt wirklich eine ganz zwangsmäßige und ausschließliche Verankerung mit dem gleichen Geschlecht auf, nur sie dürfen also im strengen Sinne „homosexuell" genannt werden. Bei allen anderen handelt es sich nur um das Fehlen der für die Arterhaltung wichtigen Ausschließlichkeit. Überall da, wo tatsächlich eine zwangsmäßige Verankerung mit dem gleichen Geschlecht stattfindet, werden wir an den verschiedenen Abarten einen wichtigen Einblick gewinnen in die Gründlichkeit, die verwickelte Verankerung überhaupt, wie sie uns die Beobachtung am Gesunden niemals möglich gemacht hätte. Bei den „Homosexuellen" des männlichen Geschlechtes fällt als abweichend außer der Triebrichtung in vielen Fällen das Fehlen des eigentlichen Begattungtriebes auf, manchmal ist er zwar erhalten, zeigt aber gewisse krankhafte Abwandlungen.

Wir erinnern uns, daß sich in den Pubertätjahren im allgemeinen gleichzeitig mit der Entwicklung der übrigen „sekundären Geschlechtsmerkmale" der Paarungwille auf das andere Geschlecht richtet. In allen Fällen, in denen nun schon vorher die vergeistigte Schwärmerei entwickelt war, ferner in allen Fällen, in denen die Verankerung mit dem anderen Geschlechte etwas verspätet eintritt, und endlich in den Fällen, in denen die Beglückung vor der Entwicklung der „sekundären Geschlechtscharaktere" erlebt wurde, gibt es eine Zeit, bei der der Paarungwille schon teilweise erwacht, aber auf beide Geschlechter gerichtet ist. Dieser Zustand der „Bisexualität" kann nun bestehen bleiben und er wird es am leichtesten in den Fällen, bei welchen vor der Verankerung des Triebes die Beglückung bei beiden Geschlechtern erlebt wurde oder aber von keinem der Geschlechter je ausgelöst wird (z. B. bei vielen ungeweckten, in der Ehe empfindunglosen Frauen). Da die Jugenderlebnisse der ersten Beglückung aber immer eine so überwiegende Bedeutung für das ganze Leben haben, so kann bei diesen „Bisexuellen", auch ohne daß eine neue krankhafte Verankerung nur auf das gleiche Geschlecht eintritt, die Hinneigung zu diesem Geschlechte überwiegend werden, falls es die erste Beglückung ausgelöst hat. Bleiben diese Zustände bestehen, die bei den meisten Menschen nur vorübergehender Natur sind, so haben wir die Berechtigung von einer Krankheit zu reden. Die Bisexualität wird im Gegensatz hierzu bei dem Gesunden durch die starke Verankerung auf das andere Geschlecht nach den Pubertätjahren für gewöhnlich ganz beseitigt, und dies um so vollkommener, wenn überhaupt nur die Schwärmerei bisexuell war und eine Beglückung nicht erlebt wurde. Die Bisexuellen, deren Zustand von den Pubertätjahren an das ganze Leben

hindurch anhält, können im Leben wechselnd bald das eine, bald das andere Geschlecht zur Gemeinschaft wählen, oder auch ein gesundes Leben führen, oder aber durch die besonderen Lebensverhältnisse zu einem „homosexuellen" Leben übergehen. Diese Gefahr wird z. B. beim weiblichen Geschlecht größer, wenn eine Eheschließung unmöglich ist. Da die herrschende Moral für diesen Fall strenge Enthaltung vom Manne fordert, so wird in allen Fällen, bei denen der Paarungwille stark und die Selbstbeherrschung im Sinne eines sittlichen Ideales gering ist, von den bisexuellen Frauen das homosexuelle Leben gewählt.

Die Bisexuellen werden mit Recht „Scheinhomosexuelle" oder „Pseudohomosexuelle" genannt und falls sie von Jugend an homosexuell leben, spricht man von der „früherworbenen Pseudohomosexualität" Ihren Namen verdienen sie deshalb, weil sie jederzeit in ihrem Leben zu einem gesunden Leben übergehen können, wenn die geeigneten Vorbedingungen vorhanden sind. Man könnte bei oberflächlicher Betrachtung geneigt sein, im Hinblick auf die herrschende Moral anzunehmen, daß die Zahl dieser Homosexueller beim weiblichen Geschlecht sehr groß sei. Gebietet doch die herrschende Moral allen Frauen, die nicht zur Ehe gelangen, lebenslängliche Enthaltsamkeit. Ich glaube aber, daß jeder, der den Einblick in die Gesetze der Frauenminne bis hierher verfolgte, im Gegenteil die Seltenheit dieser Früherwerbung der „Pseudohomosexualität" bei Frauen mit Recht für wahrscheinlich hält. Wir dürfen bei allen unseren Schlußfolgerungen die Anfangskälte des Mädchens nicht vergessen, dank derer viele ungeweckte Mädchen unter der Enthaltsamkeit sehr wenig zu leiden haben. Die Mädchen, die zu dem Leben der „Scheinhomosexuellen" verführt werden, zeigen entweder männliche Art der Entwicklung, oder sie sind trotz der weiblichen Entwicklungart zur orgastischen Fähigkeit in früher Jugend schon geweckt worden. Aber auch beim männlichen Geschlechte ist das scheinhomosexuelle Leben der von Jugend auf Bisexuellen ziemlich selten. Der bisexuelle Mann, dem das weibliche Geschlecht jederzeit für die Gemeinschaft erreichbar ist, der durch die herrschende Moralanschauung wahrlich nicht zur Enthaltsamkeit bei der Ehelosigkeit gezwungen wird, und der sich bei dem homosexuellen Leben durch das Strafgesetz bedroht sieht, paart sich sehr häufig mit dem weiblichen Geschlechte. Nur dann sehen wir bei ihm die Flucht zur scheinhomosexuellen Lebensweise häufiger, wenn er durch Religionvorschriften zur Enthaltsamkeit vom weiblichen Geschlecht gezwungen ist.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der „späterworbenen Scheinhomosexualität". Sie ist bei beiden Geschlechtern häufiger, aber aus ganz

verschiedenen Gründen. Beim männlichen Geschlecht, welches so häufig der Überreizung anheimfällt, finden wir eine besonders große Zahl dieser Kranken; bei der Abnahme der Leistungsfähigkeit, im 4. und 5. Lebensjahrzehnt, wenden sich viele chronisch Überreizte den verschiedensten Ausdrucksformen der Homosexualität zu. Beim weiblichen Geschlecht ist die Zahl der Überreizten, die homosexuell entarten, gering (sie finden sich vorwiegend nur bei den Prostituierten). Aber eine andere Gruppe späterworbener Scheinhomosexualität ist hier häufig. Wir erinnern uns, daß der Paarungwille des weiblichen Geschlechtes seine höchste Steigerung im Einzelleben viel später erfährt als beim männlichen Geschlechte, meist erst im 3. und 4. Jahrzehnt. Die große Gruppe der Frauen, die in der Ehe zwar die Beglückung erlebt haben, also geweckt sind, aber nur in seltenen Fällen bei der Gemeinschaft diesen Ausgleich finden, leben dann in einem so unglückseligen Zustande der unausgeglichenen Übererregtheit, daß sie häufig in die Gefahr geraten, homosexuell zu entarten. Dies hauptsächlich, weil der Mann, in völliger Unkenntnis der Gesetze ihrer Minneerfüllung, nur die eigene Beglückung in der Ehe erstrebt. Die Entstehungart aller späterworbenen Homosexualität läßt uns hoffen, daß sie mit der Genesung der Minne verschwinden wird, da sie ja nur eine Folgeerscheinung der unnatürlichen Gewohnheiten ist.

Da die ganze Gruppe der Scheinhomosexuellen „heilbar" ist, da ihre Entstehung so besonders begünstigt wird, wenn die Beglückung in der Kindheit und Jugend vor der Verankerung des Paarungwillens mit dem andern Geschlecht beim gleichen Geschlechte erlebt wird, hat die Erziehung eine ernste Aufgabe in der Verhütung dieser Entwicklungrichtung. Mit Recht fürchtet man für die heranwachsende Jugend jede Ansammlung gleichaltriger Geschlechtsgenossen, besonders ihr inniges Zusammenleben in den sogenannten „Internaten". Die bisher erwähnten Geschlechtsunterschiede sind uns jetzt schon geläufig genug, um uns wissen zu lassen, wie ungleich größer die Gefahr der homosexuellen Entartung beim männlichen Geschlechte ist. Tatsächlich ist die Wahrscheinlichkeit einer frühzeitigen Verleitung zur Scheinhomosexualität in den Knabenerziehungheimen eine sehr große und kann überhaupt nicht vollständig gemieden werden. Dagegen ist das weibliche Geschlecht in ausgiebigster Weise vor derartigen Gefahren durch die Spätentwicklung der Erregbarkeit, durch die „Anfangskälte" des Mädchens geschützt. Allen Märchen über diese Verhältnisse zum Trotz muß festgestellt werden, daß homosexuelle Lebensgewohnheiten in Mädchenerziehungheimen zu Seltenheiten gehören. Die zärtlichen Schwärmereien, die für das weibliche Geschlecht in den Pubertätjahren so kennzeichnend sind, werden von dem

männlichen Geschlechte ganz gründlich mißverstanden und die Aufmerksamkeit der Erzieher wird auf falsche Bahnen gelenkt.

Im Unterschiede zu allen Scheinhomosexuellen zeichnen sich die angebornen, d. h. durch Erbanlage Homosexuellen dadurch aus, daß bei ihnen nicht nur die Verankerung mit dem anderen Geschlecht fehlt, sondern eine umgekehrte, zwangsmäßige Verankerung auf das eigene Geschlecht in den Pubertätjahren eintritt. Die körperliche und seelische Ähnlichkeit dieser Kranken mit dem anderen Geschlechte, dessen Triebrichtung sie teilen, ist eine sehr verschieden große. Den höchsten Grad erreicht sie, wenn sogar „primäre Geschlechtscharaktere", also die teilweise Beschaffenheit der Geschlechtsorgane selbst, die gleiche ist wie beim anderen Geschlechte. Eine derartige Entwicklung ist möglich, weil die Geschlechtsorgane im dritten Embryonalmonat bei beiden Geschlechtern noch ganz die gleichen sind, und die Unterschiede durch Verkümmerung resp. Weiterentwicklung verschiedener Teile zustande kommen. Wenn die Begattungorgane allein sich im Sinne des andern Geschlechtes ganz oder teilweise entwickeln, so entsteht der sogenannte „falsche Zwitter". Sind aber die Geschlechtsdrüsen im männlichen und im weiblichen Sinne entwickelt, so entsteht der überaus seltene „wahre Zwitter". Bei dem falschen Zwitter entscheidet allemal die Art der Keimdrüsen resp. das Vorhandensein der Mutterschaftorgane über das Geschlecht.

Aber auch bei ganz gesunder Beschaffenheit der „primären Geschlechtscharaktere" gibt es eine unheilbare Form der Homosexualität. Bei ihr bilden sich die „sekundären Geschlechtsmerkmale" nicht vollständig aus. Auf diese Weise entstehen homosexuelle Menschen, bei denen die krankhafte Richtung des Geschlechtslebens schon am Körperbau erkenntlich ist. Nicht selten ist hier z. B. eine Kehlkopfentwicklung im Sinne des andern Geschlechtes (also männliche Stimmlage bei der Frau, weibliche bei Männern). Männische Frauen und weibische Männer sind das Ergebnis dieser Entwicklungentartung, bei denen auch seelische Eigenschaften der Geschlechter in Mannigfaltigkeit vertauscht sein können.

Noch eine dritte Gruppe unheilbarer Homosexueller zeigt endlich gar keine körperlichen Merkmale der krankhaften Triebrichtung. Alle „primären" und alle „sekundären Geschlechtscharaktere" sind gesund entwickelt, nur der eine sekundäre Geschlechtscharakter: die Verankerung mit dem anderen Geschlechte ist von diesem übernommen und somit ein umgekehrter geworden. Daß diese wichtige Verankerung bei allen Menschen eine recht verwickelte sein muß, können wir an diesen Kranken erkennen. Merkwürdigerweise finden wir nämlich hier manchmal ein Verankerunggemisch. Es besteht zwar eine ausschließliche Festlegung des Triebes

auf das eigene Geschlecht, aber ein Teil der Verankerung ist im gesunden („heterosexuellen") Sinne erfolgt. Es werden nämlich nicht etwa die ausgeprägten Vertreter des eigenen Geschlechtes von diesen Menschen gewählt, sondern die männischen Frauen resp. die weibischen Männer. Die Zuneigung bewegt sich also streng in den Grenzen des eigenen Geschlechtes, bezieht sich aber auf „sekundäre Geschlechtscharaktere", die nur, man möchte sagen, irrtümlicherweise beim eigenen Geschlechte aufgetreten sind, nämlich bei den oben genannten Homosexuellen. Aus diesen Tatsachen erkennen wir, daß bei allen Menschen die Verankerung mit dem Geschlecht schlechthin zunächst als erste stattfindet, und dann noch einmal verstärkt und gesichert wird durch die Verankerung mit einzelnen „sekundären" Geschlechtsunterschieden. Diese Entwicklungart wird uns durch die Nachforschung beim Gesunden bestätigt. Sie ist uns begreiflich, wenn wir bedenken, wieviel geringer die „sekundären" Geschlechtsmerkmale bei unseren stammesgeschichtlichen Vorfahren entwickelt waren. Solche Mischverankerungen der unheilbaren Homosexuellen machen sie harmloser für die übrige Umwelt, da sie die Wahl eines Kranken zur Gemeinschaft wahrscheinlich, die Verleitung eines Gesunden seltener machen.

Die angeborene, unheilbare Homosexualität, die bei beiden Geschlechtern gleich selten vorzukommen scheint, zeigt ein seelisches Verhalten, welches uns eine wichtige Bestätigung ist für die Behauptung, daß die herrschenden Gewohnheiten unnatürlich sind. Während nämlich alle anderen Formen der Perversität seelisch unter dem Bewußtsein der Krankhaftigkeit ganz besonders leiden, sehen wir die unheilbaren Homosexuellen, besonders wenn sie einen hohen Grad der Vergeistigung des Paarungwillens erleben, ganz und gar nicht niedergedrückt über ihre Triebrichtung, sondern im Gegenteil mit einer gewissen stolzen Überhebung dem Gesunden gegenüberstehen. Wir können nun unmöglich annehmen, daß diese Gruppe geistig hochstehender Homosexueller zu kurzsichtig wäre, um einzusehen, daß eine Form der Gemeinschaft, die in ihrer allgemeinen Durchführung das Aussterben des Menschengeschlechtes bewirkt, unbedingt krankhaft sein muß. Ganz im Gegenteil muß bei ihnen das Krankheitempfinden durch sehr gewichtige Gegengründe mehr als ausgeglichen und verdrängt sein. Über derartig erstaunliche Tatsachen dürfen wir nun niemals hinwegeilen, denn gerade sie können uns wichtige Einblicke verschaffen. Wenn wir der Begründung für jene Überhebung der geistig Hochstehenden unter den Homosexuellen nachgehen, so finden wir bei beiden Geschlechtern eine stark ausgeprägte Verachtung des Geschlechtslebens des anderen Geschlechtes. Würde es sich hier um

geistig beschränkte Menschen handeln, so könnten wir uns, wie dies allgemein geschieht, mit der Annahme begnügen, man verachte das Unerreichbare, in diesem Falle also das Gesunde. Diese oberflächliche Schlußfolgerung ist aber hier gänzlich unangebracht. Wir müssen im Gegenteil zugeben, daß sie diese Verachtung recht gut begründen können, wenn sie auch aus ihrer Erfahrung einen Trugschluß ziehen. Hochstehende, homosexuelle Frauen beobachten den entsetzlichen Tiefstand des Geschlechtslebens so vieler, selbst geistig hochstehender Männer und verlieren dadurch den Glauben an ihre Fähigkeit zur Vergeistigung, zur Minne. Sie beachten nicht die heute allerdings seltene Verwirklichung einer gegenseitigen Minne in der Ehe, die bei weitem nicht nur dem Glücke entspricht, welches sie selbst genießen, sondern ein ungleich reicheres durch den Elternberuf ergänztes Glück zwischen Mann und Weib ist. Die geistig hochstehenden homosexuellen Männer aber schließen von ihren unerfreulichen Beobachtungen an Frauen, die dem entarteten, tiefstehenden Geschlechtsleben zugänglich sind, auf das Erleben des weiblichen Geschlechtes und schreiben die niedere Stufe so vieler, geistig hochstehender Männer auf ihr Schuldkonto. Dabei ist dieser Trugschluß sehr begreiflich. Wir erwähnten ja, wie schwer es heutzutage ist, die Männer, die zu hoher Minne fähig wären, vor den Gefahren der Entartung zu tiefstehender polygamer Genügsamkeit in frühester Jugend zu retten. Der geistig hochstehende Homosexuelle dagegen hat heute fast die gleich günstigen Entwicklungbedingungen wie das weibliche Geschlecht. Es ist ihm viel schwerer möglich, schon in den Pubertätsjahren, vor der Vergeistigung seines Paarungwillens, die Beglückung zu erleben. Ganz abgesehen davon hat er gewöhnlich anfänglich eine Scheu, seinen perversen Wünschen Ausdruck zu verleihen, hierzu schreitet er oft erst in den Mannesjahren. So sehen wir uns der höchst bemerkenswerten Tatsache gegenüber, daß unter den angeborenen, unheilbaren Formen der Homosexualität ein viel höherer Prozentsatz von Männern ist, deren Paarungwillen den Stempel höherer Vergeistigung trägt, als dies bei den Gesunden heute der Fall ist. Auch diese Tatsache bestätigt, daß die herrschenden Gewohnheiten des männlichen Geschlechtes einen großen Teil desselben zur Entartung in tiefstehende Formen verurteilen, obgleich sie für die höchsten Formen veranlagt sind. Nicht eine einzige Erfahrung am Gesunden könnte uns mit so erschreckender Deutlichkeit den furchtbaren Tiefstand, die Unnatur und Entartung der herrschenden Gewohnheiten beweisen, wie die bis zum gewissen Grade berechtigte, oder zum mindesten erklärliche Überhebung kranker Menschen über die Gesunden!

Während bei den Bisexuellen eine Verankerung auf eines der Geschlechter fehlt, während bei den geborenen Homosexuellen eine Festlegung derselben auf das eigene Geschlecht eintritt, wird eine große Gruppe Kranker von der Richtung des Wunsches auf irgendeinen anderen Menschen vollständig frei. Auch hier kann es sich um ein Fehlen der Verankerung handeln (wie dies bei den meisten Selbstbeglückern, von der Wissenschaft „Onanisten" genannt, der Fall ist), oder um das Auftreten einer Verankerung auf die eigene Persönlichkeit, wie bei einem kleinen Teil der „Onanisten" und den „Narzisten", welch letztere wir hier unbesprochen lassen, weil sie uns neue Gesetzmäßigkeiten nicht erkennen lassen. Unter den Onanisten, die sich selbst zu der sexuellen Beglückung verhelfen, treffen wir eine Gruppe, bei der die Vergeistigung vollständig fehlt. Die Erregung der Paarungorgane wird von ihnen selbst durch mechanische Reizung bis zum Orgasmus gesteigert. Wenn sich kein anderes Krankheitzeichen hinzugesellt, so sind diese Menschen in ihrem Ausgleich, also von ihrem Geistesleben ebenso vollständig unabhängig wie von ihrer Mitwelt. Bei einer großen Gruppe unter ihnen ist diese doppelte Unabhängigkeit aber aufgegeben. Es wird zwar auch von ihnen die Beglückung durch Reizung ausgelöst, aber der Paarungwille ist in hohem Grade vergeistigt, insofern er von bestimmten Vorstellungen der Fantasie abhängig ist.

Auch bei dieser Krankheit können wir die echten, unheilbaren Formen von den scheinbaren Erkrankungen durch ihre Zwangsmäßigkeit unterscheiden. Der unheilbare Onanist ist sein ganzes Leben lang vollständig unfähig, die Beglückung durch einen anderen Menschen zu erleben, er ist zwangsmäßig an die Selbstauslösung oder an diese im Vereine mit bestimmten Vorstellungen der Fantasie gebunden. Der heilbare Onanist aber hat aus verschiedenen Gründen diese Form der Selbstbeglückung als Ersatz angenommen, ist aber jederzeit in der Lage, zum gesunden Leben überzugehen, falls im übrigen die Vorbedingungen hierzu günstig.

Ganz ähnlich wie bei der „Homosexualität" läßt sich auch hier eine früherworbene und eine späterworbene Form unterscheiden. Die Art der Häufigkeit ihres Vorkommens bei den verschiedenen Geschlechtern bestätigt die Gesetzmäßigkeiten, die ich aus der unterschiedlichen Entwicklungart der Geschlechter ableitete. In der Kindheit und in den Pubertätsjahren ist diese Gewohnheit bei dem weiblichen Geschlechte äußerst selten. Sie findet sich nur bei einem Teil jener Frauen, welche männliche Entwicklungart zeigen. Aber selbst diese sind durch eine stammesgeschichtliche Eigenart des weiblichen Paarungwillen geschützt. Die Anfangskälte des Mädchens ist natürlich das wichtigste Hindernis zur Annahme dieser

Entartung. Neben ihr spielt aber die beim weiblichen Geschlecht ausgeprägte Abhängigkeit der Erregbarkeit von den Werbungen und Äußerungen der Begeisterung von seiten des anderen Geschlechtes, die, wie wir sahen, aus der ältesten Stammesgeschichte übernommen ist, eine bedeutende schützende Rolle. Deshalb ist die früh erworbene „Onanie", selbst unter den zur männlichen Entwicklungart veranlagten Mädchen selten.

Im Gegensatz hierzu bewirkt die frühzeitige Reifung der Paarungorgane beim männlichen Geschlechte eine große Häufigkeit dieser Gewohnheit in der Kindheit und in den Pubertätjahren. Sie wird noch unterstützt, weil die Aufmerksamkeit des Kindes bei diesem Geschlechte frühzeitig auf das Begattungorgan durch seine Nebenaufgabe im Stoffwechselhaushalte gelenkt wird. Da das frühzeitige Erleben der Beglükkung die Tätigkeit der Sexualdrüse vorzeitig anregen kann, so sind die Folgen der früherworbenen Onanie gewöhnlich ausgeprägter als beim weiblichen Geschlechte.

Während diese Gewohnheit in der Jugend beim Manne überaus häufig ist, sehen wir andrerseits eine mit erfreulicher Allgemeinheit einsetzende „Heilung" im Mannesalter, die wir beim weiblichen Geschlechte nicht so oft eintreten sehen. Nicht etwa, weil sich bei ihm die Gewohnheit stärker festgelegt hätte, sondern weil der Mann im Gegensatz zur Frau fast immer die Beglückung in der Gemeinschaft mit dem anderen Geschlechte erlebt. Die uns in ihren Ursachen nun bekannte Empfindungslosigkeit der Frau bewirkt selbstverständlich da, wo sie erlebt wird, ein Verharren der frühen Gewohnheit der Onanie. Somit handelt es sich hier nur um einen scheinbaren Unterschied der Heilbarkeit, denn bei beiden Geschlechtern wird die früherworbene Onanie vollkommen oder teilweise aufgegeben, sobald die Möglichkeit zur Beglückung in der Gemeinschaft erlebt wird. Allerdings können wir auch einen Unterschied des Grades und der Leichtigkeit der Aufgabe der Kindheitgewohnheit feststellen, der vollständig unabhängig ist von dem Geschlechte. Je ausgiebiger der Gewohnheit in der Jugend nachgegangen wurde, je frühzeitiger schon vor der Verankerung des Paarungwillens mit dem anderen Geschlecht sie begann, um so mehr besteht die Neigung, in dieselbe auch trotz des Erlebnisses der Beglückung bei der Gemeinschaft zurückzufallen. Wieder einmal ein Beweis für die große Bildsamkeit der Seele im Kindesalter und in der Jugend, wieder einmal ein Beweis für die Bedeutsamkeit der jugendlichen Beglückungform und ein Beweis für die Notwendigkeit ernsten Schutzes durch die Erziehung.

Die späterworbene Onanie zeigt eine ganz umgekehrte Häufigkeit bei beiden Geschlechtern und eine andere Art des Vorkommens als die späterworbene Scheinhomosexualität. Diese Krankheit sahen wir sehr häufig beim männlichen Geschlechte, nämlich bei den chronisch Überreizten. Da die Onanie im Vergleich zu allen anderen Beglückungformen den schwächsten Anreiz bietet, denn sie entbehrt ja aller Erregungen, die von dem anderen Menschen ausgehen, so kann sie unmöglich eine Späterwerbung der chronisch Überreizten sein. Diese Erkrankung verlangt ja ganz ähnlich wie gewisse chronische Vergiftungen (z. B. Morphinismus) im Gegenteil eine stete Steigerung der Reizung. So ist denn die späterworbene Onanie beim männlichen Geschlecht recht selten. Beim weiblichen finden wir ganz im Gegenteil ihr Vorkommen noch häufiger als die spät erworbene Scheinhomosexualität. Die sehr große Gruppe von Frauen, die geweckt sind, weil sie die Beglückung in der Ehegemeinschaft gelegentlich einmal erlebt haben, ist hier wie dort dieser Späterkrankung ausgesetzt. Diese Frauen werden durch die häufige Gemeinschaft mit dem Gatten in ihrer Erregbarkeit gesteigert, aber nur hin und wieder finden sie den gesunden Ausgleich, die Beglückung. Die Unerträglichkeit dieses Zustandes bekämpfen sie oft durch die Annahme onanistischer Gewohnheiten. Wenn die Gesetzmäßigkeit der Frauenliebe ganz allgemeine Berücksichtigung findet, so wird diese Art der späterworbenen Onanie verschwinden.

Bei einer bestimmten Gruppe von Frauen und Männern ist die späterworbene Onanie endlich die Folge jener moralischen Forderung der lebenslänglichen Enthaltsamkeit. Je stärker der Paarungwille und je schwächer die Selbstbeherrschung, um so schwieriger wird die Durchführung der Enthaltsamkeit, um so wahrscheinlicher die Annahme dieser krankhaften Gewohnheiten.

Die unheilbare Onanie endlich ist bei beiden Geschlechtern recht selten, und zwar beim weiblichen noch seltener als beim männlichen Geschlechte. Hier ist die Beglückung zwangsmäßig an die Selbstreizung gebunden und kann niemals auf andere Weise eintreten. Die schwersten Folgen dieser Krankheit sehen wir bei der sogenannten seelischen, „psychischen" Onanie. Die Beglückung ist hier abhängig von gewissen Vorstellungen der Einbildungkraft (Fantasie), die selbstverständlich ebensowohl dem gesunden als dem kranken Erleben entnommen sein können. In den meisten Fällen wird ihre Art bestimmt durch die ersten Jugenderlebnisse. Falls die Verankerung einen gewissen Reichtum dieser Vorstellungen gestattet, so zeigt die Erkrankung noch einen gewissen Grad der Erträglichkeit. Die Eintönigkeit des Geschlechtslebens, zu der der Kranke verurteilt ist, wird aber um so

quälender, je enger die Verankerung umgrenzt ist. So werden manche an eine einzige Vorstellung gekettet, die in trauriger Eintönigkeit während des ganzen Lebens allein in der Lage ist, die Beglückung auszulösen! Es ist nun leicht einzusehen, wieviel nachteiliger die Folgen dieser „psychischen" Onanie für den Kranken sein müssen. Die zwangsmäßig mit der Auslösung verknüpften Vorstellungen drängen sich der Einbildungkraft immer wieder neu auf, und dies kann bei einem starken Paarungwillen und gleichzeitiger Willensschwäche zu sehr traurigen Endzuständen führen. Die Kranken sind ganz außerstande, ihre geistigen Anlagen irgendwie zu verwerten und sind vollständig ihrer Krankheit unterworfen.

Es gibt wohl keine andere Erkrankung des Paarungwillens, der gegenüber der Arzt seinen Standpunkt so häufig verlassen hätte, um moralisch auf die Mitwelt zu wirken, wie die Onanie. Man wollte die Häufigkeit der erworbenen Formen durch eine recht eindringliche Abschreckungmethode bekämpfen und kündete allen, die diese Gewohnheit haben, die schweren Folgen an, die tatsächlich nur selten in den schlimmsten Fällen auftreten. Da gerade ängstlichen und scheuen Menschen die Annäherung an Vertreter des anderen Geschlechtes durch ihre Charakterveranlagung ungeheuer erschwert ist, so verfallen sie viel häufiger als andere der Jugendgewohnheit der Onanie. Sie werden nun durch die Abschreckungliteratur zur übergroßen Besorgnis, zur „Hypochondrie", gedrängt und sind in manchen Fällen von ihren Angstvorstellungen überhaupt nicht mehr zu befreien. Die Auffassung, als ob die Onanie imstande wäre, schwere seelische Veränderungen, ja Geisteskrankheit zu verursachen, war lange Zeit wissenschaftliche Überzeugung. Sie fand eine wichtige Stütze in dem häufigen Vorkommen onanistischer Lebensgewohnheiten bei später an Geisteskrankheit leidenden Menschen. Aber der ursächliche Zusammenhang wurde hier vollkommen verkannt. Die Menschen wurden nicht geisteskrank, weil sie Onanie geübt hatten, sondern sie wurden zu dieser Gewohnheit getrieben, weil sie von Jugend an eine starke Scheu und Unzugänglichkeit gegenüber der Umwelt besaßen, mithin zur Einsamkeit und Enthaltsamkeit verurteilt waren.

Der einzige seelische Folgezustand onanistischer Lebensgewohnheiten, den wir ihnen wirklich zuschreiben können, sind gewisse Gemütsverstimmungen, falls die Selbstbeherrschung nicht in genügendem Grade die Forderungen der Triebwünsche beherrschen kann. Hierin liegt überhaupt die Gefahr der Onanie. Die Beglückung kann bei ihr jederzeit erreicht werden. Sie ist nicht von dem Wunsche und Willen eines zweiten Menschen abhängig. Infolgedessen steht den Wünschen als einziges

Hemmnis die Selbstbeherrschung gegenüber. Es ist nun leicht einzusehen, daß hier noch häufiger als bei den schon öfter genannten „chronisch Überreizten" ein allzu ausgedehntes Triebleben zustande kommt, und so ein Mißverhältnis entsteht zwischen der Leistungsfähigkeit und der Betätigung. So sind die schädlichen Folgeerscheinungen ganz die gleichen wie die der chronisch Überreizten, ja wir dürfen diese Menschen als eine Gruppe derselben ansehen, und brauchen die Krankheitzeichen nicht noch einmal zu nennen. Wenn die Lebensgewohnheiten schon vor den Pubertätjahren oder während derselben ausgiebig geübt werden, so sind natürlich die Erschöpfungzustände schwerer als in den späteren Jahren. Hieraus ergibt sich die einzig wirksame Weise zur Bekämpfung dieser krankhaften Gewohnheiten. Sie beruht hauptsächlich darauf, die Menschen in Kindheit und früher Jugend vor allen Dingen vor jedem Erleben der Erfüllung, also auch diesem zu schützen. Ganz besonders deshalb, weil in jenen Jahren die Selbstbeherrschung meist noch sehr gering ist. Da die Überreizung die einzig wirkliche Gefahr der Onanie ist und nur ein starker Wille zur Selbstbeherrschung hiervor schützt, so besteht überall da, wo der Zustand der Überreizung schon eingetreten ist, die einzige Hilfe in einer Stählung des Willens, einer Ablenkung der Aufmerksamkeit durch eifrige Tätigkeit auf geistigem Gebiete und Herabsetzen der Erregbarkeit durch körperliche Leistungen. Läßt sich ein ernstes sittliches Lebensziel in der Seele aufrichten, dem zuliebe die Beherrschung geübt wird, so sind all die genannten Mittel auch leicht erfolgreich.

Wir dürfen das Gebiet dieser Erkrankung nicht verlassen, ohne eine recht eigenartige Irrlehre zu erwähnen, die in allerjüngster Zeit von wissenschaftlicher Seite (v. O. Adler u. a.) aufgestellt wurde und als neuer Abschreckungversuch bei vielen Frauen Ursache zu krankhafter Niedergeschlagenheit („Depression") und Hypochondrie werden kann.

Da die durch Onanie geweckten Frauen die Empfindunglosigkeit in der Gemeinschaft der Ehe erkennen und als Mangel empfinden, sind sie meistens die einzigen Vertreter des weiblichen Geschlechtes, die mit der Klage der Empfindunglosigkeit in die Sprechstunde des Arztes kommen, während die Mehrzahl der ungeweckten und unaufgeklärten Frauen „nicht entbehrt, was sie nie besaß". Dies hat Anlaß dazu gegeben, die eigenartige Behauptung aufzustellen, daß diese krankhaften Lebensgewohnheiten solcher Frauen Schuld hätten an ihrer Empfindunglosigkeit! Hierbei wurde die Sicherheit der Behauptung noch nicht einmal durch die Tatsache erschüttert, daß diese Gewohnheiten vor der Ehe beim männlichen Geschlechte noch viel häufiger als beim weiblichen sind, ohne je eine derartige Wirkung zu haben. Abgesehen von den ganz seltenen un-

heilbaren Fällen beiderlei Geschlechtes, die aber fast immer die Gemeinschaft vollkommen vermeiden, sind diese Menschen selbstverständlich ebenso fähig zur gesunden Auslösung wie andere. Die unheilbare Form der Krankheit ist aber aus den oben schon genannten Ursachen noch weit seltener beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte. Die heilbaren Formen sind bei beiden Geschlechtern alle fähig, die sexuelle Beglückung auch in der Gemeinschaft zu erleben. Beim weiblichen Geschlechte sind die Hinderunggründe hier, wie bei jeder anderen Frau, die genannten (anatomischen) Abwandlungen. Alle die Frauen, welche, die Sprechstunde des Arztes aufsuchend, über Empfindunglosigkeit klagen, würden also an derselben auch gelitten haben, wenn sie niemals onanistische Lebensgewohnheiten gepflogen hätten. Ganz im Gegenteil kann bei ihnen die Beglückung in der Ehegemeinschaft leichter eintreten, weil ihre orgastische Fähigkeit bereits geweckt oder gesteigert ist. Welches Unheil mit dieser neuesten Irrlehre angerichtet werden kann, läßt sich bei der Verbreitung der Empfindunglosigkeit der Frau in der Gemeinschaft leicht ermessen.

Mit der gesunden Gestaltung der Lebensgewohnheiten wird die so verbreitete erworbene Onanie ganz von selbst am sichersten abnehmen; denn es ist immer wahrscheinlich, daß die Menschen eine ärmere Beglückungform gern aufgeben, wenn sie dafür eine reichere eintauschen können.

Die Verankerung des Paarungwillens mit einem Gegenstand (Fetischismus).

Bei der Betrachtung der Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne innerhalb des Menschengeschlechtes sahen wir bei Zunahme der Vergeistigung andere Sinnesorgane als in der Tierwelt an Bedeutung gewinnen. Besonders vielfältig wurden die Einflüsse der Gesichtseindrücke. Dadurch wurde es möglich, daß eine Begeisterung für einen Menschen eintritt, lange ehe eine Annäherungmöglichkeit besteht. Dies führte zu einer gesteigerten Wertung gewisser Gesichtseindrücke, die ganz besonders die Begeisterung auslösen konnten. Bei der großen Bedeutung des Ersterlebnisses der Beglückung in der Jugend für das ganze weitere Leben sehen wir auch bei dem gesunden Menschen eine erhöhte Anregbarkeit und Begeisterungfähigkeit für bestimmte körperliche Eigenschaften, so z. B. für bestimmte Haarfarbe, bestimmte Gestalt usw. Eine derartige Gruppe von Sinneseindrücken kann zu einer Art „Bezauberungmittel" werden, welches überall, wo es gefunden wird, die Begeisterung steigert, und die Beglückung erleichtert. Bis hierher bewegen wir uns noch auf vollständig gesundem Gebiete. Wenn nun aber ein Mensch dank

seiner krankhaften Veranlagung gewisse Gegenstände oder Teile des in der Jugend zum Ersterlebnis der Beglückung erwählten Wesens in seiner Erinnerung und Wertung so bevorzugt, daß darüber der Träger jener Eigenschaft vollständig gleichgültig wird, so ist das kein gesundes Verhalten mehr. In der Erinnerung eines solchen Kranken verschiebt sich dieses Jugenderlebnis, welches ausschlaggebend für sein ganzes Leben ist, derart, daß er seine Beglückung der Begeisterung für diesen Gegenstand zu danken glaubt. Zwangsmäßig knüpft sich bei ihm die Möglichkeit der Beglückung nun an den so gewerteten Gegenstand selbst. Die Wissenschaft nennt diesen Gegenstand „Fetisch", indem sie ihn den von Gläubigen verehrten Gegenständen, denen sie Wunderkräfte zusprechen, in Vergleich setzt.

In manchen Fällen zeigt sich die bestimmende Gewalt des ersten Jugenderlebnisses so weit, daß eine Reihe ganz besonderer Eigenschaften des zum „Fetisch" ernannten Gegenstandes immer verlangt wird, wodurch die ganze Erkrankung eine äußerst bizarre und lächerliche Form erhält. Der Grad, in dem der Kranke zu leiden hat, hängt hier mehr als sonst von der Stärke seines Paarungwillens und Schwäche zur Selbstbeherrschung ab, denn gerade die Lächerlichkeit seines Lebens ist auf seine Gemütsverfassung von recht schädigendem Einfluß und kann ihm nur dann erträglich werden, wenn die Wünsche schwach sind und selten Berücksichtigung finden. Die Erkrankung hat für uns eine ganz besondere Bedeutung, weil wir durch ihre Gesetzmäßigkeit, ferner durch die Art der Heilbarkeit und endlich durch ihr Vorkommen einen reichen Einblick für die Erkenntnis des Gesunden gewinnen. Der Fetischist kann nur dann überhaupt geheilt werden, wenn er sehr frühzeitig in die Suggestivbehandlung des Arztes kommt, er kann aber auch nur dann erkranken, wenn die Beglückung vor der Verankerung des Paarungwillens, also in frühester Jugendzeit, erlebt wird. Eine Spätererwerbung des Fetischismus ist meines Wissens nicht beobachtet. Wir lernen hieraus erneut, daß die Jugendzeit das bildsame Alter bezüglich der Gestaltung des Geschlechtslebens ist, aber auch das bildsame Alter für den erzieherischen Einfluß auf die wichtigsten moralischen Richtlinien auf diesem Gebiete, denen der Mensch ausgesetzt werden kann.

Nach der bisher gewonnenen Erkenntnis über die Unterschiede der Gesetze des Paarungwillens bei den Geschlechtern wäre uns eine größere Seltenheit des Fetischismus beim weiblichen Geschlechte selbstverständlich; denn eine Erkrankung in späteren Jahren ist, wie wir hörten, unwahrscheinlich; in der Jugend aber ist die Frau durch ihre Entwicklungart vor der frühzeitigen Erweckung sehr gut geschützt. Aber die tatsäch-

lichen Verhältnisse: das Fehlen dieser krankhaften Abirrung beim Weibe ist hiermit nicht erklärt. Denn immerhin entwickelt sich ja ein Teil der Frauen nach der männlichen Entwicklungart. Es muß also hier noch ein Geschlechtsunterschied fühlbar sein, der in gleichem Sinne wirkt wie der genannte. Dank der selbstlosen Willensrichtung, die beim weiblichen Geschlechte häufiger ist, besteht bei ihm eine größere Abhängigkeit von dem Erleben der Beglückung und Begeisterung des geliebten Wesens, welch letztere ja auch erst den Paarungwillen weckt. Die Frau kann, wie wir das bei der Onanie gesehen haben, sich von der Mitwelt bei der Beglückung nicht so leicht unabhängig machen wie der Mann, und sie wird einem leblosen Gegenstand gegenüber so vollständig gehemmt, daß eine Entartung zu dieser Krankheit ganz unmöglich wird. Der Mann, dessen Willensrichtung in der Mehrzahl der Fälle, besonders aber auf dem Gebiete des Paarungwillens selbstisch ist, zeigt auch als Gesunder eine größere Unabhängigkeit des eigenen Glückes von den Empfindungvorgängen in der Seele der Frau. Nur durch diese Eigenart war es möglich, daß die Unterjochung des weiblichen Geschlechtes vielfach so rücksichtslose Formen annahm. Er ist lange nicht so wie das andere Geschlecht angewiesen auf Minneäußerungen, sondern strebt in vielen Fällen die eigene Beglückung mit ziemlicher Unbekümmertheit um diese an. Der Übergang der männlichen Begeisterung auf einen Gegenstand, so krankhaft er auch jedem gesunden Empfinden erscheint, ist deshalb immerhin eher möglich, als beim weiblichen Geschlecht. Dies deutet uns auch der Sprachgebrauch in ganz kennzeichnender Weise an. Wir werden selten hören, daß die Frau den Ausdruck wählt, den Mann zu „besitzen", während wir beim Manne nicht nur diesen Ausdruck beliebt sehen, sondern ein seelisches Verhalten gar nicht selten finden, wie er es sonst irgend einem Teile seines Besitztums gegenüber an den Tag legt. So ist es auch kein Zufall, daß er oft vom „Gegenstande seiner Liebe" spricht und damit die zur Minne erwählte Frau meint. Der Fetischismus ist somit eine ins Krankhafte gesteigerte Unabhängigkeit des eigenen Glückes von dem Erleben des „Gegenstandes der Liebe", wie sie bei dem gesunden Manne dank seiner selbstischen Willensrichtung andeutungweise besteht. Wenn wir uns in diesem Zusammenhang erinnern, daß ich am Eingange unserer Betrachtungen die Unkenntnis des männlichen Geschlechtes über die Empfindunglosigkeit so vieler Frauen erklärlich nannte, wegen der selbstischen Willensrichtung des männlichen Geschlechtes, so gewinnt das alleinige Vorkommen des Fetischismus beim Manne in dieser Beziehung erneute Bedeutung.

Während die bisher erwähnte Gruppe der krankhaften Abirrungen als Hauptkennzeichen, wenigstens bei den unheilbaren Formen, die völlige Aufgabe der Übereinstimmung der Wünsche mit der Fortpflanzungbestimmung zeigte, wenden wir uns einer zweiten Gruppe Erkrankungen zu, bei denen dieses kennzeichnende Merkmal fehlt. Es ist leicht zu verstehen, daß hier die Fortpflanzungaufgabe trotz der Erkrankung in vielen Fällen erfüllt werden kann, und die Formen, die wir wirklich mit Sicherheit als angeboren bezeichnen können, hier zurücktreten. Sie unterscheiden sich auch hier von den erworbenen Formen durch ihre Unheilbarkeit. Während sie nur sehr selten vorkommen, sehen wir eine erhöhte Leichtigkeit der Erwerbung solcher Abirrungen. Da bei ihnen die Gemeinschaft nicht vollständig aufgegeben wird, die krankhafte Abirrung zu ihr hinzutritt, bedeuten sie vor allem eine Reizerhöhung für alle chronisch Überreizten, die denn auch die Hauptgruppe dieser Perversen bilden.

Die übrigen Gesetzmäßigkeiten, die wir bei der ersten Gruppe fanden, treten uns auch hier, und zwar gewöhnlich in viel stärkerem Maße ausgeprägt entgegen. Die Verankerung ist nicht dem Grade der Vergeistigung entsprechend. Die unheilbaren Formen zeigen eine zwangsmäßige übermäßige Verankerung und wir finden auch hier hohe Formen von Vergeistigung. Während aber bei der ersten Gruppe die Fantasievorstellungen mit der Auslösung der Beglückung verankert waren, lernen wir hier krankhafte Verknüpfungen mit bestimmten Gefühlen und Charaktereigenschaften kennen. Als „pervers" kennzeichnen sie sich außer durch die Zwangsmäßigkeit dadurch, daß gerade diejenigen Gefühle und die Charaktereigenschaften verbunden sind, welche in dem gesunden Erleben recht wenige oder entgegengesetzte Beziehungen zum Paarungwillen haben. Alle erworbenen Formen sind bei diesen Erkrankungen wenig auffällig. Sie sind zum Teil von der Wissenschaft überhaupt bisher nicht als „Perversität" erkannt worden.

Verknüpfung der Beglückung mit Gefühlen des Ekels, des Widerwillens, der Verachtung und der Abneigung.

Schon in recht frühen Stufen der Stammesentwicklung sehen wir die Beglückung resp. den Paarungwillen innig verknüpft mit dem Wohlgefallen an dem zur Gemeinschaft Erwählten, und ebenso lange läßt sich die ausgesprochen abkühlende und hemmende Wirkung des Ekels und der Abneigung verfolgen. Diese Verknüpfungen reichen weit hinab in das

Tierreich. Tierzüchter wissen uns viele Beweise hierfür anzuführen. Ihre Züchtungversuche werden durch das Verhalten der Tiere sehr oft gehemmt und erschwert, wenn ausgeprägte Abneigung die Paarung verhindert. Um so mehr muß es uns überraschen, daß trotz dieser festen Verankerung sich beim Menschen eine Lockerung zeigt, insofern als nicht nur unheilbare Kranke sie zeigen, sondern eine sehr bedenkliche hohe Erwerbbarkeit von Perversitäten in dieser Richtung möglich ist.

Es tritt bei diesen Krankheitformen ganz im Gegensatz zum gesunden Verhalten eine umgekehrte Verknüpfung des Paarungwillens mit den betreffenden Gefühlen auf. Deshalb habe ich die volle Berechtigung, alle derartig erworbenen Verknüpfungen als „Perversität" zu bezeichnen. Ekel, Widerwillen, Verachtung und Abneigung erhöhen hier den Trieb, erleichtern die Beglückung, während Achtung, Zuneigung usw. im Gegenteil abkühlend wirken. Es ist leicht zu verstehen, wie unheilvoll die Wirkung einer derartigen Perversion, besonders überall da, wo sie zwangsmäßig und unheilbar ist, auf den Kranken wirken muß. Wenn er selbst ein geistig wertvoller Mensch ist, verbringt er sein ganzes Leben lang im aufreibenden, oft traurig erfolglosen Kampf seines Minneideals mit den Wünschen seiner Triebgesetze. Ganz wie bei den übrigen Arten der Perversität, sehen wir bei diesen unheilbaren Formen die Früherlebnisse vor und in der Pubertätzeit von bestimmendem Einfluß und unterscheiden ganz wie bei den übrigen Perversitäten neben der unheilbaren Form eine früh- und eine späterworbene, nicht ausschließlich zwangsmäßige. Da die Verankerung des Paarungwillens mit den genannten Gefühlen einer stammesgeschichtlich so alten, festen Verknüpfung entgegenläuft, wird es jeden wundern, daß diese erworbene Perversität überhaupt gar nicht als solche angesehen wird, ganz ebenso wie die Schar der chronisch Überreizten unserer Zeit weit seltener als krank, viel häufiger als gesund erachtet wird. Diese erstaunliche Tatsache ist aber aus der übergroßen Häufigkeit beider Erscheinungen zu erklären. Wenn in einem abgelegenen Dörfchen von 100 Menschen 95 eine Kropferkrankung zeigen und der Arzt jenes Ortes nie in seinem Leben andere Menschen gesehen hätte, so käme er sicherlich auch zu der eigenartigen Vorstellung, daß ein Kropf zu der gesunden Eigenart des Menschen gehört, das Fehlen desselben aber eine bedenkliche Ausfallserscheinung, eine Krankheit sei. In ganz ähnlicher Lage befindet sich die Wissenschaft der christlichen „Kulturvölker". Das Geschlechtsleben ist hier so unnatürlich, daß das Kranke die gesunden Formen vollständig überwuchert. Trotzdem ist selbstverständlich die Bezeichnung der genannten Formen als „gesund" unrecht. Ob es sich um eine Krankheit oder um einen gesunden

Zustand handelt, darüber gibt niemals die Häufigkeit des Vorkommens Aufschluß! Wie aber erklärt sich diese?

Die Erwerbung der perversen Verknüpfung mit den Gefühlen der Verachtung, des Ekels, der Abneigung und des Widerwillens usw. wird vorbereitet durch moralische Belehrungen und Erziehung zur Reinlichkeit in der Kindheit, auf die wir schon einmal aufmerksam machen mußten. Die christlichen Vorstellungen von der Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit der Sinne geben eine vorbereitende seelische Einstellung hierzu. Die Erziehung zur Reinlichkeit gegenüber Abfallstoffen des Stoffwechsels begünstigen die Vorstellung der Unreinheit der Paarungorgane. Wenn der so eingestellte Mensch in seiner Jugend, wie das bei der überwiegenden Mehrzahl der Männer der Fall ist, von verrohten Menschen in das Erleben eingeführt wird, so verknüpft sich der Paarungwille in jener perversen Art. Der Übergang zu der Perversion spielt sich allerdings oft nicht vollständig ab. Die gesunden Gefühlsverknüpfungen gewinnen von Zeit zu Zeit wieder die Oberhand und in den Anfangsjahren spielt noch oft ein Widerwillen oder eine seelische Verachtung eine stark hemmende Rolle. Hier tritt der wahre Freund aller Entartung, der Alkohol, helfend zur Seite. Da er moralische- und Gefühlshemmungen auf Stunden hinaus lähmt und den Paarungwillen steigert, wird der gesunde Zustand nach kürzerer oder längerer Zeit siegreich überwunden, und es tritt ein Dauerzustand ein, der bei dem männlichen Geschlechte heute sehr häufig anzutreffen ist. Die perversen Gefühlsverknüpfungen sind für das ganze Leben ein erhöhter Anreiz zur sexuellen Beglückung. Die sittlichen Forderungen und die übrige Persönlichkeit des Menschen sind mit dieser Art Erleben nicht beglückt und wünschen nach den Jugendjahren entschieden die gesunden Verknüpfungen. Es gelingt auch, sie bei der Entwicklung einer starken Minnebegeisterung für einen bestimmten Menschen zeitweise vollständig in den Vordergrund zu bringen. Aber nach mehr oder minder langer Zeit tritt die unheilvolle „nostalgie de la boue" (das Heimweh nach dem Schmutz) ein und oft wird ein hochstehendes Glück durch diese unheilvollen perversen Jugendverknüpfungen grausam zerstört. Eine andere Gruppe dieser Perversen verzichtet überhaupt darauf, zu der gesunden Form zurückzukehren. Das Unheilvolle beruht nun darin, daß sie nirgends Gelegenheit hat, die Eigenart ihres Erlebens als eine der störendsten Perversionen zu erkennen. Sie hält sich im Gegenteil für sehr gesund und „normal" (ebenso wie jene 95 Kropfkranken in dem Dörfchen) und wagt es, ihr perverses Erleben einem vollständig gesunden, oft sehr hoch vergeistigten Menschen in der Ehe anzubieten! Hieraus entsteht entweder sehr rasch ein Unglück und Trennung, oder aber

es gelingt dem Kranken, die bis dahin gesunde Frau allmählich zur gleichen Perversion zu erziehen.

Neben dieser früh erworbenen Form können wir eine gewöhnlich viel hochgradigere, spät erworbene unterscheiden, d. h. sie pfropft sich eigentlich dem früh erworbenen Zustande auf. Bei vielen chronisch Überreizten, die in großer Zahl mehr oder minder ausgeprägt der früh erworbenen Perversion schon angehörten, zeigt sich als Folgezustand der Überreizung im vierten oder fünften Jahrzehnt des Lebens eine sehr auffallende Steigerung der Erkrankung. Um der Reizsteigerung willen werden die perversen Gefühlsverknüpfungen in immer ausgedehnterem Maße zufriedengestellt und hier kommt es zu den armseligsten und widerlichsten Formen der Beglückung.

Bei der großen Häufigkeit dieser Perversität, die unter dem Deckmantel der Gesundheit so viel Unheil anrichtet, ist es hohe Zeit, daß sie als Krankheit gekennzeichnet wird, und zwar als eine, die allen Bestrebungen der Natur zur Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne als stärkstes Hemmnis entgegensteht. Es ist selbstverständlich, daß alle Verknüpfungen des Paarungwillens mit dem Geistesleben der zu den reichen Beglückungen der hohen Minne Befähigten feindselig unterbunden und zerstört werden müssen von einem derartigen Gesetzen unterworfenem Erleben. Da die Erziehung selbst hier eine gewisse vorbereitende Stütze bietet, muß die Aufmerksamkeit der Erzieher in ganz besonderem Maße auf die Möglichkeit einer derartigen Entartung hingelenkt werden. Es müssen wichtige Gegeneinflüsse in der Kindheit und ersten Jugend gegeben werden, um sie ganz unmöglich zu machen. Hohe Achtung vor der Bedeutung der Gemeinschaft, Scheu vor der Heiligkeit hochstehender Minne und Ehrfurcht vor den einzigen unsterblichen Zellen (den Fortpflanzungzellen) des Menschen sollte in die Kindesseele gelegt werden als wichtiger Schutzwall gegenüber den vielen schlimmen Einflüssen, denen beide Geschlechter durch die herrschenden Irrlehren und besonders das heranwachsende männliche Geschlecht durch die herrschende Entartung ausgesetzt sind, und die wir nicht mit einem Schlag beseitigen können. Die seltenen unheilbaren, wahrscheinlich durch Erbanlage begünstigten Fälle werden allerdings auch hierdurch nicht beseitigt werden können, doch spielen sie neben den so sehr häufig erworbenen Erkrankungen nur eine geringe Rolle.

Verknüpfung der Beglückung mit bestimmten dauernden Willensrichtungen (Charaktereigenschaften).

Ebenso wie sich die Perversion des Sexualtriebes in Überverankerungen mit bestimmten Gefühlen äußern kann, so kann sie auch zu Charaktereigenschaften oder, wie wir auch sagen können, zu den „dauernden Willensrichtungen" in gesetzmäßigen Zusammenhang treten, die bei dem gesunden Erleben gar nicht oder nur sehr lose mit ihm verknüpft sind. Wir unterscheiden bei den Charaktereigenschaften mit Recht solche, die durch Erziehung und durch das Leben erworben sind, gegenüber den ererbten. Selbstverständlich finden wir die perversen Verknüpfungen nur mit ererbten, nicht aber mit der großen Gruppe der anerzogenen Charaktereigenschaften.

Die bekannteste und verbreitetste Perversität dieser Art ist die „Algolagnie", Sadismus und Masochismus. Wir finden unter diesem Sammelnamen die Verankerungen bezeichnet mit zwei ganz verschiedenen Charaktereigenschaften, deren Verknüpfungen fast immer getrennt vorkommen und gerade deshalb meines Erachtens besser nicht mit dem gleichen Namen belegt würden. Es ist deutlich eine Verknüpfung mit der Charaktereigenschaft der Grausamkeit zu unterscheiden von der Verankerung mit der Eigenschaft des Herrscherwillens (des Willens zur Macht). Nur für die erstere Gruppe eignet sich die Bezeichnung der Algolagnie, denn nur bei ihnen hängt die Beglückung ab von der Bereitung oder Erduldung von Schmerzen (von Handlungen der Grausamkeit). Gewöhnlich hat man die ganz falsche Vorstellung, als ob diese perversen Erkrankungen des Sadismus, d. h. der Schmerzbereitung, und Masochismus, d. i. Schmerzerduldung, eigentlich nur eine Steigerung der gesunden Geschlechtswünsche seien. Man wähnt, der männliche Paarungwille wünsche die Herrschaft über das Weib, der weibliche aber erstrebe die Unterwerfung an, so daß also gewisse Steigerungen der Herrschsucht bei der Hauptgruppe der Sadisten eine gesteigerte Männlichkeit, der Masochisten gesteigerte Weiblichkeit wäre. Wäre diese Auffassung richtig, so müßte folgerichtig das Vorkommen der Erkrankung auf beide Geschlechter dementsprechend verteilt sein. Dies ist nun aber ganz und gar nicht der Fall. Wir finden diese Perversität fast ausschließlich beim männlichen Geschlecht, und zwar in beiden Äußerungsformen als Sadismus und als Masochismus. Die letztere Form wird in manchen Fällen beim weiblichen Geschlecht vorgetäuscht und irrtümlich festgestellt, während hier in Wirklichkeit die gesteigerte Verknüpfung mit einer ganz anderen, dem weiblichen Geschlecht erblichen Charaktereigen-

schaft vorliegt, auf die wir noch zurückkommen. Diese Irrlehre von dem natürlichen männlichen Sadismus und weiblichen Masochismus erklärt sich einzig und allein aus der Machtverteilung der Geschlechter in den christlichen Völkern. Wir kennen die Bedeutung der Ersterlebnisse der Beglückung für die Wünsche des Paarungwillens und werden uns nicht wundern, daß bis zum gewissen Grade der Paarungwille des Mannes gewöhnt ist an das Herrschen, der der Frau gewöhnt ist an die Unterwerfung. Aber wäre diese Verknüpfung eine ursprüngliche, von der Natur selbst erstrebte, so müßte sie vereint mit dem Einfluß der tatsächlichen Gewohnheit eine ganz andere Ausprägung unter den Geschlechtern besitzen. Sie wird im Gegenteil immer wieder verhindert und gehemmt durch die ganz entgegengesetzten Wünsche des Paarungwillens. Dieser zeigt bei beiden Geschlechtern noch die in den stammesgeschichtlich ältesten Zeiten deutlich erkennbaren Wünsche. Des Mannes Beglückung wird gesteigert, wenn er mit Schwierigkeit sich den Besitz des Weibes erkämpfen muß, wenn er um die Gemeinschaft werben muß. Das weibliche Geschlecht empfindet, ganz wie in alten Vorzeiten, eine erhöhte Beglückung, wenn es die Gemeinschaft erst nach langer Werbung gewährt. Die Unterjochung des weiblichen Geschlechtes, wie sie besonders in den christlichen Ehegesetzen festgelegt ist, sichert das Glück der Geschlechter keineswegs, und dies ist ein wichtiger Grund, weshalb auch eine starke Begeisterung in der Ehe so oft rasch abklingt. Der Mann kehrt oft zur polygamen Lebensweise zurück, um sich die Werbung um sein Minneglück wieder möglich zu machen. Recht bedeutsam in diesem Zusammenhang sind die gesellschaftlichen Sitten der christlichen Völker. Sie verleihen ganz im Gegensatz zu der tatsächlichen Machtverteilung der Geschlechter, der Frau eine äußerlich bevorzugte, königliche Stellung, dem Manne — ganz im Gegensatz zu seinem tatsächlichen Vorrechte— eine dienende Stellung. Solche Einrichtungen, die sich bei den Völkern ganz allmählich herausgebildet haben, sind niemals zufällig, sondern sie haben ihre guten Gründe. Wenn manche Frauenrechtlerinnen, durch die herrschenden Zustände verbittert und in der Erkenntnis behindert, meinen, daß die Sitten der Schlauheit des Mannes zu danken seien, so irren sie vollständig. Man hat nicht aus wohlberechneter Heuchelei, nicht um die „Käfigstäbe zu vergolden" und das Weib in der Knechtschaft willig zu erhalten, dem weiblichen Geschlechte äußerlich durch die Vorschriften der Sitte die herrschende Stellung erteilt. Diese Einrichtungen sind eine Äußerung der Wünsche des Paarungwillens beider Geschlechter, die altem Erbgut der unterbewußten Tiere entstammen (s. o.). Sie werden deshalb auch von Menschen, welche große Lebenskunst besitzen, für die

Dauerhaftigkeit ihrer Minnebegeisterung zu sorgen, in der Ehe mit Sorgfalt beibehalten. Ähnlich erklärt sich als Auflehnung gegen die Unterjochung des Weibes, welche die nordische Rasse besonders stark im Minneerleben hemmt, der oft reichlich krankhaft übersteigerte Minnekult des Mittelalters, welcher der Umwerbung der Frau manch schöne, dichterische Einkleidung verliehen hat. Den Wünschen des gesunden Paarungwillen entspricht also die Herrschaft des Mannes und die Unterjochung des Weibes gar nicht, sondern derartige Wünsche erweisen sich bei näherer Betrachtung als eine Perversität, und zwar als eine Verknüpfung des Paarungwillens mit Charaktereigenschaften, die das Weib nur in seltenen Ausnahmefällen besitzt, die aber dem männlichen Geschlechte erblich sind. Kein Wunder also, daß diese Erkrankung dem Manne fast ausschließlich zukommt.

Die Grausamkeit gehört zu der Gruppe von Charaktereigenschaften des Mannes, die wir unter dem Sammelnamen der kriegerischen Eigenschaften zusammenfassen, und zwar ist sie im Gegensatz zu vielen kriegerischen Tugenden eine Begleiterscheinung, die wir als Untugend bezeichnen. Die zwangsmäßigen, stark ausgeprägten Formen dieser Erkrankung, die also zur Beglückung einer Bereitung oder eines Erleidens von Schmerzen bedarf, geraten am häufigsten mit dem Gesetze in Zwiespalt, und deshalb hält man sie für ein häufiges Vorkommnis, obwohl sie tatsächlich selten sind. Auch bei diesen Krankheitformen erkennen wir die schon oft genannte bestimmende Gewalt des Jugenderlebnisses. Auch bei ihnen finden wir früh- und späterworbene Formen neben den unheilbaren und unter ihnen eine besonders große Zahl der chronisch Überreizten. Sie sind die eigentlichen „Algolagnen".

Viel wichtiger für uns sind die Krankheitformen, die nicht glücklich mit den obengenannten Namen bezeichnet sind, und die eine krankhafte Verknüpfung des Paarungwillens mit dem Herrscherwillen bedeuten. Zu der Gegensätzlichkeit der Wünsche des Herrscherwillens und des Paarungwillens, die Frau umwerben zu müssen, tritt bei den Kranken eine Verknüpfung mit dieser Eigenschaft, und zwar in zweierlei Sinn. Der Kranke sucht entweder in der Ausübung der Herrschaft oder in der Erleidung die Beglückung. Nur diese Gegensätzlichkeit macht diese Kranken der obengenannten Gruppe, den eigentlichen „Algolagnen" ähnlich. In Wirklichkeit kommt es hier wahrlich nicht darauf an, den zur Gemeinschaft erwählten Menschen Grausamkeiten, Schmerzen fühlen zu lassen. Nur insofern zufällig die Schmerzbereitung (die Züchtigung) ein Zeichen der Macht und der Herrschaft ist, kann sie unter anderem gewünscht werden. Viel häufiger wird sich mit harmlosen Zeichen der Herrschaft oder

der Unterjochung begnügt. Wie wenig es sich bei diesen Perversionen um eine Steigerung der natürlichen Wünsche handelt, geht daraus hervor, daß die Gruppe derer, welche die Unterjochung erleiden, um die Beglückung zu erleben, männliche Kranke sind, die im übrigen Leben einen stark ausgeprägten Herrscherwillen bekunden und durchaus nicht duldsame, nachgiebige, zur Unterjochung willfährige Menschen sind.

Den Eindruck des „Masochismus" kann endlich eine gewisse Gruppe von Frauen machen, bei denen eine gar nicht etwa gesunde, sondern krankhafte Verknüpfung einer anderen Charaktereigenschaft mit dem Paarungwillen eingetreten ist. Die für das weibliche Geschlecht charakteristische, selbstlose Willensrichtung hat, wie wir sahen, eine besonders innige Verknüpfung mit der Mutterschaft, aber eine ganz geringe mit dem Paarungwillen. Wir erkannten ja, daß sie im allgemeinen bei beiden Geschlechtern den Wünschen der Minne eher zuwiderläuft. Die „selbstlose Gattenliebe" lernten wir freilich als das Gefühl der Liebe ungeweckter Frauen kennen, das mit Paarungwille und Minne nichts zu tun hat, wir lernten es von der weit weniger selbstlosen Minne trennen. In krankhaften Fällen kann sich nun selbstlose opfersüchtige Liebe mit halberwachtem Paarungwillen bei der Frau verknüpfen, nicht beglükkend, sondern eher qualvoll für sie. Es ist leicht zu begreifen, daß dieser Zustand für den oberflächlichen Beobachter eine große Ähnlichkeit mit den Masochisten zeigen kann. Eine nähere Nachforschung wird aber immer charakteristische Unterschiede aufweisen. Nicht auf die Unterjochung, sondern auf das Opfer des eigenen Ichs kommt es diesen Kranken an. Dank der heutigen Machtverteilung der Geschlechter haben die wenig ausgeprägten Fälle reichlich Gelegenheit, bei einer bestimmten Gruppe brutaler Männer im Rahmen der Ehegemeinschaft ihr Glück zu finden.

Da die Lehre von den Perversitäten uns nur insoweit beschäftigt, als sie geeignet ist, Gesetzmäßigkeiten des gesunden Paarungwillens zu beleuchten, ist die Besprechung mancher Perversität überflüssig. Es kommen aber auch nur noch wenige Formen in Betracht, die nicht besprochen wären, und die ungeheuer seltene Ereignisse sind. Die Lehre dieser Krankheiten wird für manchen in weit nachdrücklicherer Weise als die Lehre von dem gesunden Paarungwillen die große Wichtigkeit und die vielseitige seelische Verwebung bei der Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne innerhalb des menschlichen Geschlechtes kenntlich gemacht haben. Ganz besonders hervorstechend und überall wiederkehrend sahen wir ferner bei ihnen die hohe Bedeutung der ersten Erlebnisse für das ganze Leben. Nachdem wir sie einmal in der übertriebenen Gültigkeit beim Kranken kennen gelernt haben, werden wir sie auch in der schwächer ausgeprägten Form beim Gesunden überall wiedererkennen. Die Möglichkeit der Heilung mancher Perversitäten in jugendlichem Alter zeigt uns viel deutlicher den starken Einfluß, den unsere Erziehung haben kann, als die Beobachtung der Gesunden dies ermöglicht. Die doppelte Aufgabe der Erziehung tritt aus der Lehre der krankhaften Abirrungen mit erfreulicher Klarheit zutage und läßt sich in zwei kurzen Forderungen zusammenfassen:

Man soll Kindheit und frühe Jugend vor dem Erleben der Beglückung in der denkbar vollkommensten Weise schützen, um die Vollentwicklung der gesunden Verankerungen und Vergeistigungen vor diesem Erlebnis zu ermöglichen. Man soll die Jugend, die so vielen schädlichen und zerstörenden Einflüssen ausgesetzt ist, nicht ohne ausgeprägten erzieherischen Einfluß heranwachsen lassen. Hierbei genügt es wahrlich nicht, daß man, wie dies neuerdings geschieht, die Jugend vor Geschlechtskrankheiten warnt. Es genügt auch nicht, daß man ihr die Gesetze der Fortpflanzung erläutert. Wir werden das Wesentliche, was der Jugend mitgegeben werden muß, noch andeuten. Ausführlich wird es von mir in dem Werke „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" in dem Abschnitt „Zum Urdborn und seinen Geheimnissen" behandelt.

Menschen auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen und ihr Schicksal.

Wenden wir uns jetzt der Betrachtung der mannigfachen Stufen zu, auf denen der erwachsene Mensch meistens verharrt, von denen aus er vielleicht eine Weile aufsteigt, um dann wieder zu ihnen zurück oder gar noch unter sie zu sinken, oder aus denen er sich allmählich erhebt. Bei solcher Betrachtung werden wir die Seelengesetze der Selbstschöpfung (s. „Des Menschen Seele" und „Selbstschöpfung") nicht streifen, geschweige denn heranziehen können, und daher muß der Kenner dieser Werke sich die ungeheure Vielgestaltigkeit des Erlebens bei den einzelnen Menschen, wie sie durch die Art und Stufe der Selbstgestaltung der Seele bedingt ist, zu den von uns hier betrachteten Formen noch ergänzen, um zu begreifen, wie weltenfern der Inhalt des Erlebens bei dem einen Menschen von dem des anderen sein kann, ja sein muß.

Wir erinnern uns, daß die höchsten Formen der Vergeistigung zur Minne nicht etwa von allen Menschen verwirklicht werden, sondern daß im Gegenteil alle Stufen nebeneinander unter den Erwachsenen zu finden sind. Hier müssen wir nun vor allem die Veranlagung des Einzelnen trennen von der Stufe, die er selbst innerhalb seines Lebens erreicht, und beide wieder von den durch die moralischen Auffassungen der Umwelt und durch die Gebote des Staates nur scheinbar, also rein äußerlich erreichten Stufen.

Wir sahen die Veranlagung schon bestimmend mitsprechen, als wir die männliche von der weiblichen Entwicklungart trennten und besonders betonten, daß sie keinem der Geschlechter ausschließlich eigen, sondern bei dem einen Geschlechte nur häufiger ist als bei dem anderen. Es ist nun ihre Ausprägung im Einzelfall eine sehr unterschiedliche, so kann die männliche Entwicklungart so ausgeprägt sein, daß wir von einer angeborenen Veranlagung zum Wechsel der Wahl, also zur Polygamie oder Vielehe sprechen können. Es kann auch die weibliche Entwicklungart so ausgeprägt sein, daß wir von einer Veranlagung zur Dauereinehe sprechen können, dies also bei beiden Geschlechtern.

Die Fülle der hier möglichen Abarten läßt sich hier wie überall nicht leicht in Gruppen gliedern. Alle Übergänge sind fließende. Immer werden sich viele Menschen finden, die weder der einen, noch der andern Stufe restlos zuzuteilen sind. Immerhin sind die meisten Menschen in ihrer Stufe klar genug gekennzeichnet, um ihre Einordnung ohne gewaltsames Vorgehen zu ermöglichen. Diese verschiedenen Arten bergen an sich schon die Möglichkeit zu vielerlei Zwiespalt mit den Mitmenschen und dem Staate, aber ohne jede andere Beeinflussung würden sie sich sicher in vielen Fällen im Leben so zueinander gesellen, daß möglichst oft gleich Geartetes das Lebensglück beieinander sucht. In Wirklichkeit ist dies nun aber nicht der Fall, und das ist die Quelle von unendlich vielem Unglück unter den Menschen. Besonders unheilvoll sind die Wirkungen der verschiedenartigen Verankerung. Wenn eine höhere Entwicklungsform mit ausgeprägter persönlicher und dauernder Minne sich mit einer tieferen Stufe zusammenfindet, so muß sie natürlich unglücklich werden, da diese ja meist geringer verankert ist, also dem anderen Menschen gegenüber irgendwann einmal die „Treue bricht". Oft wird auch der Versuch gemacht, um ein derartiges Unglück zu vermeiden, sich zu einem höheren Grade der „Treue" aus moralischen Erwägungen zu zwingen, aber der Versuch scheitert jämmerlich. Zwang zu höheren oder Gewöhnung an tiefere Formen können niemals einen Menschen auf die Dauer beglükken. Der ideale Zustand, daß jeder Mensch seiner Entwicklungstufe entsprechend lebt und die Wahl auch ihr gemäß trifft, wird dadurch sehr erschwert, daß gänzlich verschiedene Einflüsse die Menschen in andere Entwicklungformen drängen. Dies ist einmal die schon oft genannte Jugendgewohnheit der Männer, die viele in die Polygamie treibt, ohne daß sie hineingehörten. Auf der anderen Seite muß das Volkswohl die Einehe verlangen, da es in dieser seinen sittlichen Rückhalt hat, sofern sie den Beweggründen der Wahl nach weder Prostitution, noch dem Verhalten beider Gatten nach nur Schein einer Einehe ist. Die gleiche Erwartung stellt die Fürsorge für die Kinder.

Und so wurden und werden viele Menschen zur Einehe genötigt, deren Paarungwille zur Vielehe drängt. Hier macht sich nun eine ernste Gesetzmäßigkeit fühlbar. Den von uns schon wiederholt betrachteten vielen Möglichkeiten, die sich der Entfaltung der Vergeistigung hemmend entgegenstellen, ja sie verhindern, die den Menschen durch vorübergehend tiefstehendes Erleben unfähiger machen, stehen leider weit weniger Hemmnisse gegenüber, die etwa ein Herabsinken zu tieferen Stufen erschweren. Der Mensch kann sich also unfähig machen zur Verankerung der Minne auf einen Menschen für das ganze Leben, also zur Wahlverschmelzung in Einehe. Aber er kann sich nicht etwa durch Einehe fähiger hierzu machen.

Die Lebensgewohnheit des Menschen kann also dazu führen, daß innerhalb seines Lebens die Verankerung geringer (er also „polygamer“) wird, und sie führt sogar bei der entsprechenden Lebensweise naturnotwendig hierzu. Aber die Lebensgewohnheit kann niemals dazu Anlaß geben, daß die Verankerung stärker (also monogamer) wird, als es der Entwicklungstufe des Menschen entspricht. Infolgedessen hat bei den entarteten Lebensgewohnheiten, die wir schon schilderten, die tiefe Stufe des Paarungwillens mit kurzer, häufig wechselnder Verankerung: „die Polygamie“ gar sehr überhand genommen. Andererseits konnte aber die von dem Gesetz und der Religion geforderte Einehe: „Monogamie“ niemals einen wirklichen Wandel der Verankerung herbeiführen. Dank dieser Verschiebungen tritt die Veranlagung eines Menschen heute so wenig deutlich zutage, daß die Ehe sehr häufig zwischen ganz verschiedenen Formen zustande kommt. Das sittliche Ideal einer „ewigen Treue“ wird in alle Menschen gelegt, und deshalb glauben so viele, Wahlverschmelzung in Einehe zu erleben, die in Wirklichkeit nur zu einem Wechsel in der Wahl (zur Polygamie) fähig sind. Eine höhere Entwicklungform verbindet sich dank der Beteuerung der „ewigen Treue“, der Unauslöschlichkeit der Minne mit einem polygam veranlagten Menschen und stürzt sich so ins Unglück.

Die mannigfaltigen Formen, die wir vorfinden, lassen sich nach Art der Verankerung in Arten der Vielehe (Polygamie) und der Einehe (Monogamie) sondern. Bei beiden Gruppen unterscheiden wir dann angeborene Veranlagung von erworbener Gewohnheit.

Arten der Polygamie.*

Die polygam lebenden Menschen wechseln in ihrer Wahl, können aber sehr unterschiedliches Verhalten zeigen. Die erste Art Polygamie, die wir betrachten, ist die angeborene Polygamie. Sie wird in ihrem Wesen so stark verkannt, daß wir das sie kennzeichnende Merkmal nie beachtet oder erwähnt sehen, und doch ist es so ausschlaggebend. Die Gruppe dieser angeborenen polygamen Veranlagung steht leider, ebenso wie jede andere, heute in großer Gefahr, der Überreizung anheimzufallen, so daß wir sie nur selten in ihrer ganz ursprünglichen Art verwirklicht sehen.

* So wird z. B. unter Vielehe nicht jede wechselnde Paarung, sondern der Harem der Orientalen verstanden. Da in der Deutschen Sprache „Vielehe“ und „Einehe“ engere Gebiete umfassen als hier behandelt werden, müssen wir die Fremdwörter Polygamie und Monogamie gebrauchen, die nur die Tatsache der Paarung ausschlaggebend sein lassen, nicht „Ehen“ betreffen.

Ihr Merkmal, wodurch sie sich von allen erworbenen Formen der Polygamie, auch allen Überreizungformen unterscheidet, ist aber dies: Nicht etwa die Abstumpfung in der Einehe, nicht etwa das Aufhören der Begeisterung für einen bestimmten Menschen nach der erlebten Gemeinschaft treibt zur neuen Wahl. Die Anregbarkeit, ja die Begeisterung bleibt im Gegenteil für diesen Menschen voll erhalten, besteht aber dank der geringen und flachen Verankerung ebenso noch zu vielen anderen Vertretern des anderen Geschlechtes. Sobald eine gewisse kleine Zahl von Eigenschaften vorhanden, wird diese Begeisterung ausgelöst. Überall da, wo also ein Mensch ein polygames Leben führt, weil seine Begeisterung nach kurzer oder längerer Zeit des „Besitzes“ für eine bestimmte Persönlichkeit abgestorben oder abgestumpft ist, handelt es sich nicht um angeborene Polygamie, sondern entweder um die erworbene oder um irgendeine Abart, die der Überreizung anheimgefallen ist, oder endlich um einen Irrtum der Wahl, um Enttäuschungen höherer Entwicklungstufen. Wenn aber z. B. ein Ehemann in der Gemeinschaft mit seiner Frau ebenso beglückt ist wie mit vielen anderen Frauen, und wie er es vor Jahren bei Beginn der Ehe war, so ist er ein polygam Veranlagter und erlebt nur ein einziges Abklingen seiner Gefühle, nämlich die natürliche (physiologische) Herabsetzung seiner Leistungfähigkeit im Alter. Diese Art findet sich besonders häufig bei den niedersten Entwicklungstufen, bei denen von Vergeistigung noch nicht viel die Rede sein kann. Die Verbindungen mit dem Großhirn sind noch recht geringe, die Voraussetzungen zur Begeisterung beschränken sich auf einige Sinneswahrnehmungen. Sind diese erfüllt, so steht dem Glück nichts im Wege. Die früheren Erlebnisse bilden kein seelisches Hemmnis für die gegenwärtigen, und da die Begeisterung dieser Menschen für die Erwählten immer wieder neu erwacht, ist es eigentlich falsch, von ihrer „Treulosigkeit“ zu sprechen. In ihrem allerdings recht plumpen Sinn bleiben sie allen „treu“. Mit den Forderungen des Gesetzes und der herrschenden Moral kommen sie viel seltener in Zwiespalt als manche höhere Formen und als die erworbene Polygamie. So können sie in vielen Fällen in „glücklicher Ehe“ leben, falls sie entweder bei dem Ehegatten eine gleiche Entwicklungstufe finden und beide polygam leben, oder aber sich aus moralischen Gründen den Forderungen des Gesetzes in der Einehe unterwerfen. Dies kann für sie nicht ein Unglück bedeuten, da sie ja tatsächlich für den Gatten lebenslänglich anregbar bleiben und deshalb die Beglückung bei ihm erleben können. Es handelt sich für sie nur darum, daß sie ihre Wünsche anderen gegenüber nicht zum Ausdruck bringen. Wenn sie mit höheren Entwicklungformen in Ehegemeinschaft treten, so wird natürlich ein Glück für diese letzteren nicht möglich sein, denn es be-

deutet für einen in der Minne persönlich und ausschließlich verankerten Menschen fast die gleiche Qual wie ein tatsächlicher Ehebruch, wenn sie am Gatten die stets vorhandene Fähigkeit bemerken, eine Begeisterung für einen anderen Menschen ebenso empfinden zu können. Besonders glückliche Ehen sehen wir häufig zwischen derartig polygamen Männern und ungeweckten, empfindungslosen Frauen mit stark entwickeltem Muttertrieb. Sofern solche Männer der Gefahr der Überreizung entgehen, sind sie ihr Leben lang beglückt, gleichgültig, ob sie sich der „Beschränkung" auf ihre Frau oder wechselreicher Polygamie anheimgeben. Weit davon entfernt, in ihrer Wahllosigkeit und Anspruchlosigkeit ihrer „Begeisterung" einen Mangel zu sehen, rühmen sie sich oft, förmlich eitel auf ihr „vielseitiges" Erleben.

Aber nicht nur bei den nicht vergeistigten, ganz auf der Stufe des unterbewußten Tieres stehenden Formen sehen wir diese angeborene Polygamie, sondern sie ragt auch in die höher vergeistigten Formen hinein, wenn sie auch selbstverständlich etwas abgewandelt ist. Hier hat also eine Steigerung der Vergeistigung, eine Bewertung seelischer Eigenschaften des geliebten Wesens schon merklich eingesetzt, aber eine dauernde Verankerung mit einem Menschen noch nicht stattgefunden. Die Schilderungen dieser Stufe sind in der jüngsten Literatur ganz besonders zu finden. Der Schriftsteller wertet sie hier häufig als die „höchste" Stufe des „modernen Menschen". Hier begnügt sich der Mensch wahrlich nicht mit einigen wenigen körperlichen Eigenschaften, die Begeisterung wekken können. Es werden im Gegenteil neben der äußeren Erscheinung ganz bestimmte seelische Eigenschaften gefordert, nicht etwa die ganze Persönlichkeit, nicht etwa alle seelische Eigenart ist Gegenstand der Begeisterung, sondern irgendein Charakterzug oder einige Eigentümlichkeiten des Gefühls oder der Empfindung, oder eine verstandliche Eigenart, oder irgendeine Begabung, jedenfalls eine eng umschriebene Gruppe seelischer Eigenschaften im Verein mit den körperlichen Vorzügen. Gleichzeitig mit dieser Begeisterung für irgendein Wesen kann mit derselben Leichtigkeit eine zweite oder eine dritte für einen anderen Vertreter des Geschlechtes einsetzen. Es liebt also z. B. ein Mann eine Frau wegen ihres Äußeren und ihrer Gesangeskunst, gleichzeitig dort eine zweite wegen ihres Äußeren und ihres Verstandes, daneben oder bald darauf eine andere mit gleicher Stärke wegen ihres Äußeren und ihrer grübelnden Schwermut oder irgendeiner Eigenschaft ihres Gemütes, und endlich begeistert er sich vielleicht noch für ein anderes Wesen trotz ihres Äußeren gewisser Charaktereigenschaften wegen! Nirgends fühlt er „Abstumpfung durch Gewohnheit", nirgends zwingt das Abklingen der Minne

zum Abirren, zur neuen Wahl. Trotz der Ansätze zur Vergeistigung ist die Verankerung also noch vollständig polygam und flach, und dadurch ist sein Verhalten dem der unvergeistigten angeborenen Polygamie ähnlich. Immerhin wird sich diese höhere Entwicklungstufe von der ersteren dadurch erheblich unterscheiden, daß das Erleben viel mehr die Seele in Mitleidenschaft zieht. Wegen dieser Beteiligung des Seelenlebens sind dem Wechsel der Wahl bei dieser Polygamie doch erheblich engere Grenzen gezogen als bei der unvergeistigten Form. Gerade diese Ansätze zur Vergeistigung sind es, welche Vertreter dieser Entwicklungstufe zu dem Irrtum verleiten, als seien sie das Ziel der ganzen Entwicklung, als lebten sie die höchste Form der Minne. Es bleibt ihrer Erkenntnis vollständig verborgen, daß die Einehen so sehr verschiedenartig sind, daß es neben den vielen Formen der gezwungenen Einehe die naturnotwendige, innerlich begründete, freiwillige Einehe gibt! Ihre oberflächliche Beobachtung sieht in ihnen die Lebensform „beschränkter Geister", aller „Philister", die sich von „moralischen Bedenken im Ausleben" hemmen lassen. Sie preisen ihr Minneleben als die Form, die „vielseitigste Anregung" und Bereicherung des Innenlebens ermöglicht. Überall da, wo diese gering verankerte Polygamie mit anderen vergeistigten höheren Entwicklungformen in der Wahl zusammentrifft, zertrümmert sie sehr häufig das Lebensglück des erwählten Menschen. Dies um so leichter, weil ihre Wertung gewisser geistiger Eigenschaften das Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit ihrer Gefühle weckt.

Vor Unglück schützt andrerseits sehr oft das ehrliche Bekenntnis dem erwählten Menschen gegenüber, daß eine Beschränkung der Minne auf einen Menschen unmöglich ist. So sehen wir hier viel seltener Unglück als bei anderen Formen der Polygamie. Wenn endlich diese Art der Polygamie die gleiche Entwicklungstufe zur Gemeinschaft wählt, ist eine Glücksmöglichkeit von vornherein gegeben.

Ganz anderen Gesetzmäßigkeiten sind die anderen Polygamien unterworfen. Die bisher beschriebenen Formen der Polygamie können sich durch das ganze Leben der Menschen herrschend erhalten, weil die ausgeprägte Form der angeborenen männlichen Entwicklungart die Vergeistigung völlig hinderte und das übrige Seelenleben in seiner Genügsamkeit dies noch unterstützte. Oder aber dies übrige Seelenleben erzwang sich die geschilderte eigentümliche Art der Ansätze zur Vergeistigung, welcher der Grad der Verankerung auf einen Menschen noch nicht einmal folgte. Beide Gruppen nennen wir also angeborene Polygamie.

Wenn ich die bisher geschilderten Arten als „angeboren" bezeichnete, so stelle ich ihnen die Gruppen der „erworbenen" Polygamie als nächste

Form gegenüber. Sie findet sich beim männlichen Geschlecht, wie schon öfter erwähnt, sehr häufig und fällt wie die eben genannten Formen zum großen Teile den Gefahren der Überreizung anheim. Aber auch, wo sie sich von dieser fernhält, grenzt sie sich deutlich von der angeborenen Polygamie ab. Es handelt sich hier um eine stark ausgeprägte, angeborene weibliche Entwicklungart, die an sich zur frühzeitigen Vergeistigung treibt (s. o.), lange ehe die erste Beglückung erlebt wird. Sie neigt an sich zur persönlichen, dauernden Verankerung in Minne, ist also, wie wir wohl sagen könnten, durch Anlage zur Dauereinehe „begabt". Aber durch den Einfluß der Umgebung schließen so veranlagte Menschen frühzeitig Gemeinschaften von kurzer Dauer, die unmöglich eine geistige, persönliche Verschmelzung gewähren. Da sie in ihnen die körperliche Beglückung erlebten, so ändert sich gemäß dem Gesetz der bestimmenden Wirkung der Ersterlebnisse (s. o.) ihre Verankerung. Sie wird flach und flüchtig ähnlich der der angeborenen Polygamie. Diese Menschen begnügen sich mehr und mehr mit geringen Begeisterungformen und verlieren dadurch die Fähigkeit des dauernden und des ausschließlichen Empfindens für eine Person, sie verlieren die Möglichkeit, ihre Minnebegeisterung auf einen Menschen zu sammeln. Sie zünden im Gegenteil wieder und wieder vergängliche Strohfeuerchen in sich an. „Das Leben hat sie von ihrem Jugendideal bekehrt." Als ursprünglich monogame Formen unterscheiden sie sich von den eben geschilderten dadurch, daß sie ganz außerstande wären, gleichzeitig starke Begeisterungen für verschiedene Menschen zu empfinden. Ganz im Gegenteil bewirkt die Begeisterung für ein Geschöpf eine Abkühlung gegenüber dem bisher erwählten Wesen. Ja wir sehen, daß das Abklingen der vergangenen Begeisterung der Neuwahl fast immer eine beträchtliche Zeit vorangeht. Es ist also hier eine Polygamie in der Aufeinanderfolge, aber ein durchaus monogames Empfinden in der Gleichzeitigkeit. Aus dieser Gesetzmäßigkeit folgt nun ein ganz eigenartiges charakterliches Verhalten der betreffenden Menschen. Da es ihre neue Begeisterung schädigen, ja unmöglich machen würde, wenn die Anhänglichkeit zu dem bisher erwählten Wesen noch bestünde, so arbeitet ihre Vernunft, vor allem das Gedächtnis ganz im Sinne ihres Paarungwillens. Alles genossene Glück wird in der Erinnerung entstellt, und nur die Schattenseiten der bisherigen Gemeinschaft werden in Steigerung und Verzerrung festgehalten und immer wieder hervorgehoben. Die liebenswerten Eigenschaften, alle Vorzüge des bisher erwählten Menschen werden tunlichst vergessen, die Fehler bis ins Ungeheuerliche gesteigert gesehen. Die trügerische Verherrlichung des Erwählten, die für die Minnebegeisterung so kennzeichnend ist, ist also hier

in ihr Gegenteil verwandelt. Bei diesem umgekehrten Minnetrug prägt sich ein Zerrbild des bisherigen Gatten dem Gedächtnis ein. Der „Untreue" fühlt sich berechtigt, sich zu den in der Wahl Enttäuschten zu rechnen, und empfängt durch diese Fälschung, die ihm als solche natürlich nicht bewußt wird, die für eine monogame Veranlagung notwendige moralische Selbstrechtfertigung, die Entlastung und den Schutz vor jedem etwa auftauchen wollenden Selbstvorwurf. Hiermit gewinnt er die für ihn notwendige Seelenverfassung, um eine neue Minnebegeisterung erleben zu können. So hat die angeborene monogame Verankerung, die seiner Veranlagung entspräche, eine recht schädigende Wirkung auf sein charakterliches Verhalten; denn er läßt bei einem derartigen Wechsel oft die Forderungen der Dankbarkeit für das genossene Glück um seiner Wünsche willen unbeachtet. Erst recht läßt er das Zartgefühl vermissen, welches das tiefe Weh des verlassenen Menschen lindern könnte. Nirgends wohl beobachtet man so häßliche Herzlosigkeiten dem ins Unglück gestoßenen Menschen gegenüber wie in solchen Fällen. Ausgeübt werden sie dank der Verzerrung des bisher erwählten Menschen selbstverständlich mit bestem Gewissen.

Es ist leicht zu verstehen, wie viel mehr Unglück diese anerzogene Polygamie unter den Menschen anrichtet als die natürliche. Sie ist ungeheuer häufig und führt in sehr vielen Ehen zu den unseligsten Zuständen, die wir ganz besonders hervorheben müssen, weil sie mit all ihrem Unglück so vermeidbar wären. Denn diese Polygamie ist ja nicht eine natürliche Entwicklungstufe, sondern die Folge polygamer Jugendgewohnheiten. Es ist leicht zu begreifen, daß diese Unglückbereiter in großer Überzahl dem männlichen Geschlechte angehören wegen der herrschenden Irrlehre, daß Enthaltsamkeit vor der Ehe dem Manne schädlich sei. Es ist aber auch leicht begreiflich, daß sie dank der Sitten der Ahnen in der vorchristlichen Zeit kaum zu finden waren. Aber da beim weiblichen Geschlecht die Entwicklungart häufiger ist, die zur Monogamie geeignet macht, ist bei diesem Geschlechte, dann, wenn wir polygame Lebensgewohnheiten finden, die anerzogene Polygamie häufiger als die angeborene. Durch „Untreue" des anerzogen polygamen Mannes unglücklich gemacht, sucht eine solche Frau durch neues Glück das erlittene Unglück zu überwinden. Sie wählt nun ihrerseits auch Vielehe und wird auch Unglückbereiter, meist ohne selbst Glück zu erleben. Ähnlich ergeht es jenen Frauen, die ungeweckt aber dauernd erregt, dumpf ahnen, die Beglückung zu entbehren, nun unstet, also polygam werden. Da in der Dauerform der Ehe um der Kinder willen sehr häufig die Gemeinschaft äußerlich aufrechterhalten wird, obgleich bei dem einen

Gatten die Minne vollkommen abgeklungen ist und jene umgekehrte Verherrlichung des bisher erwählten Wesens eingesetzt hat, so läßt sich ahnen, bis zu welchem Grade die Verbitterung und das Unglück des anderen Ehegatten sich steigern müssen. Hiergegen ist der Zustand höher entwickelter Menschen in der Ehe mit einem angeboren Polygamen geradezu als Glück zu bezeichnen. Er empfängt nach wie vor zum mindesten die Begeisterung seines Gatten, der auch weit davon entfernt ist, charakterlich zu verzerren und herabsetzen zu wollen, sondern stets anerkennend und stets dankbar für das genossene Glück bleibt. Noch viel unglücklicher werden natürlich die Verhältnisse, wenn der anerzogen-Polygame der chronischen Überreizung verfallen ist, deren unnatürlichen Gewohnheiten sich der Ehepartner mit großen inneren Überwindungen allmählich anpaßt, und bei dem die schon oft erwähnte Gesetzmäßigkeit des ständigen Wechsels der Reize noch hinzutritt und jegliche Möglichkeit fehlt, auch nur für eine bestimmte Dauer ein gewisses Glück zu bereiten.

Der erworben-Polygame, auch wenn er nicht zu der Krankheit und zum Unglück des chronisch Überreizten herabsteigt, wird das Unnatürliche seiner Lebensweise daran erkennen können, wie selten er sein ganzes Leben hindurch von seinem Erleben befriedigt und beglückt ist. Im Gegenteil wird er, sofern er nicht gerade im Anfang einer frischen Begeisterung ist, häufig unzufrieden und enttäuscht, ja ernüchtert über sein Erleben sein und sich hierdurch von dem angeboren-Polygamen sehr deutlich unterscheiden.

Eine letzte Gruppe der Polygamie, die als ein Übergang zur Monogamie aufgefaßt werden kann, möchte ich die „Polygamie aus Wahlenttäuschung" nennen. Sie ist wohl zu unterscheiden von der erworbenen Polygamie. Während wir bei dieser das Abklingen der Begeisterung deshalb erleben, weil die Verankerung dank der Lebensweise eine zu flache und flüchtige geworden ist, ist bei der Polygamie aus Wahlenttäuschung das Abklingen der Begeisterung einem tatsächlich vorhandenen Irrtum in der Wahl zuzuschreiben, der ja leider dank des Truges: der Verherrlichung des Erwählten, den die Minnebegeisterung treibt, so wahrscheinlich ist. Die für die erworbene Polygamie geschilderte Selbstrechtfertigung durch Verzerren, Herabsetzen, alle die dem Menschen ganz unbewußt bleibenden Erinnerungsfälschungen, ist bei dieser Form wahrlich nicht notwendig, sondern hier handelt es sich darum, daß die Menschen in ihrer Begeisterung den Erwählten vollkommen verkannt haben, und ein glückliches Zusammenleben, ein Aufrechterhalten der Minne in dem Enttäuschten tatsächlich eine Unmöglichkeit ist. Bei dieser Übergangform zur Monogamie handelt es sich selbstverständlich immer um bestimmte

Grade der Vergeistigung, denn der nicht vergeistigte Paarungwille ist ja mit so wenig Vorbedingungen zufrieden, daß er selten, meist nur durch das Altern des Erwählten enttäuscht werden kann. Da die Minnebegeisterung das kritische Denken, die aufmerksame Beobachtung so sehr erschwert, so ist natürlich Gelegenheit zu derartigen Enttäuschungen im Übermaß gegeben. Sehr gefährlich, weil für Enttäuschung so sehr günstig, ist das Bestehen eines Minneideals. Auf körperlichem Gebiete ist das Rasseideal bei allen Reinrassigen selbstverständlich vom Erbgut der Rasse bestimmt. Dies kann nicht so sehr Enttäuschung ausgesetzt sein, weil es ja deutlich wahrnehmbar ist, wie weit der Erwählte es erfüllt. Ganz anders aber ist es mit dem seelischen Minneideal bestellt. Es kann bewußt vom Anderen vorgetäuscht werden und kann ihm irrig von der Begeisterung angedichtet werden. Dies scheint so harmlos und gehört doch zu den gefährlichsten Einstellungen für das Lebensglück des Menschen! Eine bestimmte Gruppe von Eigenschaften, die oft in der vollen Vereinigung bei einer Person eine Unmöglichkeit sind, werden als Idealgestalt ersonnen. Ein derartiges weibliches Ideal soll z. B. nicht nur den Geist einer hochbegabten Persönlichkeit mit der Sanftmut und dem Gemüt eines Gretchens vereinen, was sehr wohl noch möglich wäre, sondern auch die Kühnheit, heldischen Sinn und das stolze Selbstbewußtsein einer Tusnelda und die Abhängigkeit des Kätchens von Heilbronn zeigen.

Mit diesem oder einem bescheideneren Minneideal tritt der Mensch in das Leben und sucht die Verwirklichung. Wenn er nun eine oder die andere der geforderten Eigenschaften bei einem Wesen findet, welches seinen Paarungwillen zu wecken geeignet ist, so ergänzen die Wünsche dieses Willens mit meisterhafter Sicherheit alle übrigen geforderten Eigenschaften des Ideals. Sie werden dem geminnten Wesen angedichtet, und in diesem Zustand ist jede Beobachtung und Kritik an dem tatsächlich Bestehenden abgestellt. Etwas erstaunt aber gar sehr geschmeichelt hört der Verherrlichte seine vielen Vorzüge gefeiert, die wohl, wie er meint, seiner allzu großen Bescheidenheit ganz entgangen sind. Hin und wieder beschleicht ihn freilich eine Beklemmung, wenn er daran denkt, daß er ja eigentlich alle diese Eigenschaften in Zukunft nun erweisen muß. Weist er dann diese Verherrlichungen scheu zurück, so weckt seine „Bescheidenheit" nur noch erhöhte Begeisterung. Wenn es sich dann später im Zusammenleben herausstellt, daß nur einige dieser Eigenschaften bei dem Erwählten vorhanden sind, so folgt die große Enttäuschung und hierauf das Erlöschen der Begeisterung, welche in diesen Fällen nie der Gleichgültigkeit, sondern dem Haß und der Empörung zu weichen pflegt.

Derartige Enttäuschungen treten um so leichter ein, je jünger die Menschen sind, und je stärker ihre Gefühlsspannung ist (s. Des Menschen Seele, Abschnitt „Gefühl"). Im späteren Leben pflegen bei Annäherungen lange Zeiten des kritischen Kennenlernens voranzugehen und dadurch wird eine begründete Wahl wahrscheinlicher, eine Enttäuschung seltener. Am meisten fehlt sie den Menschen, die es unterlassen haben, sich ein Ideal aufzustellen. Sie verlangen natürlich Übereinstimmungen, besonders im Gemütsleben und im Charakter, aber sie lassen jeden Menschen auf sich wirken, wie er tatsächlich ist. Auf diese Weise erleben sie viel häufiger die einzige vor Enttäuschung gesicherte Art der Annäherung. Sie sehen den Menschen, wie er ist, mit allen seinen Schwächen, ohne sich dadurch in ihrer Begeisterung beirren zu lassen. Sie helfen ihm und können dies in der Minnegemeinschaft in ausgiebigstem Maße, zur Weiterentwicklung, zur Ablegung der Schwächen, aber sie verlangen nicht, daß er etwas vollkommen anderes sei, nämlich irgendeine Idealgestalt. Den Irrtümern in der Wahl sind die Schaffenden, unter ihnen vor allem die Künstler als Menschen von großer Gefühlsspannung in ganz besonderem Grade ausgesetzt. Der Schaffende ist in sein schöpferisches Erleben vertieft und dem übrigen Leben gegenüber „zerstreut", d. h. seine Aufmerksamkeit widmet sich seiner Umgebung nur zeitweise. So ist er zur kritischen Beobachtung seiner Mitmenschen, sofern diese Gegenstand seines Schaffens sind, sicherlich erhöht befähigt, im übrigen aber fast unfähig. Die Wahl der schöpferischen Menschen ist daher sehr oft ein Trauerspiel zu nennen. Oft sind die seelischen Riesen unter den Menschen seelischen Zwergen oder Krüppeln gepaart. Ihr Leben ist oft eine Kette der traurigsten Irrtümer, besonders wenn sie die gesetzliche Monogamie eingehen.

Was uns berechtigt, diese Polygamie aus Enttäuschungen als Übergang zur Monogamie aufzufassen, beruht nicht nur auf der Unfähigkeit der gleichzeitigen Begeisterung für Verschiedene, wie wir sie auch bei der erworbenen Polygamie fanden, sondern auf einer tatsächlich noch höheren Stufe der Verankerung als bei jenen. Wir sehen nämlich diese Menschen immer um so dauerhafter in ihrer Verankerung, je geringer, um so rascher im Abflauen, je größer die Enttäuschung ist. Ferner zeigen sie gewöhnlich im ausgeprägten Maße den Glauben an die Dauerhaftigkeit und die Ausschließlichkeit ihrer Minne und den Wunsch zur „ewigen Treue". Sie vertreten meist ganz ausgeprägt das Ideal höchster Minne: die Wahlverschmelzung mit einem Menschen für das ganze Leben und sind tief unglücklich, das ersehnte Ideal nicht haben erleben zu können. Sie treten somit in noch schärferen Gegensatz zu den angeborenen polygamen Formen, bei denen die Ausschließlichkeit nicht nur als nebensächlich, sondern oft als unangenehm empfunden wird. Wegen der geringen inneren Begründung der gegenseitigen Minne bei derartigen irrtümlichen Wahlen pflegt die Beteuerung der „ewigen Dauer" so besonders notwendig zu sein. Sie wird ja nicht etwa wie bei der sinnvollen Wahl als selbstverständlich, naturnotwendig empfunden. Gerade wenn bei der näheren Gemeinschaft das dumpfe Gefühl der Artfremdheit, des seelisch-nicht-Verwandten auftaucht, pflegen die „Schwüre der Treue" am lebhaftesten zu werden und gehen oft dem Tod der Minne dicht voran. Die Dauer der Verankerung ist hier also lebhafter Wunsch und wäre auch (im Gegensatz zur erworbenen Polygamie) möglich, aber sie kann nicht Tatsache sein, wie bei jenen Formen der Monogamie, die auf tatsächlich reichem seelischen Zusammenhang beruhen.

Diese Übergangsformen zur Monogamie zeigen meist noch ein zweites Merkmal, welches die höheren Formen der Monogamie alle kennzeichnet. Es ist dies die Vorstellung von der hohen Bedeutung einer dauernden, wertvollen Minne für die innere Entwicklung und für die Schaffenskraft des Menschen. Diese Erkenntnis sehen wir mit großem Nachdruck in der Zeit der Romantiker, aber in einer krampfhaften Weise betont und auch verwirklicht. Gerade bei ihnen sehen wir die Aufstellung des Ideals als wichtigste Begünstigung der Enttäuschung. Der Romantiker sah in seiner Minnebegeisterung ein vollständig anders geartetes Geschöpf, als die Erwählte tatsächlich war. Da er deshalb, wenn er zu einer Ehegemeinschaft mit diesem gewählten Wesen überging, sehr bald enttäuscht werden konnte, machte er den Trugschluß, daß die Ehegemeinschaft selbst die Ursache dieses Unglücks, „das Grab der Liebe" sei. So wurde er zum eifrigsten Bekämpfer der dauernden Monogamie in der gesetzlichen Form der Ehe. Auch eine große Zahl der Menschen, die heute die Ehe als Grab der Minne bekämpfen, gehören zu jener Gruppe der Romantiker. Es ist kein Zufall, daß alle die älteren und neuen Romantiker mit so besonderem Eifer die von dem Gesetz geforderte Dauereinehe anfeinden. Denn gerade sie kommen in weit erstere Schwierigkeiten durch dieselbe, als die höchste Form der Minne, aber auch als viele niederen Entwicklungsstufen, besonders als die angeborenen Polygamien. Es fehlt ihnen die leichte und stets zuverlässige Anregbarkeit dieser letzteren, für die es eine Enttäuschung gar nicht gibt. Aber es fehlt ihnen auch die Dauerhaftigkeit der Minneverankerung für das ganze Leben. Diese ist bei ihnen nicht etwa eine Naturnotwendigkeit, sie liegt nicht begründet in dem Grade der persönlichen Verschmelzung der Minnenden, obwohl sie oft in dem Wahne leben, persönlich zu minnen. Gerade

weil die Minnebegeisterung bei dem näheren Kennenlernen der Charaktereigenschaften in der Ehegemeinschaft abklingt, und infolgedessen auch einer der Ehegatten frei werden kann für eine neue Begeisterung, empfinden sie unter diesen Bedingungen den Zwang des Zusammenhaltens in der Ehe mit Recht als unmoralisch. Eine große Gruppe unter ihnen löst diese Schwierigkeit durch Vermeidung einer Eheschließung überhaupt. Aber diese Menschen setzen sich dabei so zahllosen anderen Schwierigkeiten, einer so häßlichen Beurteilung nach christlichen „Moral"lehren ihrer oft doch recht hochstehenden Minne, einer steten Verwechslung mit den tiefsten Formen der Polygamie aus, daß ein Glück auf diesem Wege nicht zustande kommen kann. Ihre Abneigung gegen die Ehe, ihr Wunsch zur „Freiheit" und Freiwilligkeit der Gemeinschaft, wird fast immer mißverstanden. Das alles wird meistens auf die ganz gleiche Stufe gestellt wie die Abneigung dem Eheschluß gegenüber seitens mancher polygamer Menschen, nämlich als Wunsch zur Zügellosigkeit ausgelegt. Selbstverständlich sind sie bei dieser Lebensweise gezwungen, auf das Glück der Elternschaft zu verzichten, denn ihnen fehlt die Oberflächlichkeit und Skrupellosigkeit, ihre Kinder den Kämpfen mit der Verächtlichmachung einfach auszusetzen. Wenn sie aber unter dem Eindruck all dieser Mißhelligkeiten sich anfänglich oder nach gewisser Zeit doch entschließen, den vom Staate geforderten Ehevertrag einzugehen, so versuchen sie gewöhnlich, sich den gesetzlichen Zwang etwas weniger fühlbar zu machen. Sie versichern sich beim Eingang der Ehe gegenseitig, ihre gesetzlichen Rechte nicht anzuwenden, sondern voneinander zu gehen, wenn die Minne bei ihnen, ja auch wenn sie bei einem von ihnen erloschen ist. Trotz dieser persönlichen Zusicherung erleben sie meist sehr bald bei der lebenslänglichen Vereinigung in der Ehe eine Beeinträchtigung ihrer gegenseitigen Minne und ihres Glückes. Mögen sie immerhin ihre Gemeinschaft als eine freie ansehen, der Staat, die Bekannten und Verwandten, überhaupt die ganze Umgebung, erachtet ihr dauerndes Zusammenhalten als Pflicht. Außerdem machen sich Charakterverschiedenheiten, Gegensätze in der Veranlagung usw. sehr oft als Mißklang erst fühlbar, wenn der Alltag gemeinsam durchlebt sein soll, denn es bedarf wahrlich einer tiefer begründeten inneren Übereinstimmung hierfür als für die Gemeinsamkeit jubelnder Feierstunden. Die festliche Feierlichkeit der gegenseitigen Begeisterung unter dem zermahlenden, zermürbenden Alltagskram nicht untergehen zu lassen, dazu ist ein hoher Grad der Vergeistigung der Menschen unerläßlich, und diese Stufe ist hier oft noch nicht erreicht. Diesen Menschen erscheint natürlich jene tiefstehende Lösung beim Abklingen der Gefühle vollständig unmöglich, die bei allen

niederen Entwicklungstufen, welche die Einehe eingehen, so häufig gewählt wird! Die geheime oder die eingestandene Untreue in der Ehe liegt ihnen vollkommen fern. Mit den obersten Entwicklungstufen der persönlich verankerten Minne haben sie die Anschauung gemein, daß ein Zusammenleben ohne Ausschließlichkeit der Minnebegeisterung für die Gatten unmoralisch ist. Wenn nun die Pflichten der Elternschaft hinzugetreten sind, so läßt sich der früher vereinbarte Schritt des Auseinandergehens nach dem Abklingen der Minne oft kaum durchführen. Wenn die Elternliebe bei beiden Teilen stark ist, so ist ihnen die Trennung von den Kindern oft noch unmöglicher als das Zusammenleben in der Ehe trotz des Abklingens der Minne. Eine Erleichterung der Scheidungmöglichkeit, wie sie z. B. Ellen Key für alle diese Menschen so warm erbittet, ist jedenfalls in vielen Fällen zu befürworten und würde die Schwierigkeit der Ehe, die gerade dieser Entwicklungstufe im höchsten Maße erwachsen, herabsetzen, ohne wenigstens bei ihnen die Gefahr zu zeitigen, daß die Ehen noch unvorsichtiger, noch leichtfertiger und noch gedankenloser geschlossen würden.

Doch steht auch diesen Menschen wie auch allen übrigen ein moralischer Weg weit offen, den so wenige beschreiten. Wenn wirklich eine Ehe bei erloschener Minne des einen oder beider Gatten um der Kinder willen aufrecht erhalten wird, so wird dies seine Unmoral und alle Unerträglichkeiten verlieren, das Unglück des einen etwa noch minnenden Gatten aber kaum mehren, wenn die Paarung wegen erloschener Minne trotz äußerlich bestehender Ehe aufhört. Ein Gleiches gilt freilich auch, wenn charakterliche Enttäuschungen das Erleben der Beglückung zur Unmoral werden lassen, selbst wenn der Paarungwille nicht dem Gatten gegenüber erloschen ist.

Dieser Polygamie aus Wahlenttäuschung, die das Ideal dauernder Einehe in Wahlverschmelzung in der Seele hochhält, aber in Wirklichkeit wegen ungeeigneter Wahl sie nicht aufrechterhalten kann, ist eine andere Übergangsform zur Monogamie nahe verwandt, die ganz im Gegenteil Einehe für das ganze Leben nicht wünscht. Es handelt sich hier meist um ausgeprägte, auch begabte Persönlichkeiten, die der Anschauung leben, gerade ihre Begabung werde beengt durch die Verankerung der Minne auf einen Menschen, ihr Schaffen werde dagegen „angeregt", wenn die Einehen, die sie führen, abklingen, um einer anderen Platz zu machen, sobald der seelische Austausch mit dem Ehepartner sozusagen abgeschlossen sei. Diese Anschauung kann nun in vielen Fällen nichts anderes sein als eine schöntönende Einhüllung polygamer Wünsche. Das zeigt sich denn auch dem Beobachter leicht, denn mit dem

„seelischen Austausch" ist es gar schlimm bestellt. Es gibt aber Fälle, in denen solche Anschauung sich mit den Tatsachen deckt. Dann aber steht der Charakter solcher Menschen in schwerer Gefahr der Verrohung, wenn sich nicht Gleiches zu Gleichem gepaart hat, sondern wenn sie trotz solcher Einstellung sich von monogam Veranlagten Glück und seelische Ergänzung schenken lassen und sie dann in leblangem Unglück zurücklassen. Da aber Charakter und Schaffenskraft innig zusammenhängen (s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens"), zerstören sie damit auch den Wert des Schaffens. Ihre Werke künden Abstieg. Das ist die Antwort des Schicksals auf die selbstische Wahl, die sich an einen monogam minnenden Menschen trotz solcher Einstellung wagt!

Ehe wir die polygamen Formen verlassen, wollen wir noch das Erbgut der einzelligen Urwesen in seinem Erwachen in solchem Minneleben der Menschen erkennen. Die unvergeistigte, angeborene Polygamie zeigt natürlich solches Erbe nicht, sie zeigt den engumschriebenen Paarungwillen der unterbewußten Tiere. Die erworbene, unvergeistigte Polygamie hat durch ihre Lebensgewohnheit dies Erbgut verschüttet. Völlig erstickt ist es natürlich erst recht dann, wenn diese Formen an chronischer Überreizung erkrankt sind.

Aber jene angeborene Polygamie, die schon eine Teilvergeistigung zeigt, können wir ohne Zwang als das erwachte Erbgut des Einzellers erachten, das nun im Menschen, auf das Seelische bezogen, auftaucht. Jenem „Zytotropismus" der Einzeller, der sie aus der Einsamkeit sich einander nähern heißt, und sie dann eine Weile des Lebens aneinander lagern läßt, ohne daß ein Austausch der Erbeigenart statthätte, ist die für eine Zeitlang erwachende Minnebegeisterung für eine Eigenschaft eines Menschen ohne seelischen Austauschwillen verwandt. Gehen diese Polygamen wieder auseinander, so ist ihre Seele keineswegs bereichert oder ergänzt durch die Wesenszüge des anderen, ebensowenig wie jene Einzeller es sind und, wenn sie sich wieder trennen, in die Einsamkeit zurückkehren, ohne Erbsubstanz der Keime ausgetauscht zu haben.

Die letztgenannte Gruppe der Polygamen, die ganz bewußt den seelischen Austausch in der zeitlich begrenzten Einehe ersehnt, ja als Stärkung der Schaffenskraft wertet, ist der auftauchende Verschmelzungwille der einzelligen Urwesen, bei dem sie einander in der körperlichen Verschmelzung befruchten, die Erbeigenart durch den Austausch der Kernsubstanz in der „Konjugation" (s. o.) ergänzen, um sich dann wieder als Einzelwesen zu trennen. Der Einzeller kennt freilich nicht die unheilstiftende Verschmelzung ungleichen Willens, wie dies beim Menschen vorkommt. Ein Einzeller, der Zytotropismus erlebt, paart sich nicht dem

Konjugation-Wollenden, und dieser nicht einem in Dauerverschmelzung Kopulation-Wollenden! Er kennt aber auch nur ein gleichwertiges Geben und Empfangen bei diesem Austausch. Der Einzeller gerät endlich niemals wie der Mensch hierbei in Zwiespalt mit einer ernsten Aufgabe seines Lebens, wie die Menschen, die an das Schicksal ihrer Kinder zu denken haben!

Stufen der Monogamie.

Wenn auch die Monogamie die höchste Stufe der Entwicklung einer immer weitergehenden Vergeistigung ist, so finden wir, ganz ähnlich, wie es bei den polygamen Formen beirrte höhere Stufen gibt, auch Monogamien auf niederer Entwicklungstufe und ohne Vergeistigung. Sehen wir doch gelegentlich schon in der höheren Tierwelt neben den Polygamien Dauerformen der Monogamie, so z. B. bei Vögeln. Ob ein Einzelfall einer höheren oder tieferen Entwicklungstufe angehört, läßt sich also nicht oberflächlich darnach entscheiden, ob er polygam oder monogam ist. Allerdings läßt sich stets mit Sicherheit behaupten, daß die höchste Form der persönlichen vergeistigten Wahlverschmelzung unbedingt monogam sein muß. Die Monogamie als höchste Entwicklungstufe mit ihrer in der körperlichen und seelischen Eigenart begründeten Minnebegeisterung führt zu einer derartig wechselseitigen und vielfachen Entfaltung und Verknüpfung der Seelen, daß ein einheitliches Gebilde höherer Ordnung das Ergebnis einer solchen Vereinigung ist. Die beiden Minnenden haben sich in so vollendeter Vielseitigkeit gegenseitig entfaltet und bereichert, sind miteinander seelisch so verwoben, daß eine Lösung ihnen als Unmöglichkeit erscheint und eine Verschmelzung mit einem anderen Menschen Unmöglichkeit ist. Eine solche Ehe setzt Einklang des Rasseerbgutes und vor allem verwandte Art der Selbstwandlung und Selbstschöpfung voraus. Hierauf kann in dieser Betrachtung nicht eingegangen werden. Wir müssen uns auf einige Hinweise der Bedeutung persönlicher Veranlagung für solche Wahlverschmelzung beschränken. Hier ist eine innerlich begründete, lebenslängliche Dauer des monogamen Zusammenhaltens gegeben.

Selbstverständlich ist eine solche innige Verknüpfung nicht notwendig an eine Ähnlichkeit der einzelnen persönlichen Veranlagung gebunden. Bei einem Spiel der Farben gibt es ein schönes Zusammenstimmen, wenn gewisse gegensätzliche Farben („Kontrastfarben") zur Geltung kommen, aber es gibt auch eine Harmonie durch leichte Abtönung einer Farbe, „Ton in Tonwirkung". Während aber diese letztere niemals häß-

lich werden kann, gibt es für das Auge schrille Mißtöne gegensätzlicher Farben. Ebenso kann die Minnebegeisterung der Menschen bei allen Stufen, besonders auch bei der höchsten, auf Ähnlichkeit beruhen, und niemals wird es eine Ähnlichkeit geben, die ein unbedingtes Hemmnis für Begeisterung bildet. Auch gegensätzliche Veranlagungen können für die Minnewahl geeignet sein. Ja, wir sehen sogar die Anziehung der Gegensätze in vielen Fällen recht stark. Dies ist zweifellos eine sinnreiche Einrichtung, um die Eigenart der Nachkommen auf einer Mittellinie zu halten, um durch diesen Ausgleich der Vererbung bei der Nachkommenschaft allzu starke Entfaltungen gewisser Eigenschaften zu verhüten. Auf dem seelischen Gebiete ist diese Einwirkung ganz besonders wichtig. Wir sehen durch sie das innerseelische Gleichgewicht im Nachkommen gesichert. Aber ganz wie bei der Farbenzusammenstellung ist noch lange nicht jeder Gegensatz geeignet, in der Gemeinschaft zusammenzustimmen, sondern es gibt gewisse seelische Eigenschaften, die notwendig zu schrillem Mißton führen. Die seelische Anziehung der Geschlechter beruht meist, wie die körperliche, auf dem allgemeinen Geschlechtsunterschiede. Die nähere Kenntnis der seelischen Unterschiede der Geschlechter, welche allerdings erheblich von den herrschenden Irrlehren über sie abweichen,* zeigt uns, daß das männliche und weibliche Geschlecht in allen unterschiedlichen Veranlagungen und Begabungen sich auf das glücklichste ergänzen. Bei der höchsten Stufe der Minne sehen wir nun neben dieser Ergänzung der Geschlechter im allgemeinen einige durch die persönliche Eigenart bedingte unterschiedliche Veranlagungen günstigen Nährboden für die dauerhafte Begeisterung werden. So sehen wir, wie der Mensch von hoher Gefühlsspannung sich zu dem von geringerer Spannung hingezogen fühlt. Der „Schwarzseher", „Pessimist" ergänzt sich glücklich bei dem Hoffnungfreudigen, dem „Optimisten", der grübelnde Denker bei dem schöpferischen „intuitiven" Denker. Der Tatkräftige ergänzt sich bei dem Leidkräftigen usw.

Diese vielseitige Ergänzungmöglichkeit darf uns aber nur ja nicht die wichtige Tatsache vergessen lassen, daß manche „Kontrastfarben" zum Mißklang der Gemeinschaft führen! Die Gegensätze dürfen sich vor allen Dingen nur auf die Eigenart des Gefühls, auf die Art der verstandlichen Begabung, auf gewisse Eigenschaften des Willens, beziehen. Aber auch für diese Eigenarten müssen gewisse Grenzen der Verschiedenheit innegehalten werden, wenn sie nicht ein unerträgliches Hemmnis der Begeisterung werden sollen. So wird z. B. ein starker Gegensatz in dem Grade der verstandlichen Begabung schwerlich zur höchsten Verwebung führen können, denn ein gewisser Grad von Dummheit entbehrt der Möglichkeit, nicht nur auf die Gedankengänge, sondern überhaupt auf das Seelenleben eines verstandlich hochbegabten Menschen einzugehen. Ein allzu großer Unterschied in der Auffassungkraft, eine allzu bedenkliche Verschiedenheit in der kritischen Begabung, sind ein Hemmnis. Noch viel mehr schaden erhebliche Verschiedenheiten in der Entwicklung der Einbildungkraft („Fantasie"). Ein Fantasiereicher kann durch einen gänzlich fantasielosen Menschen niemals eine vollglückliche seelische Ergänzung finden.

* Siehe Das Weib und seine Bestimmung. 5. Aufl. 14—16 000. Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

Während diese genannten Gegensätze also ein großes Hemmnis zur vollen Entwicklung der Wahlverschmelzung bilden können, gibt es solche, die eine Unmöglichkeit der Vereinigung in sich bergen. Sie berühren meist jene Gebiete, die hier nicht behandelt werden, nämlich das Rasseerbgut, das der Rasse eigne Gotterleben (s. „Des Menschen Seele" Abschnitt „Unterbewußtsein") und unterschiedliche Arten des Seelenwandels und der Selbstschöpfung (s. „Selbstschöpfung"). Das Erleben der Genialität, auch Gotterleben genannt, muß ähnlich sein, wenn eine seelische Gemeinschaft bestehen soll. So muß denkbar größter Einklang herrschen bezüglich der Weltanschauung, vor allem der sittlichen Wertungen. Gewiß, es können in der Anfangszeit der gegenseitigen Beeinflussung verschiedene Auffassungen bestehen in moralischen Beurteilungen, die hauptsächlich die Folge einer ganz verschiedenartigen Erziehung sind. Wenn aber z. B. die Unterscheidung der „vornehmen und niedrigen" Handlungweisen dauernd eine verschiedene ist, so wird hierdurch die seelische Gemeinschaft zerstört. Der denkbar größte Einklang muß ferner im (vom Rasseerbgut ja weitgehend bestimmten) Gemütsleben herrschen. Wenn schon ein zartbesaitetes Gemüt unter einem roh veranlagten viel leiden muß, so ist ein Minneglück zwischen einem „gemütsflachen" und einem „gemütstiefen", zwischen einem „gemütskalten" und einem „gemütswarmen" Menschen eine vollkommene Unmöglichkeit. Die seelische Antwort auf alle Erlebnisse wird hierdurch eine so verschiedene, daß die schmerzlichsten Verwundungen und stets erneutes Mißverstehen nicht zu vermeiden sind. Endlich muß auch bei den höchsten Formen, ganz wie bei den tiefen, der größte Einklang in dem Erleben und den Gesetzen des Paarungwillens im engeren Sinne herrschen, denn

* Siehe „Triumph des Unsterblichkeitwillens", 2. Teil, Sang 8, „Runen der Minne".

Minne bedeutet ja nicht eine Aufgabe dieses Willens und seiner Art der Beglückung. Ja, wir können behaupten, daß Verschiedenheiten auf diesem Gebiete bei den höchsten vergeistigten Formen schwieriger zu überwinden sind als bei der weit flacheren unvergeistigten Paarung.

Wer nun angesichts dieses recht weiten Gebietes der Unmöglichkeit einer Vereinigung seelischer Gegensätze an der Verwirklichung einer dauernden, glücklichen Wahlverschmelzung verzweifeln möchte, der möge bedenken, wie unabhängig die höchsten vergeistigten Formen von so vielen Bedingungen sind, die für die glückliche Möglichkeit niederer Entwicklungsformen so große Wichtigkeit haben. Die körperlichen Eigenschaften, die Schönheit des geliebten Wesens werden niemals bedeutungslos sein, weil Minne zum Glück mit dem Schönheitwillen auf das innigste verwoben ist, aber sie verliert ihre ausschlaggebende Wichtigkeit. Seelische Eigenschaften können in so hohem Maße beglücken, daß darüber körperliche Mängel überhaupt nicht mehr empfunden werden. Wegen der seelischen Eigenart aller Menschen, die zur höchsten Form der Minne fähig sind, verlieren aber auch viele Lebensumstände an Wichtigkeit, die bei den niederen Formen für die Möglichkeit eines dauerhaften Glückes ausschlaggebend sind. Der geniale Mensch kennzeichnet sich als solcher unter anderem nicht etwa durch irgendwelche Denkleistungen, auch nicht durch irgendein Talent, sondern durch die innere Unabhängigkeit seiner Glücksempfindungen von dem Äußerlichen. „Lebensstellung", wirtschaftliche Lebenslage, Gesinnung der Verwandten, Rücksichten auf Vorurteile liegen zwar nicht alle im gleichen Maße hinter diesen Menschen „im wesenlosen Scheine", aber sie verlieren so unendlich viel an Macht über ihr Glück, wie dies den übrigen Entwicklungstufen des Paarungwillens stets unbegreiflich bleiben wird.

Auch läßt die gestaltende Macht der Minne für das dauernde Glück viel in der Einehe erhoffen. Von den erwähnten Voraussetzungen für das Glück der Wahlverschmelzung für das ganze Leben lassen sich manche erreichen, die ursprünglich nicht vollkommen waren. Die Minne, die mit dem ganzen Seelenleben verwoben ist, ist der kühnste Zauberer, mächtiger, als ihn je menschliche Fantasie ersinnen konnte. Was Erzieherkünste in jahrelanger Arbeit den Menschen nicht lehren und nicht in ihm entfalten konnten, das erweckt sie in kürzester Zeit und bringt es zu kaum geahnter Blüte. So kann sich durch die gegenseitige Beeinflussung allmählich eine immer festere Grundlage für das gemeinsame Leben gewinnen lassen. Aber gerade an dieser ihrer vertiefenden und bereichernden Wirkung erkennen wir auch die hohe Minne. Jede Falschmünzerei hält dieser Probe nicht stand. Wenn Menschen glauben, einander vergeistigt und persönlich zu minnen, sich dabei aber gar nicht innerlich verwandeln, nicht bereichern, entwickeln, vervollkommnen, so mögen sie von ihrem Wahn ruhig ablassen, mögen sie auch noch so starke Begeisterung für einander empfinden! Da sogar ein starker, fördernder Einfluß bei Formen der Minne festzustellen ist, die gar nicht etwa dieser höchsten Stufe angehören, ist sicherlich in den Fällen, in denen eine derartige gegenseitige Beeinflussung fehlt, eine hohe Minne auszuschließen.

Gerade wegen dieses großen Einflusses sind auch alle jene Unterschiede zwischen zwei Menschen, die der erzieherischen Einwirkung der Eltern oder der beruflichen Umgebung entspringen, kein Hindernis für die höchste Form der Wahlverschmelzung. Im Gegenteil sehen wir gerade bei unterschiedlich Erzogenen eine gegenseitig sehr glückliche ergänzende Beeinflussung, und es weitet sich der Gesichtskreis dieser Menschen. Sie zeigen Verständnis weit über ihre Berufsumgebung hinaus. Die Minnenden überwinden in sich die schädlich einengenden Wirkungen der Erziehung und geben sich das Gute, das ihrer eigenen Entwicklung zu danken war. Da der Erwachsene, besonders aber wenn er eine stark ausgeprägte Persönlichkeit besitzt, nicht so spielend leicht von dem Gewohnten abzubringen ist, sind bei diesen erzieherischen Anfangseinflüssen die Verstimmungen und Mißverständnisse selbst dann nicht auszuschließen, wenn die Anlage eine sehr innige Verschmelzung gestattet. Es ist ja nicht jeder Mensch ein vortrefflicher Seelenkenner („Psychologe"), und es wird sich auch bei hochstehenden Menschen nie vermeiden lassen, daß die Form des gegenseitigen Einflusses nicht ganz der Berechtigung des Inhaltes der Lehre entspricht. So sehen wir gerade bei der höchsten Form der Minne in den Anfangsjahren der Gemeinschaft Schwierigkeiten, ja gelegentlich Verstimmungen auftauchen, die nicht mit der Stärke der Minnebegeisterung und mit dem hohen Grade des Verständnisses in Einklang zu stehen scheinen. Bei ihnen können wir fast immer einen Aufstieg bezüglich des Einklangs im Zusammensein beobachten, während bei niederen Formen vergänglicher Paarung gerade das Umgekehrte der Fall ist. Hier werden alle Verschiedenheiten, das Auseinanderklaffen der Wertungen und der täglichen Lebenswünsche dank der augenblicklichen Begeisterung im Anfang auf das nachsichtigste verziehen. Wenn diese aber allmählich abklingt, so wächst gleichzeitig damit die Unduldsamkeit gegenüber den Schwächen, Fehlern und der Andersart des Anderen. Für die meisten Formen der Zwangseinehen und für die niederen Formen der nicht vergeistigten freigewählten Einehen ist der gleiche Weg der übliche. Von glückseligen friedlichen „Flitterwochen" geht es abwärts zu immer weiter sich verschärfenden und sich

häufenden Mißstimmungen. In vielen Fällen ist allerdings bei oberflächlicher Betrachtung ein Aufstieg zur größeren Eintracht wie bei den höchsten Formen vorhanden. Das Aneinanderprallen der Gegensätze, die heftigen „Szenen" in der Ehe werden ebenfalls seltener, aber nur weil die Ehegatten erlebt haben, daß eine Aussprache nicht nur nicht zum höheren Verständnis führt, sondern im Gegenteil das gegenseitige Verstehen, besonders aber die gegenseitige Duldsamkeit, herabsetzt. So wird auf Aussprachen verzichtet auf den Gebieten, auf denen man auf Widerspruch und Mißverständnis zu stoßen gewohnt ist. Es kommt ein gewisser Verständigungsfriede zustande, bei dem alle die strittigen Gebiete peinlichst vermieden werden und bei oberflächlicher Betrachtung auch eine Art Einklang und Friede in der Ehe vorzufinden ist. In Wirklichkeit aber leben die beiden Menschen schlecht und recht nebeneinander her, ohne geistige Beziehungen zueinander zu haben. Der Friede ist der Friedhof der ursprünglich erhofften geistigen Wahlverschmelzung.

Wenn wir uns des Minnetrugs der Verherrlichung erinnern, der eine Enttäuschung in der Ehewahl bei allen denen begünstigt, welche ein hohes Minneerleben ersehnen, wenn wir uns erinnern, daß sowohl die Vertreter der erworbenen Polygamie, als die nur teilweise Vergeistigten, als endlich auch die Enttäuschten ursprünglich oft die höchste Dauereinehe zu erleben wähnen, so wird von vorneherein die Zahl derer sehr groß erscheinen, die zwar mit den Hoffnungen auf Verwirklichung der höchsten Minne in das Leben traten, denen aber diese nicht vergönnt war. Nun ist es eine sehr allgemeine Untugend der Menschen, die durch die Erziehung gewöhnlich noch gesteigert wird, daß sie den übrigen Menschen nicht leicht etwas Herrliches gönnen möchten, das ihnen selbst versagt blieb. Der Neid frißt in unheimlicher Weise an dem Seelenwert der meisten Menschen, und so werden denn diese in ihrem Ideal Enttäuschten fast alle die eifrigsten Bekämpfer des Ideales selbst. Sie behaupten, daß dieses nur in den Köpfen einiger Fantasten und in der schönen Literatur bestehen könnte, im wirklichen Leben aber gänzlich unangebracht und vollständig unmöglich sei. Gewöhnlich führen ihre enttäuschenden Erlebnisse dazu, daß sie die Schuld der Unmöglichkeit dieses Ideals den Eigenschaften des anderen Geschlechtes zuschreiben. Es gibt nur wenige Menschen, die an den hohen Zielen der dauernden Wahlverschmelzung in der Einehe, die getragen ist von den seelischen Verwebungen und Bereicherungen und der körperlichen Beglückung der Gatten, festhalten, obwohl es ihnen nie im Leben vergönnt war, die Ergänzung zu finden. Und doch kann es keinem aufmerksamen Beobachter entgehen, daß so glückliche Menschen um uns leben, die allerdings wenig geeignet sind, die

Tatsache von der Möglichkeit der höchsten Form der Minne nun zu verbreiten. Sie pflegen, und dies ist auch wieder eine sehr verbreitete Eigenart der Menschen, ihr eigenes reiches und tiefes Erleben auf die Umwelt als selbstverständlich zu übertragen, glauben ihr hohes Glück viel häufiger verwirklicht und ahnen nicht, wie groß die Kluft ist zwischen dem, was sie Ehe nennen, und dem, was man im allgemeinen darunter versteht. So bleiben sie verschwiegen und für die oberflächliche Beobachtung der Menschen unauffällig.

Aber nicht alle in ihrem hohen Ideal Enttäuschten werden zu Bekämpfern desselben. Es gibt eine Gruppe, und sie ist in dieser Zeit besonders zu Wort gekommen, welche den Glauben an das Ideal behält, es aber in einer eigenen Art umwandelt, um es mit ihren Erlebnissen in Einklang zu bringen. Sie predigen das Ideal der „großen", persönlichen Minne, behaupten aber gleichzeitig, daß diese Form gar nicht etwa eine lebenslängliche Dauerform naturnotwendig sein müßte, daß sie es vielleicht gelegentlich einmal sein könnte, im übrigen aber die höchste Form der vergeistigten persönlichen Zuneigung mehrmals im Leben nacheinander empfunden werden kann. Es sind dies Vertreter jener letzten Gruppe der angeführten Polygamen (s. o.), die sich nur insofern von diesen unterscheiden, als sie eine ihrer wechselnden Zeiteinehen unter allen übrigen zur, wie sie sagen, „großen Liebe" ernennen, die übrigen an zweite Stelle setzen, also im gewissen Sinne ein monogames Ideal aufrecht erhalten. Ellen Key ist eine der bekanntesten und einflußreichsten Vertreterinnen dieser Auffassung. Da sie die persönliche Verankerung der Minnebegeisterung ganz besonders wünscht und fordert, hat sie selbstverständlich die Erkenntnis, daß bei ihr die Seele des Menschen vollständig in Anspruch genommen wird. Um sich nun die Möglichkeit einer einmaligen oder mehrfachen Wiederholung dieser Vorgänge im Laufe des Lebens vorzustellen, denkt sie an die Wandelbarkeit des Menschen innerhalb seines Lebens infolge seines Selbstwandels. Sie sagt, gerade der hochstehende Mensch entwickelte sich innerhalb seines Lebens zu so verschiedenen Höhestufen, daß es sehr wohl vorstellbar und auch sehr oft verwirklicht ist, daß ein Mensch zu einem anderen in einer Lebenszeit sich auf das glücklichste ergänzt, aber bei einer anderen nicht mehr zu diesem paßt, weil er in der Entwicklung nicht weiter mitging, der andere also über ihn hinausgewachsen ist. Da der Mensch nun, je höher seine geistige Entwicklung schreitet, um so ausgiebiger derartigen Wandlungen unterworfen ist, so wäre die logische Schlußfolgerung die, daß ein Mensch in der Wahl um so häufiger wechseln wird, je höher seine

Veredlung ist, je mehr er sich der Selbstschöpfung der Vollkommenheit nähert.

Wir würden also dann einer Polygamie als oberster Ausdrucksform der Minne bei den höchst entwickelten Menschen begegnen.

Es ist so einleuchtend zu hören, und wird auch tatsächlich so häufig erlebt, daß eine Jugendbegeisterung in den reiferen Jahren nicht weiter erlebt werden kann, weil der Mensch sich über sie hinaus entwickelt hat und nun andere Ansprüche an die persönliche seelische Ergänzung stellt, und doch ist diese ganze Theorie vollständig unhaltbar! Gewiß gibt es eine Reihe von Jugendwahlen, bei denen der eine später über den anderen hinauswächst. Bei näherer Betrachtung sehen wir aber dann, daß die „Ähnlichkeiten", auf die sich die vermeintliche seelische Verwebung gründete, schon von Anbeginn an gar nicht ausreichten, die Wahl also von Anbeginn an eine falsche war. Das Auseinanderklaffen wurde nur durch die seelische Entfaltung des einen Gatten später weit auffallender. Nach den obengenannten Gesetzen der möglichen Gegensätze und der notwendigen Ähnlichkeiten läßt sich leicht nachweisen, wie wenig durch die Selbstwandlungen bei der Weiterentwicklung eines Menschen eine Ergänzung unmöglich werden kann. Die tatsächlich vorhandene Begabung im Denken kann durch die Erziehung bis zu einem gewissen Grade entwickelt oder verkümmert, aber nicht geändert werden. Ein starker Gegensatz in dieser Beziehung, welcher eine persönliche Verschmelzung unmöglich machen könnte, müßte stets angeboren sein. Auch das Gemütsleben des Menschen ist Erbanlage und nur wenig der Erziehung unterworfen. Die Übereinstimmung der angeborenen Charaktereigenschaften kann ebenfalls nicht durch Entwicklungwandlungen verloren gehen. Von den geforderten Übereinstimmungen sind also lediglich das Gotterkennen und das sittliche Ideal wandelbar; denn erst ein klares Gotterkennen klärt die moralischen Forderungen. Es kann z. B. eine Ehe zwischen zwei Materialisten glücklich sein; durch das Erwachen des einen Gatten zur Gotterkenntnis kann eine unüberbrückbare Kluft geschaffen werden. In diesem seltenen Falle hat Ellen Key recht. Nun erinnern wir uns aber, daß gerade durch die Macht der Minne der Gatte den Gatten zum gleichen Erkennen und Erleben wecken, aber auch, daß in seltenen Fällen die Trennung moralische Notwendigkeit werden kann (s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens", „Runen der Minne"). Im übrigen ist das gleichartige Gotterkennen und deshalb auch die ähnliche Moralwertung durch die Zugehörigkeit zur gleichen Rasse erleichtert. Somit sind alle Übereinstimmungen, die zu einer Wahlverschmelzung notwendig sind, angeborene Eigenschaften, die nur geringen Wandlungen unterworfen werden. Die

erzieherischen Einflüsse aber werden von der Minne nicht nur bei gleicher Stufe seelischen Selbstwandels überwunden, sondern auch, wenn die beiden Menschen auf ungleicher Stufe sind. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der Mensch in den verschiedensten Stufen seiner persönlichen Entfaltung jedesmal ein völlig anderer sei, so wie das Bild eines Kaleidoskops eine vollständig andere Art der Zusammensetzung zeigt. Es ist mit obengenannter Ausnahme ausgeschlossen, daß zwei Menschen, die sich in der Jugend wirklich wegen ihres Gemütslebens, Verstandeslebens und ihrer Charaktereigenschaften ergänzten, mit 30 Jahren oder später nicht mehr zueinander „passen" sollten, weil der eine sich „über den anderen hinaus entwickelt hat". Wenn wir das Leben jener Menschen, die da angeben, mehrfach persönliche Ergänzung in der Minne erlebt zu haben, genauer durchforschen, so verdient auch bestenfalls nur eine dieser Neigungen wirklich die Bezeichnung einer seelischen Wahlverschmelzung. Die anderen Erlebnisse gehören gewöhnlich zur Gruppe der Jugendenttäuschungen oder der nur teilweisen Vergeistigungen des Paarungwillens.

Es ist von hoher Wichtigkeit, daß die von Ellen Key und anderen in so schöner bestechlicher Wortgestaltung gegebene Lehre nicht allzu viel Boden gewinnt, denn gerade sie nimmt den meisten Menschen das einzige Unterscheidungmerkmal, welches ihnen bei ihrer oberflächlichen Beobachtungweise zu Gebote steht, um zwischen einer Minne und einem nur teilweise vergeistigten Paarungwillen zu unterscheiden. Gerade die Unmöglichkeit des Aufhörens derartiger Neigungen, die Unmöglichkeit der Trennung und des Wiederaufbaues mit einem anderen Menschen ist das charakteristischste und augenfälligste Merkmal der höchsten Erfüllung der Minne. Durch die neue Lehre werden nun viele Menschen zu der Vorstellung gelockt, daß ihr Erleben der „großen", persönlichen Minne zuzurechnen sei, und dies ist durchaus nicht gleichgültig. Es baut sich dann das Leben eines derartig getäuschten Menschen auf gänzlich falschen Voraussetzungen auf. Es muß daher nachdrücklichst betont werden, daß die höchste Stufe des vergeistigten Paarungwillens eine seltene Einzelerscheinung ist. Wenn wir schon in der Allgemeinheit dafür begeistern wollen, so haben wir die Pflicht, den Menschen einige Merkmale zu geben, woran sie erkennen, ob sie zu ihr befähigt sind. Wer die höchste Stufe der Minne erleben will, muß vor allen Dingen selbst einen entsprechenden Grad der Vergeistigung besitzen. Die Gemütswerte, die Charakterwerte müssen ihm bei weitem das Wichtigste bei der Bewertung des erwählten Menschen sein, die Freude an seiner Schönheit darf erst an zweiter Stelle stehen. Alles Äußerliche, alles Wirtschaftliche muß für ihn von der geringsten Bedeu-

tung sein. Nicht seine Worte, sondern alle seine Taten müssen hierfür zeugen! Die Entfaltung seines Charakters und Gemütes muß ihm noch viel wesentlicher sein als die Entwicklung irgendeiner Begabung, ja sie muß ihm wichtiger sein als die Leistung. Wo aber finden wir solche Menschen? Es ist so verführerisch für das junge Herz, von der Herrlichkeit der großen Minne zu träumen! Wie manches Menschlein trägt begeistert und hoffnungvoll die wohlklingenden Worte aus einem Vortrag oder aus einem Buche im Kopfe! Es möchte das alles selbst erleben und vergißt dabei, daß es recht wenig Persönlichkeit und Vergeistigung besitzt, daß es eine mit Haut und Haar im Äußerlichen steckende Massenerscheinung ist. Bei seiner Suche nach der persönlich verankerten Minne trifft es gar bald ein zweites Massentierchen, von dem gleichen Ideal beseelt. Die „Minne" braucht recht wenig Zeit, um in den beiden so wenig ausgeprägten Menschen aufzublühen. Eine Gemeinschaft wird geschlossen, ohne jede Rücksicht auf äußere Verhältnisse, vor allem auf Wohlstand, ganz, wie sich das für die höchste Form der Minne ziemt. Das Unglück bleibt nicht lange aus, denn die Verankerung sitzt oft nicht viel tiefer als bei einer anspruchslosen Polygamie. Zwei Menschlein sind gescheitert, weil sie sich in einer höheren Entwicklungstufe wähnten, die sie gar nicht besitzen! Wie unzählig viele glauben, zu minnen, und sind so weit davon entfernt! Die gegenseitige Begeisterung ist fast ausschließlich in dem Äußerlichen, in dem Körperlichen bedingt, also ein völlig unvergeistigter Paarungwille. Da man aber nicht ununterbrochen Zärtlichkeiten austauscht, so gibt es Stunden des Zusammenseins, bei denen dieser schlummert. Wenn nun für diese Zeiten auf irgendeinem geistigen Gebiete eine gemeinsame Anteilnahme besteht, so glaubt man, daß man geistig verwoben sei, hohe Minne erlebe. Man spielt zusammen Beethoven oder liest Zarathustra, man politisiert vielleicht mit großer Übereinstimmung der Anschauungen und glaubt deshalb, daß man die vollkommenste seelische Gemeinschaft genieße. Ja, manche Menschen halten sich für seelisch verschmolzen, weil sie mit gleicher Freude eine besondere Kunstleistung auf den Skiern üben oder mit gleichem Geschick photographische Platten verderben! Der Irrtum über die seelische Ergänzung in der Minne geht noch weiter. Der „Einklang zweier Seelen" beruht manchmal bei näherer Betrachtung nur auf der Gemeinsamkeit gleicher Charakterfehler. So erlebt der Geizkragen die Knausereien seiner Gattin erfreut als Seelenverwandtschaft und daher seine Ehe als seelische Verschmelzung. Da ist es denn nicht zu verwundern, wie häufig derartig Verbundene sich wieder voneinander abwenden, und wie sehr leicht sie eine neue Bereicherung, eine „Neuanregung ihrer seelischen Kräfte" in

einer neuen Begeisterung finden können. Mit der von mir als seelisch bedingte Wahlverschmelzung bezeichneten höchsten Stufe der Minne haben sie alle gar nichts zu tun, wenn auch die Übergangsformen hier, wie überall, unauffällig und fließend sind.

Man könnte sich die höchste Stufe nun so selten vorstellen, daß ein Mensch nur die Möglichkeit in sich trüge, mit einem ganz bestimmten anderen Menschen glücklich werden zu können. Diese Vorstellung flackert immer wieder in den Dichtungen und den Fantasien der Menschen auf. Sie halten sich durch das Schicksal für einen einzigen Menschen vorherbestimmt. Diese eindeutige Bestimmung scheint uns für die höchsten Stufen immer wahrscheinlicher zu werden, und trotzdem besteht sie nicht. Es wäre der Arterhaltung durchaus feindlich, eine derartige Entwicklungrichtung einzuschlagen. Bei der geringen Wahrscheinlichkeit, daß der Mensch unter den vielen Mitlebenden die eine ihn ergänzende Seele fände, würde es zur Regel, daß die höchst Entwickelten überhaupt nicht mehr zur Fortpflanzung kämen. Eine derartig eindeutige Ergänzungmöglichkeit können wir schon deshalb nicht annehmen, weil eine so reiche Fülle von Seeleneigenschaften ebenso durch den Gegensatz wie durch die Ähnlichkeit glücklich ergänzt werden können (s. o.).

Die Unfähigkeit, die Minne auf einen anderen Menschen zu werfen, besteht nicht vor der Wahl, sondern sie tritt erst ein, wenn die Minnewahl schon erfolgt ist. Wieder einmal ist dieses Gesetz ein erwachtes Erbgut der Einzeller, das im Menschen, auf das Seelische bezogen, erwacht. Die Keimzellen der Menschen zeigen es noch körperlich ganz ebenso wie die Einzeller. Die Eizelle stellt nämlich dem Eindringen der männlichen Fortpflanzungzellen kein Hindernis entgegen. Sobald aber die erste Samenzelle in das Innere der Eizelle vorgedrungen ist, umgibt sie sich mit einer für alle später ankommenden Samenzellen undurchdringlichen Schicht. Auf diese Weise macht die Natur die vollkommene Ausschließlichkeit der dauernden Verschmelzung der beiden einander ergänzenden Fortpflanzungzellen möglich. Dieser Vorgang wiederholt sich nun seelisch bei der höchsten Form der Minne. Ehe die Minne selber erwacht ist, wäre die Möglichkeit zur Verschmelzung mit manchem Menschen gegeben. Von dem Augenblick an, in dem sie eingetreten ist, ist aber für das ganze Leben diese Möglichkeit genommen. Nichts wäre aber falscher, als aus der Tatsache, daß eine Ehe bis zum Tode fortgeführt wird, darauf zu schließen, daß diese daher hohe Minne gewesen sei. Sie kann so tief wie das Erleben unterbewußter Tiere, ja weit tiefer stehen, weil sie etwa Erfüllung chronisch überreizter Wünsche, oder weil sie berechnende Krämerei oder Versorgunganstalt war. Umgekehrt aber beweist die Möglichkeit einer Loslösung vom Gat-

ten, ja einer Neuwahl, daß es sich niemals um diese hohe Minne gehandelt haben kann.

Selbstverständlich wird die höchste Form der Verschmelzung durch nichts an die standesamtliche, gesetzmäßige Ehe gebunden. Doch ist es sehr begreiflich, daß gerade diese Form am wenigsten durch die Gesetze der Einehe gestört werden kann. Sie wünscht die möglichst innige und möglichst dauernde Gemeinschaft, und diese läßt sich außerhalb der gesetzlichen Form der Ehe heute kaum verwirklichen. Auf der anderen Seite besteht gerade bei diesen Menschen der große Wunsch zur Elternschaft, und für die Elternpflichten ist die gesetzliche Einehe die denkbar günstigste Form der Gemeinschaft. Da die Minnenden ohnehin nie voneinander lassen könnten oder wollten, so hat die Verpflichtung zur „Treue" zwar nicht gerade etwas Erhebendes, auch entsprechen die Gesetzesparagraphen der „Pflicht" wahrlich nicht dieser Entwicklungstufe, sie werden aber als nebensächliche Form hingenommen, die bei entwurzelten und entarteten Völkern wohl notwendig sind. Bei all den geringeren Stufen der Vergeistigung, die nicht diese naturnotwendige Lebensdauer haben, ruht natürlich in den gesetzlichen Forderungen der Treue eine große Gefahr für die Ehe; denn überall da, wo die Dauer der Begeisterung nur eine Möglichkeit, ein schöner Wunsch ist, muß der Zwang zur Treue die Dauer unwahrscheinlicher machen, und muß im Verein mit den Forderungen der alltäglichen Gemeinschaft bei der geringen innerlichen Verwandtschaft oft zum Grabe der Begeisterung werden.

Neben dieser höchsten Entwicklungstufe gibt es, wie oben erwähnt, eine Reihe anderer monogamer Formen, die durchaus nicht der Ausdruck einer besonders hohen Entwicklung oder einer besonders reichen Beglükkung sind. Manche Menschen, die gar nicht etwa eine hohe Vergeistigung des Paarungwillens verwirklichen, zeigen äußerlich ein recht ähnliches Festhalten an der einmal zur Einehe auserwählten Persönlichkeit, selbst wenn von einer besonders glücklichen Ergänzung oder von einem inneren Zusammenhang gar nicht die Rede sein kann. Hierher gehört zunächst eine Gruppe von Menschen mit sehr gering entwickeltem Paarungwillen. Sie kennzeichnen sich dadurch, daß sie diesem Erleben keine allzu große Bedeutung beimessen. Sie sind glücklich, wenn sie eine einigermaßen zufriedenstellende Wahl getroffen haben, und es würde ihnen nichts merkwürdiger erscheinen, als sich einer Reihe unglücklicher und kräfteraubender Aufregungen auszusetzen, um noch einmal eine neue Wahl zu treffen. Ihre „Treue" ist im kritischen Licht zum Teil eine gewisse Bequemlichkeit, zum Teil ein Mangel an Begeisterung überhaupt. Diese Eigenschaften zeigen sich meist auch schon sehr deutlich in der Art ihrer

Wahl, bei der alle wirtschaftlichen Annehmlichkeiten, alle einzelnen Vorteile bedächtig erwogen und berücksichtigt sind. Es kann sich ein so weitgehender Zynismus bei diesen Menschen finden, daß sie sich gar nicht scheuen, für ihr monogames Verhalten die gleichen Gründe anzuführen, wie sie etwa eine Hausfrau bei der Furcht vor dem Wechsel der Dienstboten äußert. „Da man gewöhnlich nur die Fehler wechselt, so bleibt man lieber bei den schon bekannten Mängeln." Ihr Verhalten und ihre Anschauungen bilden einen wichtigen Stützpunkt für alle jene Polygamen, die in der Einehe nicht etwa eine hohe Form der Minne sehen, sondern die Lebensgewohnheit des beschränkten Philistertums. Merkwürdig, daß bei dieser Schlußfolgerung so häufig vergessen wird, daß von 100 „Philistern" 90 der Polygamie und höchstens 10 der Monogamie huldigen, so dürfte also das „Philistertum" nicht die Ursache der monogamen Lebensweise sein.

Im Gegensatz zu diesen tiefstehenden Formen der Einehe gibt es recht hochstehende, die bei sehr stark ausgeprägtem Einklang des Gemüterlebens zu finden sind. Die Stärke des Erlebens der Minnebegeisterung bewirkt hier eine Dauerhaftigkeit für Jahre, ja für das ganze Leben, obwohl eine persönliche Verschmelzung nicht statthat. Ganz ähnlich wie bei den Romantikern (s. o.) herrscht bei diesen Menschen eine Idealvorstellung von dem anderen Geschlechte, die aber aus wenig geforderten Rasseeigenschaften zusammengestellt ist, daß sie in reiner Rasse leicht ihre Verwirklichung findet. Es ist das die Form der Minne, die in der schönen Literatur besonders der vorchristlichen Zeiten, als unser Volk noch rasserein und rassebewußt war, eine so große Rolle spielte (z. B. in den Gudrun-Kriemhilde-Sagen u. a.). Für die körperlichen Eigenschaften des geliebten Wesens wird sich in hohem Grade begeistert, aber außerdem sind gewisse seelische Rasseeigenschaften, die man als Ideal des anderen Geschlechtes betrachtet, der Gegenstand der Verehrung. Die Vertreter dieser Formen der Einehe sind oft selbst klar und wenig widerspruchsvoll, sind „Typen" ihrer Rasse und in wenig großen Strichen angelegte Menschen. Ganz im Gegensatz zu dem Romantiker, der zwar selbst nicht persönlich minnt, aber persönlich geminnt sein, jeden Zug seiner Seele berücksichtigt wissen will, und der für das Leben und seine Forderungen denkbar ungeeignet ist, zeigen diese Menschen eine große Anspruchslosigkeit an das Schicksal. So können sie ihre allgemein-gestellten Forderungen an die erwählten Vertreter des Rasseideals in einem reinrassigen Volke leicht erfüllt sehen. Ihr artverwandtes Gotterleben und Gemüt gibt auch ohne persönliche Verschmelzung dem Erleben Tiefe und Weihe und vor allem Dauer.

Eine Reihe monogamer Dauerformen unterscheiden sich von den bisher genannten, weil sie durch Einwirkung bestimmter Charaktereigenschaften ermöglicht oder doch unterstützt werden. Der Paarungwille eines gesunden Menschen wird, wie wir das bei bestimmten krankhaften Abirrungen sehen, in seinen Gesetzen sicherlich nicht durch den Charakter bestimmt, aber die Wahl der polygamen oder monogamen Lebensweise kann durch Charakterwünsche in weitgehendem Maße bestimmt sein. Die „konservative" und die „revolutionäre" Veranlagung eines Menschen kann entweder im Widerspruch oder im Einklang stehen mit den Wünschen des Paarungwillens, und so wird sie entweder diese unterstützen oder sie zu gewissen Rücksichtnahmen nötigen. Ein konservativer Mensch, der mit allen Lebensgewohnheiten auf das innigste verwächst, der kein Möbelstück seiner gewohnten Umgebung missen möchte, der sich unglücklich fühlt, wenn die Bilder an den Wänden seiner Zimmer ausgetauscht werden, wird nicht zur polygamen Lebensweise geneigt sein, selbst wenn sein Paarungwille polygam ist. Er ist also charakterlich zur Monogamie veranlagt. Ein revolutionärer Mensch aber, der bei allem seinem Tun die Hauptfreude in dem Wechsel der Ereignisse, in dem Wechsel seiner Umgebung sieht, der eine Anhänglichkeit an das Althergebrachte, Altgewohnte überhaupt nicht kennt, ist zur Polygamie veranlagt, selbst wenn sein etwa vergeistigter Paarungwille hiermit in Widerspruch steht. Je nach der Stärke der widerstreitenden Kräfte richtet sich hier wie überall das Ergebnis, und die „Diagonale des Kräfte-Parallelogrammes" ist sehr oft eine nur einige Jahre währende Einehe.

Einen etwas geringeren Einfluß auf den Paarungwillen, aber einen oft noch größeren auf die äußere Gestaltung des Lebens haben andere Charaktereigenschaften, welche sittliche Forderungen, moralische Vorstellungen des Menschen berücksichtigen. Auch sie veranlassen eine sehr große Gruppe von Dauereinehen. Die Notwendigkeit derselben um der Kinder willen wird anerkannt, die religiösen Forderungen des Zusammenausharrens in der Einehe, ja die Paarung trotz des Erlöschens der Minne werden gebilligt, und so entsteht die so überreiche Zahl erzwungener Einehen. Im Vergleich zu solcher Paarung ohne Minne ist das Auseinanderlaufen nach einigen Jahren ohne Rücksicht auf die Kinder noch „moralisch" zu nennen. In all der herrschenden moralischen Wirrnis sieht nur eine kleine Gruppe der hier genannten Formen den für Elternpflicht einzig offenstehenden moralischen Weg der Kameradschaft ohne Minnegemeinschaft nach erloschenem Paarungwillen (s. u.).

Die tiefststehendste und traurigste, zugleich auch die unnatürlichste und häufigste Form der Einehe aber ist die Kaufehe, die nur um des Geldes

oder um des Geldwertes willen eingegangen wird. Es braucht wahrlich nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie sehr die Häufigkeit dieser Einehe in den christlichen „Kulturvölkern" der Kultur Hohn spricht. Die Christen pflegen nur die polygamen Formen der Kaufgemeinschaft zu verachten und mit dem Namen „Prostitution" zu belegen. Hierzu besteht eigentlich nicht der geringste Anlaß. Denn ob ein Mensch seine Persönlichkeit für gewisse wirtschaftliche oder andere Vorteile vorübergehend oder für das ganze Leben verkauft, das kann doch nur darüber entscheiden, ob wir es mit einer polygamen oder monogamen Form der Prostitution zu tun haben. Die moralischen Werturteile der sogenannten „Kulturvölker" lassen aber an Widersinn nirgends zu wünschen übrig, und so wundert es uns auch weiter nicht, daß sie es fertig bringen, die polygame Prostitution recht wacker zu verachten, während die monogame Prostitution sich allgemeinen Ansehens erfreut, während doch durch die Kaufehe sogar noch die Kinder mit geschändet sind, die aus solcher Krämerpaarung hervorgehen. (Man vergleiche damit die Morallehre nordischer Völker, wie ich sie an Hand indischer Schriften in dem Buche „Erlösung von Jesu Christo" gezeigt habe.)

Es ist selbstverständlich, daß es für die moralische Wertung der Kaufehen gar keine Rolle spielt, ob die Menschen die Ehrlichkeit des Bauern haben, die über die Tatsache des Handels in keiner Weise hinwegtäuschen will, oder ob sie die „zivilisierte" Heuchelei annehmen, zwar Geld, sonstigen Besitz und Stellung und äußerliche Vorteile bei der Wahl ausschlaggebend sein lassen, aber alles vermeiden, um diese Tatsache äußerlich einzugestehen. Wenn die Mehrzahl des männlichen Geschlechtes vor der Ehe sich bei der käuflichen oder halbkäuflichen Polygamie die seelische Genügsamkeit anerzogen hat, so wird sie natürlich für die käufliche Einehe vortrefflich vorbereitet. Etwas erstaunlicher ist es schon, daß die Macht des moralischen Tiefstandes der Umgebung ausreicht, um ein in der Jugend zurückhaltendes Mädchen, welches zur Vergeistigung zur Minne veranlagt ist, für die käufliche Einehe überhaupt zu gewinnen. Dies ist auch nur möglich wegen der vollständigen Verständnislosigkeit des ungeweckten Mädchens für die Bedeutung und die Art der Minne überhaupt. Die meisten dieser armen Geschöpfe „wissen wirklich nicht, was sie tun". Daß die Kaufehe nicht geeignet ist, in dem Menschen die Erkenntnis der hohen Bedeutung der Minne zu schaffen, ist selbstverständlich. Bei ihr wird die Geringschätzung vor der Einehe ganz besonders erworben, und eine Gesundung der Kulturvölker ist mindestens ebenso abhängig von der Abschaffung der monogamen wie von der der polygamen Prostitution.

Die Ähnlichkeit dieser so ungeheuer verschiedenen Monogamien ist, wie jeder schon durch die Charakterisierung erkennen wird, eine rein äußerliche. Trotzdem betrachtet die herrschende Moral sie als gleichwertig, wenn sie kirchlichen Segen erhielten und sich keine „Untreue" zu schulden kommen lassen. Es wird aber auch verkannt, wie grundsätzlich sie sich in dem Grade der Verankerung unterscheiden. Man glaubt, daß jeder Mensch monogam lebe, der dem anderen die so oft geforderte äußerliche „Treue" hält, d. h. also mit keinem anderen Menschen in Gemeinschaft tritt. Eine monogame Verankerung ist damit aber noch lange nicht erwiesen. Wir erinnern uns, daß die Vertreter der angeborenen Polygamie die Begeisterung zu der einen erwählten Frau ebenso dauerhaft empfinden, wie die zu irgendeiner anderen. Es kann also auch die Aufrechterhaltung der Begeisterung bei jeder Entwicklungstufe, auch bei der unvergeistigten angeborenen Polygamie vorhanden sein. Die monogame Verankerung unterscheidet sich von der polygamen durch ein ganz anderes, viel tiefer liegendes, vollkommen verkanntes Gesetz. Daß man die Gemeinschaft nicht bei einem anderen Menschen sucht, ist für jene vollständig selbstverständlich, ist aber für sie durchaus nicht ausreichend.

Als wichtige unterschiedliche Gesetzmäßigkeit der Geschlechter erkannten wir bei dem männlichen Geschlecht die Anregbarkeit durch die Eindrücke auf die Sinnesorgane von seiten des anderen Geschlechtes. Beim weiblichen Geschlecht fanden wir im Gegensatz hierzu eine Anregbarkeit durch die Werbung von seiten des männlichen Geschlechtes. Diese Gesetzlichkeit wird bei dem Monogamen und bei ihm allein an einen einzigen Menschen gebunden. Er verliert, wenn er wirklich monogam empfindet, vollständig diese allgemeine Anregbarkeit. Von dem Augenblicke an, wo er gewählt hat, ist für das männliche Geschlecht die Anwesenheit, für das weibliche Geschlecht die Werbung von seiten des anderen Geschlechtes vollständig gleichgültig und unwirksam. Anregbar ist der Monogame nur für einen einzigen gewählten Menschen. Deshalb versichert er uns auch immer wieder, daß alle übrigen Menschen für ihn überhaupt „geschlechtslos" sind. Daß er ihnen nur als Mensch nähertritt wie den Personen des eigenen Geschlechtes. Er kann sich z. B. für die Schönheit oder geistige Eigenart eines anderen Menschen nur vom ganz anderen Standpunkte aus erwärmen. Ganz anders der Polygame (hier sind alle genannten Gruppen der Polygamie, auch die anerzogene gemeint), für den die monogame Verankerung eine Unmöglichkeit bedeutet. Er kann aus irgendwelchen Beweggründen, sei es nun Rücksicht für den Gewählten, seien es moralische oder sonstige Beweggründe, selbstverständlich für das ganze Leben eine Gemeinschaft mit einem anderen Menschen vermeiden

und zwar um so leichter, wenn er einer Form der angeborenen Polygamie angehört (s. o.). Damit ist er aber noch lange nicht „treu" im monogamen Sinne. Er kann fortgesetzte „Treulosigkeiten" begehen, ohne es zu ahnen. Er bleibt eben einfach anregbar für das andere Geschlecht, wenn auch vielleicht zeitweise diese Anregbarkeit durch die Begeisterung für den erwählten Menschen etwas abgestumpft, etwas herabgesetzt sein mag. Hat er nun zufällig einen Menschen mit monogamer Verankerung gewählt, für den von dem Tag der Wahl an jede Anregbarkeit dem anderen Geschlecht gegenüber wegfällt, so führt dies zu ganz eigenartigen Zuständen. Der Monogame hat mit voller Natürlichkeit und Gesetzmäßigkeit überall da die Qualen der Eifersucht zu ertragen, wo er die Anregbarkeit seines Gatten erlebt, wenn er an der Art seines Blickes, seines Verhaltens, seiner Worte erkennt, daß er durch einen anderen Menschen erregt wird. Der betreffende Polygame, sei er nun Mann oder Frau, begreift überhaupt nicht, daß eine Ursache zur Eifersucht vorliegt. Er findet im Gegenteil den Gatten recht undankbar dafür, daß er so „vollkommen treu" ist, daß er die Gemeinschaft mit irgendeinem anderen Menschen dem andern zuliebe meidet! Wieviel Elend und Unglück wäre allein schon erspart, wenn dieser ganz unbeachtete Unterschied zwischen der monogamen und polygamen Verankerung nur etwas mehr erkannt würde. Daß unter den heutigen Verhältnissen so viel mehr Frauen zu diesen fortgesetzten, fast täglichen Qualen der Eifersucht verurteilt sind als Männer, das ist nur zum Teil in den Gesetzen der Minne begründet,* hauptsächlich in dem schon oft erwähnten häufigeren Vorkommnis der männlichen Entwicklungart beim männlichen Geschlecht, vor allem aber in der häufigen chronischen Überreizung der Männer und endlich darin, daß zur Monogamie veranlagte Männer durch ihr Jugendleben die monogame Verankerungmöglichkeit verlieren.

Wenn wir die reiche Fülle der verschiedengradigen Verankerung überschauen, so müssen wir erschrecken über die große Möglichkeit des Unglückes in der Einehe und über die geringe Wahrscheinlichkeit der wirklichen, lebenslänglichen Beglückung jedes einzelnen. Aber auch hier wird es uns ganz ebenso wie bei der Betrachtung der Entwicklunggeschichte bewußt, wieviel größer das Unglück unter den Menschen durch alle die verschiedenen Einflüsse der herrschenden Irrlehren und Entartungen ge-

* Polygam anregbare Ehefrauen werden weniger häufig durch das andere Geschlecht angeregt, weil Werbungen in Gegenwart des Ehemannes von anderen Männern vermieden werden. Polygam anregbare Männer aber sind den Anregungen durch die Anwesenheit anderer Frauen auch in Gegenwart der Ehefrau ausgesetzt.

worden ist. Wenn wir in der Entwicklunggeschichte die Mittel und Wege, welche die Beglückung des weiblichen Geschlechtes sichern können, hauptsächlich gefährdet sahen durch die Irrlehre von der Unreinheit der Sinne, durch die Unterordnung des weiblichen Geschlechtes und die chronische Überreizung des männlichen, so sehen wir auch hier ganz ähnliche Verhältnisse. Gewiß ist die Zahl der nebeneinander bestehenden Entwicklungstufen, der Grade der Verankerung eine große, und die Möglichkeit des Unglückes durch die Vereinigung der verschiedenen Stufen in Einehe an sich schon groß genug, aber wir erkennen doch ganz wichtige Gesetzmäßigkeiten, die das Unglück erheblich herabsetzen könnten. Wir sahen, daß das Glück eines monogamen Menschen in der Ehegemeinschaft mit einem Vertreter der angeborenen Polygamie wenigstens zum kleinen Teil erhalten bleiben kann durch das Fortbestehen der Anhänglichkeit des Polygamen an ihn. Das wirklich unerträgliche Unglück wird erst durch die Einwirkung der Entartung und der Irrlehren geschaffen. Von dem Abdrängen höherer Entwicklungstufen in die niederen durch die polygamen Lebensgewohnheiten war schon vorher die Rede, aber erst jetzt ließ sich genauer erkennen, wieviel größer das Unglück ist, welches die erworbene Polygamie und der Überreizte dem monogam Verankerten bereiten. Daß manche erstreben, das Ideal der höchsten Wahlverschmelzung allen Menschen zu geben und dadurch gar manchen in Entwicklungstufen hineinzuheben versuchen, in die er nicht gehört, erkannten wir ebenfalls als ein Unglück für die Menschen. Der hinabdrängende, äußerlich aber in höhere Formen einzwängende Einfluß der herrschenden Entartung und Irrlehre vermehrt das Unglück, während eine Erfüllung nur bei Innehaltung der tatsächlich erreichten Entwicklungstufe auf die Dauer gesichert ist. So erkennen wir auch den vom Staat geforderten Zwang zur Dauereinehe trotz aller Notwendigkeit für die Elternschaft als eine Quelle des Unglücks (die moralischen Bedenken werden wir noch zu betrachten haben). Aber wir sahen — und das ist das Erfreuliche —, daß für die angeborenen Polygamien und die höchsten Formen der Minne nur geringe Schwierigkeiten aus der Form der Dauereinehe entstehen. Ebenso günstig steht die bei reinen Rassen häufigste, nicht persönlich, sondern mit dem einzelnen als Vertreter der Rasse, als Rasse-Ideal, verankerte Einehe. Nur eine einzige natürliche Entwicklungstufe: die Teilvergeistigung ohne volle Verschmelzung fanden wir in schwerem Zwiespalt mit den Forderungen des Gesetzes. Unzählig vermehrt erkannten wir die Unglücksquellen in der Ehe für die erworbenen Polygamen und Überreizten, also für die Formen der Entartung.

Gerade um die Fülle der unzähligen Schwierigkeiten ahnen zu lassen, blieben bei dieser Betrachtung als Quelle des Unglücks der verschiedenen Stufen Schwierigkeiten unberührt, die aus dem Widerspruch der Elternpflichten und der Minnewünsche entstehen. Sie sind schon so häufig besprochen und meist so in den Vordergrund gestellt worden, daß darüber viel Wichtiges vernachlässigt worden ist. Vor allem aber blieben viele unheilbringende Möglichkeiten, besonders das große Unglück ganzer Geschlechterfolgen aus gleichen Gründen hier unerwähnt, welches in der Gestalt der Geschlechtskrankheiten mit ihrer grausamen Zerstörungarbeit auf den Völkern lastet. Unerwähnt blieb dies nicht etwa, weil die Aufklärungen über die Geschlechtskrankheiten und ihre großen Gefahren in ihrer Bedeutung von uns unterschätzt würden, sondern weil sie ja von der Fachwissenschaft alle gründlich und auch allgemein verständlich beschrieben sind.

Auch bei den verschiedenen Formen der Einehe sehen wir das Erbgut des Einzellers, nunmehr bezogen auf das seelische Erleben, erwachen. Wir sehen Einehen, die wie der Zytotropismus des Einzellers (s. o.) keinerlei Austauschwillen der Eigenart erstreben. Wir sehen andere Formen, z. B. jene höheren Polygamien seelischen Austauschwillen bekunden, auch tatsächlich geben und empfangen, aber nicht zeitlebens verschmelzen, ganz wie jene Konjugation der Einzeller es vorlebt. Wir sehen endlich in der höchsten Form der leblangen Wahlverschmelzung ganz wie bei der Kopulation im Geben und Empfangen seelische Werte ausgetauscht und eine so innige Verwebung der Persönlichkeiten, daß eine unlösliche Einheit entsteht. Endlich zeigt diese höchste Form auch das Erbe der Einzeller, nach erfolgter Wahlverschmelzung unnahbar, unerreichbar und unerregbar für jeden anderen zu werden.

Die Gesetze der Minne als moralische Gesetzgeber.

Unsere bisherige Betrachtung hatte der Erkenntnis der Naturgesetze, denen das Minneerleben des Menschen unterworfen ist, vor allen Dingen gegolten. Da Beglückung durch uralte Naturgesetze mit diesem Erleben verbunden ist, so waren unserer Betrachtung auch die Gesetze derselben von hoher Bedeutung. Wir erkannten einen Weg der Bereicherung und Vertiefung des Erlebens im Menschengeschlecht durch die seelischen Verwebungen und als höchstes Ziel auf seelischen persönlichen Austausch gegründete Wahlverschmelzung in der Einehe für das ganze Leben. Viel Menschentorheit und Entartung sahen wir am Werke, um diese wertvolle Entwicklung zur höchsten Form im einzelnen Menschen zu verhindern, das Herabsinken zu untertierischen Formen zu begünstigen und Unglück in Einehen zu mehren.

All diese Betrachtungen haben moralische Fragen außer acht gelassen. Da aber Minneerleben einen starken Einfluß auf Veredlung oder Verkümmerung der Seele hat, so ziemt es uns auch, die Frage zu stellen, ob unseren Erkenntnissen moralische Richtlinien zu entnehmen sind.

In der Kulturgeschichte der Völker hat es noch niemals eine Zeit gegeben, die eine so große Mannigfaltigkeit moralischer Auffassungen beherbergt hätte wie die Jetztzeit. Morallehren der herrschenden Religionen gelten als „unantastbares Gotteswort" und geben anscheinend den Gläubigen Sicherheit im Handeln. Diese Gebote danken ihre Allgemeingültigkeit nicht ihrem Inhalt, wie dies z. B. das Gebot „Du sollst nicht töten" so klar beweist, sondern eben nur dem Glauben an ihre Unantastbarkeit. Weil sie aber auf Irrtümern aufgebaut sind, gibt es für jeden der Gläubigen Lebenslagen, in denen er unrecht tut, wenn er sie befolgt. Sie lassen sich scheinbar in ihrer Allgemeingültigkeit weder durch die unübersehbare Mannigfaltigkeit menschlicher Eigenart berühren, noch durch die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Lebenslage und die unübersehbar feinen Abschattierungen moralischer Werte durch die Beweggründe der Handlungen. In ihrer gänzlichen Verkennung der Naturgesetze und in Mißachtung derselben treten sie diese oft mit Füßen, ohne zu überschauen, was hierdurch angerichtet wird. Diese Erkenntnis konnte dem Menschen bei dem fortschreitenden Wissen unmöglich entgehen. Je mehr er in die Lage kam, das Werden des Menschengeschlechtes und die

Gesetzmäßigkeiten, denen es unterworfen ist, zu erforschen, um so geringer mußte der tatsächliche Einfluß solcher Moralgesetze werden. Manche Menschen täuschen sich hierüber, indem sie den zehn Geboten der Juden und Christen einen Sinn unterlegen, den sie niemals hatten, ohne dabei aber Ausreichendes zu schaffen (s. Triumph des Unsterblichkeitwillens). Besonders die Erforschungen der Entwicklunggeschichte ließen moralische Wertungen zur Geltung kommen, die dem Wissen Rechnung trugen, aber dennoch fehlerhaft waren.

Klare moralische Richtlinien setzen ein Gotterkennen voraus, das den Sinn des Todesmusses und den Sinn des Menschenlebens erkennt und voll im Einklang steht mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen (s. Triumph des Unsterblichkeitwillens). Es findet in den 7 Werken, welche diesem Buche folgen, eingehende Behandlung. Die dort gegebenen moralischen Wertungen müssen nicht nur den christlichen Lehren entgegentreten, sondern auch jenen der Materialisten unter den Naturwissenschaftlern. Diese übersahen die in der Entwicklunggeschichte verborgenen Erkenntnisse, aber der Irrtum Darwins beeinflußte im letzten Jahrhundert die Moralbegriffe der Menschen in besonders hohem Maße, deshalb hat die fortschreitende Naturerkenntnis, besonders der Einblick in die Entwicklunggeschichte, eine allgemein gültige Moral nicht geschaffen.

Die Moral ist die Anwendung des göttlichen Wunsches zum Guten auf den Einzelfall und setzt die obengenannten Erkenntnisse voraus. Die Naturwissenschaft ist also an sich keine Wissenschaft, aus der man eine Moral aufbauen kann, sondern nur eine solche, deren Ergebnisse man bei dem Aufbau einer brauchbaren Moral nicht unberücksichtigt lassen darf, und dies aus dem einfachen Grunde, weil die Natur ebenso häufig „amoralisch" ist wie „moralisch". Der Kampf aller gegen alle ohne jede Berücksichtigung des höher bewußten Lebewesens mit der alleinigen Berücksichtigung des für diesen Kampf tauglich veranlagten ist keine Lehranstalt für moralische Richtlinien (sonst müßten die Zustände in einer nordamerikanischen Großstadt zum Teil moralische Idealzustände genannt werden). Die obengenannten Erkenntnisse werden aus der Naturwissenschaft nur gewonnen, wenn der Forscher den bewußten Zusammenhang mit dem „Ding an sich", wie Kant sagt, dem Wesen aller Erscheinung des Weltalls, wie wir sagen, lebt. Wenn freilich Menschen so gründlich irren, daß sie sich eine übermenschliche Person in diesem „Göttlichen" vorstellen, so muß auch die Moral Irrtum aufweisen. Wird aber das Naturerkennen mißachtet, so kann solche Moral Völker vernichten. Werden die Naturgesetze mit Moral verwechselt, so kann ganz Unsinniges als „moderne Moral" aufgestellt werden. So kommt es,

daß wir neben der christlichen Moral eine reiche Wirrnis widerspruchsvollster moralischer Vorstellungen vorfinden. Neben diesen neuen, bunt durcheinander flatternden moralischen Lehren erfreut sich die moralische Gleichgültigkeit einer recht weitgehenden Beliebtheit, besonders weil sie am überzeugendsten und müheloseſten aus den naturwissenschaftlichen Ergebnissen abgeleitet werden kann. Das schlimme Sprüchlein: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen," hat neuerdings noch die schwerwiegende Abänderung erfahren, „alles in seiner naturwissenschaftlichen Entwicklung verstehen, heißt es als moralisch berechtigt anerkennen." Dieses Geltenlassen jeder Naturerscheinung unter Verzicht auf jede Wertung ist dann in sehr unheilvoller Weise auf alle Kulturgebiete übertragen worden. So wird z. B. auf dem Gebiete der Kunst sogar die gesunde Ablehnung alles Kranken als „veraltet und zu engherzig" gebrandmarkt. Begreiflicherweise hat sich auf keinem Gebiete diese entsittlichende Arbeit so geltend gemacht wie auf dem Gebiete des Minnelebens. Ist doch dies Erleben mit Beglückung innig verwoben. Da das Lusterleben von den meisten Menschen zeitlebens für den Sinn des Menschenlebens gehalten wird, so haben sie natürlich mit großem Eifer das „schlechte Gewissen" bei ihrer Wunscherfüllung beseitigt, zumal wenn das unter dem gleißenden Mantel des „Fortschrittes der Naturwissenschaft" geschehen konnte. Begünstigt wurde dieser Abweg natürlich durch die aller naturwissenschaftlichen Erkenntnis widersprechenden Irrlehren der christlichen Moral, die wir ja schon erwähnten. Diese Menschen, die jede moralische Stellungnahme, vor allem jede moralische Entrüstung als eine längst überwundene „Philisterbeschränktheit" auffassen, die sich eifrig bemühen, den skrupellosen Kampf aller gegen alle in möglichst unverfälschter Form aus der Entwicklunggeschichte in die Moral zu übernehmen, haben dennoch ihr Gutes. Sie schaffen, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, den Boden, auf dem die inbrünstige Sehnsucht vieler nach einer klaren, der Erkenntnis nicht widersprechenden Moral erwächst.

Da sich diese neue Moral nur auf einer klaren Gotterkenntnis aufbauen läßt, liegt sie außerhalb der Fragen, die in diesem Buche behandelt werden. Sie werden in dem 8. Sange „Runen der Minne" und in dem 8. Kapitel „Moral der Minne" des obengenannten Werkes niedergelegt. Wenn wir uns hier mit Moral befassen, so kann es sich nur um die Schlußfolgerungen handeln, die jede religiöse Überzeugung aus den in dem Buche gewonnenen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ziehen müßte, um sie in Einklang zu bringen mit der Vernunftforderung, die wir das „Sittengesetz" zu nennen gewohnt sind. Dieses vernunftgeborene Sittengesetz, das den Menschen nötigt, seinem Mitmenschen gegenüber

so zu handeln, wie er selbst es von ihnen erwartet, wird von allen religiösen Überzeugungen als die einzig mögliche Grundlage des Gemeinschaftlebens der Menschen anerkannt; im Gegensatz zu fast allen Morallehren sei aber ausdrücklich betont, daß seine Erfüllung noch nicht Moral genannt werden darf, sondern den Menschen nur auf den moralischen Nullpunkt erhebt, seine Vernachlässigung dagegen Schuld, Unrecht ist. Wegen der Allgemeingültigkeit dieser Tatsachen für alle religiösen Überzeugungen können wir in diesem Buche, welches nicht den Standpunkt einer bestimmten Gotterkenntnis behandelt, von ihnen ausgehen. Was wir als allmähliche Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne kennen lernten, darf uns endlich hier nicht in seiner großen Bedeutung für die Selbstschöpfung der Vollkommenheit, sondern nur insoweit beschäftigen, als es eine Tatsache der Entwicklung ist, die Auswirkungen für die Erhaltung des Volkes und des Einzelnen hat.

Das Neuland, auf das wir treten, heißt Ehrfurcht vor den Naturgesetzen der Minne. Dieser Grundsatz auf die Einzelerkenntnisse dieses Buches angewandt, wird in Einklang gebracht mit dem Sittengesetz. Dieser Grundsatz ist auch der Boden, auf dem die Gottschau ihre Moral der Minne dann aufbaut (s. „Moral der Minne" in „Triumph des Unsterblichkeitwillens"), die geeignet ist, den Zwiespalt ihres Lebenszieles mit den Triebwünschen zu überwinden, ohne dabei je der Widernatur und Unnatur anheimzufallen.

Unter den verschiedenartigen Ansätzen zu neuen moralischen Richtlinien, die sich nach dem Stande der Naturerkenntnis richten, sehen wir trotz aller ihrer Verschiedenartigkeit gewöhnlich eine gemeinsame Auffassung. Man entnimmt mit ein klein wenig wohlgemeinter Taschenspielerkunst der Entwicklunggeschichte die Lehre, daß die Natur das „immer Vollkommenere" in den Menschengeschlechtern anstrebe. In Wahrheit können wir nur erkennen, daß die Entwicklung, die wir vom Einzeller bis hinauf zum Menschen verfolgen, aufgehört hat und die Menschen eine Bereicherung ihres Geisteslebens nur deshalb erleben, weil die Erkenntnisse, die seelischen Erlebnisse und die Kunstwerke vergangener Geschlechter erhalten bleiben. Dank der Vorstellung, als sei die Menschengeschichte die Fortsetzung der Entwicklung des Einzellers zum Menschen, werden Forderungen der Kulturvölker in ihrer Bedeutung den Naturgesetzen schlechthin gleichgestellt, und die sittliche Grundforderung wird an alle gerichtet, die „sozialen Forderungen" zu erfüllen, die Umwelt nicht nur nicht zu schädigen, sondern alle „geistigen Energien" im Interesse der Gesamtheit zu betätigen und auf diese Weise an der von der Natur angestrebten Vervollkommnung mitzuarbeiten. Die

sittliche Forderung ist selbstverständlich an sich nicht neu, sie wurde von den meisten Religiongemeinschaften schon längst gestellt, gewöhnlich aber viel vertiefter aufgefaßt. Unter der Vervollkommnung wurde von den Religiongemeinschaften vor allen Dingen auch die seelische Höchstentfaltung der eigenen Person gefordert, um durch diese auch auf die Umwelt in gleichem Sinne zu wirken. Es wurde besonders z. B. von der christlichen Kirche die eigene Vergeistigung in dem Sinne verlangt, daß alle stofflichen („materiellen") Interessen dem Seelischen weit unterzuordnen sind. Es wurde auf die Charakterentwicklung, auf das Gefühlsleben und seine Äußerungen hohes Gewicht gelegt, und viele sittliche Einzelforderungen in dieser Richtung wurden aufgestellt. Im Gegensatz hierzu werden die sittlichen Forderungen der aus der Naturerkenntnis gewonnenen Moral gewöhnlich flacher und nüchterner gefaßt. Die Arbeitleistung zum Besten des Allgemeinwohles, besonders auch die Verwertung aller verstandlichen Anlagen in diesem Sinne stehen im Vordergrunde der Forderungen. An zweiter Stelle wird die Unterlassung jeder Schädigung der Umwelt durch den Verzicht auf die Erfüllung der „sozial-schädlichen Triebwünsche" betont. So wird eine Nützlichkeitmoral aufgebaut, die merkwürdig wenig Gewicht legt auf die Vergeistigung des Menschen, auf die Unabhängigkeit seines Innenlebens und seines Glükkes von den äußerlichen Glücksgütern, als da sind: Geld, Ruhm, Stellung und äußerliche Macht. Ebensowenig wird die Pflege gewisser Charakter- und Gemütswerte wichtig genommen, die zwar nicht so großen Einfluß auf die Gesamtheit haben, die ihren Hauptwert aber durch die Bereicherung und die Vertiefung des Innenlebens eines Menschen zu erkennen geben, die also seinem Gotterleben gelten. Die Unzulänglichkeit und Nüchternheit der meisten dieser neueren moralischen Richtlinien können uns nirgends klarer vor Augen geführt werden als bei ihrer Anwendung auf den Paarungwillen und seine Wünsche. Hier werden aus der Grundforderung, der Allgemeinheit nicht zu schaden, sondern zu nützen, nur einige wenige moralische Vorschriften entnommen, z. B.: Es ist unmoralisch, die Gesundheit des Mitmenschen und der Nachkommenschaft zu schädigen. Würde dieser Grundsatz nun in weitestem Sinne ausgelegt, würde er besonders auch auf die geistige Gesundheit, auf das Gedeihen der Seele ausgedehnt, so ließen sich aus ihm viel wertvolle moralische Richtlinien ableiten. Er wird aber von den meisten dieser neuen Moralisten nur im allernächsten, körperlichen Sinne aufgefaßt und läuft letzten Endes auf die Forderung hinaus, daß kranke Menschen ihre Krankheit nicht durch Paarung auf andere übertragen dürfen. Die Forderung, dem Gemeinwohle durch seine Handlungen möglichst zu

nützen, wird leider auch nur im allerengsten Sinne verwertet und dahin zusammengefaßt, daß jeder gesunde Mensch die Pflicht hat, sich um der Nachkommenschaft willen gesund zu erhalten, und daß er sich an der Erfüllung der Fortpflanzungaufgabe ausreichend zu beteiligen und die Pflichten der Elternschaft ernst zu erfüllen habe. Im übrigen stellt sich diese heute so verbreitete unsagbar dürre und genügsame Moral auf den Standpunkt, daß, falls diese beiden Forderungen erfüllt werden, die Art des Erlebens des Einzelnen vom moralischen Standpunkte aus vollständig gleichgültig und eine „Privatangelegenheit" des Einzelnen sei. Sie sieht die ganze Frage als gelöst an durch die Beseitigung der Geschlechtskrankheiten, durch die Einführung ärztlicher Gesundheitzeugnisse vor der Eheschließung, durch gewisse Verbesserung der Ehegesetze, welche Hemmnisse des Einzelnen vermindern, ohne die Elternpflichten zu vernachlässigen, und endlich durch gewisse Maßnahmen im Sinne der Volksvermehrung.*

Wir wollen gewiß die genannten Forderungen nicht ablehnen, aber sie sind Gebote des Sittengesetzes, deren Erfüllung den Menschen noch nicht über den moralischen Nullpunkt erhebt, wollen auch gern zugeben, daß sie die Gesundung des Minnelebens immerhin besser fördern können als die christlichen Lehren des asketischen Ideals, wie es in völliger Verkennung der Gesetzmäßigkeiten aufgestellt wurde sehr zum Schaden für die Sittlichkeit der Menschen auf diesem Gebiete. Aber auf diesem dürren Nützlichkeitboden können sich niemals hohe seelische Werte, kann sich niemals ein hochentwickeltes Minneleben entfalten. Es ist ein Beweis dafür, wie weit wir heute davon entfernt sind, ein Kulturvolk zu sein, wenn sich unter den „Gebildeten" unseres Volkes Vertreter finden, die den fürchterlichen Tiefstand der Mehrheit wohl kennend, sich trotzdem mit jenen dürftigen Vorschriften begnügen.

Die Unkenntnis darüber, daß die Art der Erfüllung des Paarungwillens bei jedem Menschen einen großen Einfluß auf sein ganzes Seelenleben hat, ist letzten Endes schuld an dieser unbegreiflichen Gleichgültigkeit. Das Zweizimmersystem der Seele ist aber leider nur ein Wahn, den sich die Menschen aus moralischer Bequemlichkeit ersonnen haben. Alle unsere Erlebnisse knüpfen Verbindungen innerhalb unserer ganzen Seele an, verbinden sich mit den nächsten und fernstliegenden, seelischen Erlebnissen und verweilen in der Seele als Erinnerung. Der Mensch hat

* Diese nüchterne „Morallehre" ist immerhin zu der wichtigen Erkenntnis der Bedeutung der Rassereinheit gekommen, lehrt, daß Rassemischung die Menschen in jeder Hinsicht entartet. Doch sie stellt ganz nüchterne Gesetze nach Art der Züchtung reinrassiger Tiere auf unter Außerachtlassung aller seelischen Wertungen.

vor allen anderen Lebewesen als köstliches Geschenk das Ichbewußtsein empfangen, das ihn in den Stand setzt, sein bewußtes Geistesleben zu führen. Aber er möchte nur die angenehmen Seiten dieses Geschenkes beachten. Die Folgen der höheren Wachheit oder Bewußtheit seiner Seele, die ihn in seinen Triebhandlungen hemmen, die leugnet er immer wieder ab. Alle Erlebnisse strahlen zu dem einen Mittelpunkte hin, und von diesem gehen alle seelischen Antworten auf die Umwelt aus. Auch bleibt ja das Erleben nun dauernder Bestand der Seele. Die Erinnerung ist nicht nur das „Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können", sondern auch die „Hölle", aus der uns kein guter Geist befreien kann. Das hat mancher Mensch als bitterste Lebenserfahrung erkennen müssen, der einst mit der Wahnvorstellung ins Leben trat, daß Erlebnisse des unvergeistigten Paarungwillens ohne Wirkung auf seine Seele bleiben könnten, daß er, so oft es wünschenswert, eine Tür hinter ihnen zuschließen könnte, um sie nicht in das Heiligtum seiner Seele einzulassen. Aber ein derartig abschließbares Heiligtum gibt es nicht. Wer also ein Heiligtum in seiner Seele haben will, der muß wissen, daß dies weder Mauern noch Türen gegenüber irgendeinem Erlebnis hat, am wenigsten aber gegenüber einer Erfüllung des arterhaltenden Paarungwillens. Er muß schon dafür sorgen, daß jede Handlung und jeder Gedanke in ihm bestehen kann!

Der Einfluß jeder Handlung auf die Gesamtheit des Seelenlebens ist nach unseren jüngsten (psychologischen) Erkenntnissen noch viel gewaltiger, als wir früher ahnten. Die Menschen können es je nach ihrer Veranlagung mit verschieden großem Erfolg erreichen, Erinnerungen, die ihnen peinlich und beschämend sind, aus der Zahl der bewußten Erinnerungbilder zu verdrängen, sie zu vergessen. Dies kann ihnen so gut gelingen, daß die betreffenden Tatsachen überhaupt nicht mehr erinnert werden können, daß sie vollständig aus der Seele entschwunden sind, wie die Menschen meinen. Wir wissen heute, daß dies ein Irrtum ist. Sie sind nicht der Seele, sondern dem Bewußtsein entschwunden. Wir haben genügend wissenschaftliche Tatsachen in Händen dafür, daß gerade diese aus dem Bewußtsein vollständig verdrängten Erlebnisse einen erhöhten Einfluß auf unsere Seele haben (s. „Des Menschen Seele", Abschnitt „Unterbewußtsein"). Diese Erkenntnis aber hat eine ganz ungeheure Bedeutung für unsere Moralbegriffe. Die Wirkungen der Handlungen der Menschen auf die Seele anderer, die von diesen Wirkungen wieder ausgehenden neuen Nachwirkungen haben schon manchen Menschen in früherer Zeit zur ernsten Kritik an der herrschenden Moral geführt. Die neueren Erkenntnisse von den unauslöschlichen Einwirkungen jener aus

dem Bewußtsein entschwundenen Erlebnisse auf die Seele des Menschen selbst müssen uns erst recht dazu führen, bestimmte, schon manchmal angefochtene Moralbegriffe zu verwerfen. Wir können uns nicht mehr mit den milden und so verlockenden Vorstellungen der indischen Völker, die das Christentum übernommen hat, (s. „Erlösung von Jesu Christo") vertraut machen. In ihrer Hilflosigkeit gegenüber den Triebforderungen handelten sie immer wieder den moralischen Vorschriften zuwider und mußten sich dann mit der Tatsache von der hohen ethischen Bedeutung eines ernsten „Willens" zum Guten nur zu häufig trösten. Aber hierbei begnügten sie sich nicht, sondern knüpften die hoffnungfrohe Lehre daran von dem immer wieder bereiten und nimmermüden „Willen Gottes, die Sünde zu verzeihen", falls wirklich ernste Reue und der aufrichtige Vorsatz der Besserung vorliegen. Diese Lehre, die sicherlich ein Ansporn ist für jeden, in jedem Augenblicke des Lebens, wie immer auch sein Vorleben war, mit dem Streben zum Guten zu beginnen, diese Lehre, die eine Ermutigung ist für all die vielen, die bei ernstem Streben dank starker Triebforderungen Schiffbruch leiden, ist ein noch größerer Ansporn, neues Unrecht zu tun, denn sie festigt gerade in leichtfertigen Menschen am leichtesten den Wahn eines „Wiedergutmachenkönnens", ja sogar den Wahn einer Tilgbarkeit der Schuld. Sie führt naturnotwendig zu einer Unterschätzung des dauernden untilgbaren Schadens, den jede niedrige Handlung der Seele des Handelnden und der Mitwelt zufügt. Die unübersehbaren Neben- und Nachwirkungen jedes Wortes und jeder Tat nach innen und nach außen werden durch die Verzeihung, die der reuige Sünder erlangt, nicht weggewischt. Wenn die Moralbegriffe durch die Erforschung der Naturerkenntnisse hätten erweitert und vertieft werden sollen, so hätte dies vor allen Dingen durch die Lehre geschehen müssen, die wir besonders durch unsere jüngsten (psychologischen) Erkenntnisse gewinnen: Es gibt kein Wiedergutmachen einer schlechten Handlung im eigentlichen Sinne, weder unsere Reue, noch eine „verbessernde" edle Handlung ist in der Lage, die Wirkungen auszulöschen, die in unserer eigenen Seele und in der Umwelt durch unsere Handlungen ausgelöst werden. Merkwürdigerweise haben alle neu von Naturwissenschaftlern jüngst aufgestellten Morallehren recht wenig von dieser ungeheuer wichtigen Tatsache gesprochen. Und doch läßt es sich kaum ermessen, welch großen Aufschwung die Lebensweise und die Handlungen der Menschen erfahren werden, wenn diese Erkenntnis Allgemeingut geworden. Dann wird keine Reue und keine priesterliche Freisprechung imstande sein, das nagende Gewissen zu beruhigen. Dann wird das ungeheuer ernste Verantwortunggefühl für jedes Wort und für jede Tat das wichtige Voll-

werk werden gegenüber den plan- und ziellos durcheinander wirkenden Triebforderungen. Und auf keinem Gebiete des seelischen Erlebens ist dies Bollwerk so notwendig wie auf dem Gebiete des Paarungwillens. Die Erkenntnis der dauernden Nachwirkungen der Worte und Handlungen des Menschen in seiner eigenen Seele und der der anderen, hätte diese Naturwissenschaftler davon überzeugen müssen, wie notwendig es ist, in ihrem Sittengesetz nicht nur die körperliche Ansteckung mit Krankheiten, sondern auch die seelische Schädigung der Mitmenschen einzubeziehen. Wir dürfen hoffen, daß dieses Bollwerk sich weit wirksamer erweisen wird, als alle Drohungen mit den Strafen einer „Hölle" es je sein konnten. Denn das ist die Macht der Wahrheit, daß jeder, der sie einmal erkannt hat, sich ihr nicht mehr entziehen kann.

Die Gesetze des Paarungwillens lehren uns ganz besonders eindringlich dies erhöhte Verantwortunggefühl, da sie uns zeigten, daß gerade auf diesem Gebiete niemals eine Handlung wieder gut gemacht werden kann, sondern unauslöschliche Spuren, ja Abwandlungen der Gesetzmäßigkeit in der Seele des Menschen zurückläßt. Die hohe Bedeutung der Jugenderlebnisse, die Gesetze der anerzogenen Polygamie, die krankhaften Verknüpfungen des Paarungwillens mit den Gefühlen des Ekels usw. redeten hierin eine nur zu deutliche Sprache. Aber nicht nur die Eingriffe des einzelnen Menschen in die Gesetze der Natur erwiesen sich von unabsehbaren Folgen, sondern auch die schädigenden Einflüsse der Irrlehren der herrschenden Moral zeigten sich von unübersehbarer Tragweite für die gesunde Entwicklung selbst. Nirgends läßt sich wohl so deutlich nachweisen, wie wenig der Mensch imstande war, die Natur zu verbessern. Als wichtigste Umwälzung der Moral des Paarungwillens müssen wir also zunächst fordern, daß ein für allemal mit einem unseligen Irrtum aufgeräumt wird, mit dem Irrtum: Menschenanordnungen der Religionlehren seien gleich Gottesordnung und daher maßgebender als Naturgesetze! Alles, was der Mensch seit lange bestehend vorfand, hielt er für von seinem persönlichen Gott „eingesetzt", und als er anfing, seine Wertungen mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in Einklang zu setzen, da hielt er alles „allgemein Eingeführte für natürlich", für die gradlinige Fortsetzung der Stammesentwicklung und deshalb für berechtigt.

Ich habe in dem Vorangehenden nachgewiesen, welch unheilvoller Irrtum diese Vorstellungen sind. Wir fanden die Naturgesetze zwar keineswegs geeignet, die Entartung zu verhüten und vor Unglück zu schützen, erkannten aber den Menscheneinfluß auf die natürliche Entwicklung als Unheil. Wir sahen, daß die Natur die Reste früherer Entwicklungstufen

übernehmen muß und durch die eignen Entwicklungfortschritte die Beglückung vieler Menschen gefährdet hat. Weit wesentlicher aber für die Aufstellung der Forderungen des Sittengesetzes ist die erkannte Tatsache, daß die Widernatur der Einflüsse der Umwelt die wichtigste Ursache der moralischen Entartung sind. Deshalb muß unser Sittengesetz all dieses Menschenmachwerk, so gut es auch gemeint sein mag, trotz mancher guter Nebenwirkung, die es gehabt haben mag, als unmoralisch verwerfen. Es muß also die für die Menschen etwas beschämende Forderung stellen, sich erst einmal wieder durch die Befreiung von aller Widernatur auf die Stufe des Tieres hinaufzuarbeiten und hierdurch zunächst den moralischen Nullpunkt wieder zu erreichen.

Wenn wir nun die Grundlage dieser Moral: die Ehrfurcht vor den natürlichen Gesetzen der Minne aus den Erkenntnissen der einzelnen Betrachtungen dieses Buches schaffen wollen, so verlangt der Abschnitt: Erbgut des unterbewußten Vielzellers von uns, Zustände, die seit Jahrhunderten allgemein eingeführt sind, nicht wegen ihres Alters und ihrer Allgemeingültigkeit zu rechtfertigen. Wir haben die volkerhaltende Forderung zu stellen, die Unterjochung des weiblichen Geschlechtes nicht wegen gewisser Frauenrechte zu bekämpfen, sondern ihre Beseitigung zu wünschen, weil sie eine Unnatur ist, und weil sie, wie wir sahen, zur Folge hatte, daß die Paarung der Menschen allen wichtigsten Gesetzen der Minne zuwiderläuft, da die Unterjochung von dem Augenblick an bewußte Unmoral ist, in dem der Mensch die Gesetze aus der Entwicklunggeschichte erkennt. Wer einmal die tiefste Ursache zur Unterjochung des weiblichen Geschlechtes erkannt hat, der wird sich auch nicht mehr dem Wahne hingeben, als ob gewisse staatsrechtliche Änderungen und der Zutritt der Frau zu gewissen geistigen Berufen und Rechten (zu dem Wahlrecht usw.) in der Lage wäre, ihr ein Ende zu bereiten. Durch die Genesung der Minne allein kann die Grundlage zur inneren Befreiung des weiblichen Geschlechtes erreicht werden. Selbstverständlich werden hierfür die Bestrebungen zur staatsrechtlichen Befreiung nicht unwesentlich sein, besonders wird die Befreiung durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit des weiblichen Geschlechts eine große Erleichterung finden. Das Wesentliche aber, der Kernpunkt, wird immer eine Umgestaltung der moralischen Vorstellungen über die Minne beim weiblichen Geschlecht selbst sein. Wir erkannten, daß die Hauptquelle der „Empfindunglosigkeit" der Frauen mit all ihren traurigen Folgen nicht nur für Glück und Gesundheit, sondern auch für die Moral beider Geschlechter die willenlose Unterordnung des weiblichen Geschlechtes unter die Wünsche des männlichen ist, die durch die christliche Stellung der Frau

unterstützt wird. Durch sie wird weder das langsame Erwachen der weiblichen Minne, noch ihre Abhängigkeit von dem seelischen Einklang, noch ihre gesetzmäßige Schwankung beachtet. Selbstverständlich sind diese Zustände vom moralischen Standpunkte aus verzeihlich, solange die Tatsache der Empfindunglosigkeit dem weiblichen Geschlecht im Einzelfalle unerkannt bleibt. An die Wissenden aber müssen wir die moralische Forderung stellen, diese willenlose Unterwürfigkeit unter die Wünsche des anderen Geschlechtes aufzugeben. So umwälzend im Einzelfalle die Erfüllung dieser Forderung auch sein mag, so ist doch nur durch sie eine Gesundung der Minne möglich. Ein anderes Naturgesetz, das Erbgut des Einzellers ließ uns erkennen, daß die Paarung den Austausch gleicher Werte beider verschmelzender Einzeller (s. Konjugation), ein Geben und Empfangen will. Dies Erbgut gilt für die seelischen Gaben der Minne, gilt aber auch für die körperliche Beglückung bei der Paarung. Für beide Geschlechter muß es für unmoralisch gelten, für ein Hinabsteigen unter den moralischen Nullpunkt, Glück zu empfangen, ohne es zu bereiten, und da jede Moral den Mitmenschen nicht zu einer unmoralischen Handlung verleiten soll, so ist in dieser Forderung auch die zweite enthalten, daß das weibliche Geschlecht durch seine Willenlosigkeit das männliche nicht verleiten darf, stets Glück zu empfangen ohne Rücksicht darauf, ob es auch Glück bereitet. Es muß dem männlichen Geschlechte begreiflich gemacht werden, daß von dem Augenblick an, wo es Kenntnis besitzt von den Gesetzen der weiblichen Beglückung ein rücksichtsloses, selbstisches ausschließliches Erfüllen der eigenen Wünsche eine Unmoral ist. Dem weiblichen Geschlechte aber muß mit gleichem Nachdruck die Umkehrung dieser Forderung in Erinnerung gebracht werden: Ehrfurcht vor dem eigenen Glücke, vor der vollen Entfaltung der eigenen Seele ist moralischer als die rücksichtslose Selbstverstümmelung, und sie muß vom weiblichen Geschlechte mit allem Nachdruck verlangt werden!

Das Erbgut der Vielzeller lehrt uns aber auch die Heiligkeit der rassereinen Wahl für die Volkserhaltung und läßt uns die christlichen und marxistischen Lehren von der Gleichheit aller Menschen, die zur Rassemischung verführen, als Unmoral verwerfen. Während das Erbgut des Einzellers und Vielzellers uns diese Forderung abnötigte, führt uns die Betrachtung der Entwicklung des Paarungwillens zur Minne naturnotwendig zur Bekämpfung anderer widernatürlicher, zur Unmoral führender Einflüsse des Menschen auf die Entwicklung. Die natürliche Vergeistigung, die wir nicht nur als eine Quelle der Glücksbereicherung, sowie der Leidmehrung erkennen lernten, sondern als eine gewaltige Auslösung der selbstschöpferischen Kräfte, sahen wir in hohem Grade gehemmt

durch zwei Einflüsse: durch das christlich asketische Ideal und den Trieb zur Überreizung. Wenn wir auch einige günstige Einwirkungen des asketischen Ideals auf entartete Triebmenschen gelten ließen, so sahen wir doch, in welch hohem Grade es, ohne dies zu ahnen und zu wollen, den Tiefstand der Sitten und des Erlebens selbst mit verursachte. Die Lehre von der Sündhaftigkeit der Paarung, sofern sie nicht den Kirchensegen hat und ausschließlich der Zeugung des Kindes dient, macht die Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Beglückung vollständig unmöglich. Angesichts dieser Tatsache muß unsere Moral das christliche asketische Ideal als vollständig unmoralisch ablehnen. Unser Volk muß zu der Erkenntnis der Reinheit der Sinne, der Heiligkeit der Minnebeglückung, wie die Ahnen der vorchristlichen Zeit sie lebten, zurückfinden, denen der Urdborn mit seinen „Wassern des Werdens" als heilig und rein galt. Sagten sie doch in ihrem Mythos, „daß alles, was in diese Wasser taucht, so rein wird wie das Häutchen unter der Eischale" (Edda, Gylfaginning). Dann erst steht zu hoffen, daß auch die Keuschheit der Ahnen und deren Selbstbeherrschung und Zurückhaltung vor der Ehe wieder erreicht werden. Merkwürdigerweise wird das asketische Ideal von Naturwissenschaftlern, die sich von dem christlichen Dogmenglauben abwandten, nicht völlig, sondern nur zum Teil aufgegeben. — Wir erinnern uns, daß neben dem eigentlichen Ideal der leblangen Enthaltsamkeit, neben der eigentlichen Askese, wegen der unbestreitbaren Wichtigkeit der Fortpflanzung ein zweites Ideal aufgestellt wurde. Die Gemeinschaft wurde geduldet und ihr die Sündhaftigkeit abgesprochen, falls sie lediglich zum Zwecke der Fortpflanzung in der von dem Staate vertraglich verpflichteten und von der Kirche gesegneten Ehe stattfindet. Hierbei wurde dem asketischen Ideal insofern Rechnung getragen, als von den Menschen eine möglichst große Gleichgültigkeit gegenüber der Beglückung selbst verlangt wurde. — Unter dem Einfluß solcher Vorstellungen haben sich die Naturwissenschaftler zu einer recht gefährlichen Moral bekannt, die einen Teil des christlichen asketischen Ideals eigentlich beibehält. Um den Willen zur Fortpflanzung in dem Menschen wieder wachzurufen, wird eine moralische Trennung zwischen der Gemeinschaft an sich — also zwischen dem Paarungwillen überhaupt — und der Fortpflanzungaufgabe vorgenommen. Die Erfüllung dieser Aufgabe wird moralisch schlechthin über die Gemeinschaft gestellt, welche der Fortpflanzung nicht dient, ganz unbekümmert um die Art und den Grad der gegenseitigen Begeisterung. Eine derartige „Moral" ist nur geeignet, die Genesung der Minne in gefährlichster Weise zu hemmen, die Ehrfurcht vor der Gemeinschaft überhaupt zu unterdrücken. Demgegenüber müssen wir nachdrücklich daran festhal-

ten, daß es sehr viele Gemeinschaften gibt, die der Fortpflanzung dienen, moralisch aber tief unter anderen Gemeinschaften stehen, welche Fortpflanzung aus verschiedenen Gründen, sehr häufig gerade aus moralischen Erwägungen, vermeiden. Eine derartige moralische Spaltung ist auch eine vollkommene Unnatur, und infolgedessen ist es verwunderlich, daß gerade Vertreter der Naturwissenschaft sich zu ihr bekennen. Die Stammesgeschichte der Vielzeller lehrte uns, daß die Paarung von ihnen nicht um der Fortpflanzung willen, sondern der Stillung des Paarungswillens halber stattfindet, und daß nur beim Menschen ein bewußter Wille zur Fortpflanzung auftrat. Da aber gerade bei ihm die Anregbarkeit nicht mehr auf bestimmte kurze Zeit des Jahres beschränkt ist, ist der Wille zur Fortpflanzung nicht ausschlaggebend für die Erfüllung. Der Mensch erinnert sich der erlebten Beglückung und sehnt sich nach der Wiederholung dieses Erlebens. Auf der unvergeistigten Stufe ist dies der Haupttrieb zur Paarung. Die verschiedenen Irrwege, die vom moralischen Standpunkte aus den Willen zum Kinde in dem Menschen stärken sollen, können wir hier nicht einmal andeutungweise widerlegen. Sie sind alle jammervolle Widernatur. Schuld an dem Mattwerden der Mutterfreudigkeit trägt vor allem die Entartung durch Rassemischung, die entwürdigte Stellung der Frau, das Ersticken des Rassebewußtseins und der Volksverantwortung. Durch jene Irrlehren, welche die Paarung ohne Zeugung als moralisch minderwertig bezeichnen möchte, läßt sie sich aber niemals überwinden. Solches Wollen ist zudem noch Widernatur. Das Erbgut des Einzellers erwacht in der Seele des Menschen. Dieser aber vermehrt sich und zeigt unabhängig von dieser Fortpflanzung den Willen zur Verschmelzung mit dem Artgenossen. Die körperliche Paarung und Beglückung ist aber auch bei der höchst vergeistigten Minne die geheimnisreiche Macht, die den seelischen Austausch und die Verschmelzung bewirkt. Da diese nun wieder selbstschöpferische Kräfte entfaltet, so kann auch die Paarung ohne Zeugung hohen moralischen Wert haben, sie kann freilich auch bei allen Entarteten eine tiefstehende und unmoralische sein. Ob eine Gemeinschaft moralisch oder unmoralisch zu nennen ist, darüber kann niemals die Erfüllung der Fortpflanzungaufgabe entscheiden, sonst wäre ja auch das Leben jedes Menschen mit der Ausnahme einer sehr geringen Zahl von Paarungen, die wirklich zur Fortpflanzung führen sollen und führen, stets unmoralisch zu nennen.

Während die Ablehnung des christlichen Ideales und seiner scheinwissenschaftlichen Wiederaufnahme, die wir bisher besprachen, in diesem Umfange vielen Menschen noch sehr fern liegt, bedarf es bei der Bekämpfung des zweiten genannten Einflusses auf die natürliche Entwicklung,

der chronischen Überreizung, nicht eigentlich einer Umwälzung der herrschenden Moral, sondern nur einer beträchtlichen Verschärfung. Der Mißbrauch der Anregbarkeit des männlichen Geschlechts, der von zahllosen Menschen in zahllosen Einrichtungen der Zivilisation betrieben wird und zur chronischen Überreizung der meisten Männer führt, wird schon lange von den ernst Denkenden bekämpft und wurde ganz besonders auch von den Vertretern des christlichen asketischen Ideals angefeindet. Aber gerade weil diese eine unnatürliche Bekämpfung ersannen, blieben sie so machtlos gegenüber der Überreizung. Angesichts der furchtbaren, besonders auch moralischen Verheerung, die durch diese Krankheit unter die Menschen gebracht wird, ist die herrschende Gleichgültigkeit des Staates gegenüber all den kulturfeindlichen Einrichtungen der Überreizung vollkommen unbegreiflich. Hier müssen wir eine ganz beträchtliche Verfeinerung und Verschärfung des Staatsgewissens fordern. Ein Volk, das die Kaufehe, die „Prostitution“ in jeder Form (auch die monogame Prostitution) nicht mit allen Mitteln bekämpft, ein Volk, das den Alkoholmißbrauch freundlich duldet und nur soweit einengt, als dies ohne Schädigung gewisser Kapitalisten möglich ist, führt den stolzen Namen eines Kulturvolkes sehr zu unrecht. Es handelt in hohem Maße unmoralisch von dem Augenblicke an, wo es die chronische Überreizung als Krankheit des Menschen erkannt hat. Allerdings sind Umwälzungen auf diesem Gebiete so lange nicht sehr leicht, als noch eine große Gruppe von Menschen, deren eigenes Erleben recht tief steht, die selbst zum Teil zu den Überreizten gehören, Einfluß auf die Gestaltung der Staatsgesetze erstreben. Nicht jeder besitzt die Seelengröße, hier umzugestalten, obwohl er selbst unter dem Einfluß der Umgebung in Unkenntnis sein eigenes Erleben zerstört hat!

Doch unser Einblick in die Entwicklung der Minne drängt uns, nicht nur diese schädigenden Einflüsse des Menschen zu bekämpfen. Da der vergeistigte Paarungwille in höchster Entfaltung zur Minne nur von dem Menschen erlebt werden kann, der einen hohen Grad der Vergeistigung seines Seelenlebens überhaupt entwickelt, so muß die Sexualmoral der Zukunft auch fordern, daß dieser Entwicklunggang sich natürlich vollziehen kann. So verfehlt ich es auch nannte, alle Menschen, gleichgültig welcher Entwicklungstufe der Vergeistigung sie angehören, für die höchste Form der Minne begeistern zu wollen, so wichtig ist es andererseits, die Entwicklung zur höheren Vergeistigung bei jedem Menschen möglichst wenig zu hindern. Die Erziehung, so wie sie heute üblich ist, und die zahllosen Einwirkungen der Umgebung, besonders die so oft gepriesene „Schule des Lebens“, wirken im allgemeinen fast nur hinderlich auf die

Vergeistigung. So landen fast alle Menschen auf einem tieferen Zielpunkt auf diesem Entwicklungwege an, als es ihnen durch die natürliche Veranlagung möglich wäre. Da nun jeder einzelne Mensch die höchste Stufe der Vergeistigung seiner Minne nicht etwa schon in der Jugendzeit, sondern eher erst in den Jahren der Reife erreicht, so kann er sich in seiner ersten Jugend der Allgemeinheit verwandt fühlen, die angebeteten Götter aus Überzeugung mit verehren und dadurch dank jenes oft genannten ernsten Gesetzes des bestimmenden Einflusses der Art und Weise seines Ersterlebens, auf einer tieferen Entwicklungstufe zeitlebens festgehalten werden. Hiergegen kann uns nur eins helfen, wenn wir nicht nur die moralische Forderung anerkennen, den Menschen auf dem Wege zur Vergeistigung nicht zu behindern, sondern ihn im Gegenteil zu fördern, ihn zumindest die ernsten Gesetze wissen lassen, die so weitgehend über seine Zukunft entscheiden. Ebenso wichtig ist für ihn aber auch die Kenntnis dessen, was überhaupt Vergeistigung zur Minne bedeutet, und der Gründe, weshalb sie das Ideal auf diesem Gebiete ist. Da die natürliche Vergeistigung die wahllose, grundsätzliche Askese als Unnatur ausschließt, wird es gar nicht so schwer sein, die Menschen für dieses Ideal zu gewinnen. Der Tiefstand ihrer Moral ist ja nur möglich, weil sie leider in der unglückseligen Vorstellung leben, daß es nur ein „Entweder — oder" für sie gäbe, ein plan- und zielloses Erfüllen der Triebe oder eine Vergeistigung durch leblange Entsagung auf die Erfüllung der Triebwünsche.

Die Entwicklunggeschichte der Minne in dem Leben des Einzelnen ließ uns eine Reihe bisher recht unbeachteter, zum Teil vollkommen unbekannter Gesetzmäßigkeiten der männlichen und weiblichen Entwicklung erkennen und eine solche Fülle von Irrlehren zurückweisen, daß wir uns nicht wundern, wenn auch die moralischen Vorstellungen, wie sie bisher in der sogenannten „doppelten Moral" festgelegt waren, eine Umwälzung erfahren müssen. Die vielbesprochene und so häufig schon verurteilte doppelte Moral hat ihre Macht auf die Gemüter einem Kern von Wahrheit zu danken, den sie enthält. Da sie sich aber in der Hauptsache auf einer vollständigen Verkennung männlicher und weiblicher Gesetze aufbaut, ist sie wohl imstande gewesen, recht viel Unheil unter den Menschen anzurichten. Sie fordert von der Frau volle Enthaltsamkeit, sofern sie nicht in die Einehe tritt. Sie bewertet im Gegensatz hierzu die polygame Lebensweise des Mannes nicht als unmoralisch, sondern als notwendige Begleiterscheinung seines Paarungwillens. Das „Gebot" der ehelichen Treue soll nach ihr zwar auch von dem Manne eingehalten werden, aber ein Rückfall in die Polygamie wird moralisch weit milder

beurteilt als bei dem weiblichen Geschlechte. Unser Einblick in die Gesetzmäßigkeiten lehrt uns die Unbrauchbarkeit einer solchen Moral. Das Bestehen einer gewissen doppelten Moral ist allerdings nicht zu bestreiten, nur müssen wir die moralischen Forderungen, den Naturgesetzen entsprechend, an andere Gruppen richten.

Das ungeweckte Mädchen mit der für das weibliche Geschlecht charakteristischen Anfangs-Kälte („Frigidität") und die ungeweckte Frau mit schwachem Paarungwillen unterstehen allerdings einer anderen Moral insofern, als für sie von einem Bedürfnis zur Gemeinschaft kaum die Rede sein kann. Wenn daher von ihnen in diesem Interesse andere wichtige moralische Forderungen außer acht gelassen werden, so besteht allerdings die Berechtigung einer strengeren moralischen Kritik an der Handlung. Die Enthaltsamkeit ist für sie sehr leicht durchführbar und kann deshalb sehr oft strenge gefordert werden. Ähnliches gilt für jene Männer, deren Entwicklungart die weibliche ist, für sie ist die von unseren vorchristlichen Ahnen gelebte Enthaltsamkeit vor der Ehe so selbstverständlich wie für die Mehrzahl der Frauen. Der anderen Gruppe dieser doppelten Moral sind die große Mehrzahl Männer und alle voll geweckten Frauen, vor allem alle, die sich nach der männlichen Entwicklungart entfalten, unterstellt. Für sie eine einheitliche Moral aufzustellen, ist eigentlich eine vollständige Unmöglichkeit. Die „mildernden Umstände", die wir einer Fehlhandlung zugestehen, werden im Einzelfalle bei ihnen vor allem bestimmt durch die Stärke des Paarungwillens im einzelnen Menschen, durch den Mißbrauch seiner Anregbarkeit von seiten der Umgebung, durch die natürliche Entwicklungstufe, der er angehört und endlich durch sein Vorleben. Eine Handlung, die mit wichtigen moralischen Forderungen im Widerspruch steht, wird also um so unverzeihlicher genannt werden müssen, je schwächer der Paarungwille des betr. Menschen ist, je leichter es ihm also sein müßte, ihm zu widerstehen, ferner, je stärker die Selbständigkeit seines Willens gegenüber Suggestionen, je geringer der Mißbrauch seiner Anregbarkeit von seiten der Umgebung, je höher seine Entwicklungstufe zur Minne und je günstiger sein Vorleben für diese Entwicklung war. Da nun die weibliche Entwicklungart ein zurückhaltendes Vorleben so sehr begünstigt, werden wir natürlich im einzelnen auch einen strengeren Maßstab an die vollentwickelte geweckte Frau anlegen müssen, besonders in der Jetztzeit, in der die Anregbarkeit des männlichen Geschlechtes noch in so ungeheuerlicher Weise mißbraucht wird.

Aus den Gesetzen, die wir erkannt haben, ergibt sich die Berechtigung, im gewissen Sinne noch eine „doppelte Moral" aufzustellen für die an-

mutreichen und die der Anmut baren Frauen. Da der Paarungwille des weiblichen Geschlechtes hauptsächlich nicht durch die Anwesenheit des männlichen Geschlechtes, sondern durch die Werbung anregbar ist, sind „begehrenswerte" Frauen bei Fehlhandlungen unter sonst gleichen Umständen milder zu beurteilen als Frauen, die der Werbung des männlichen Geschlechts selten oder nie ausgesetzt sind. Das männliche Geschlecht dagegen ist in seiner Gesamtheit einer viel einheitlicheren Anregung ausgesetzt. Trotz allem können wir die große Gruppe von vollentwickelten Männern und Frauen nicht nach den Geschlechtern mit getrennter Moral bewerten, sondern nur nach den erwähnten Gesichtspunkten. Eine derartige doppelte Moral, die sich streng an die Gesetzmäßigkeiten hält, denen die Menschen ausgesetzt sind, bedeutet allerdings einen vollkommenen Umsturz des Bisherigen, wird aber auch selbstverständlich eine große Macht über die Menschen gewinnen können. Sie wird eine etwas erfreulichere Nebenwirkung zeitigen, als die heute herrschende ungerechte doppelte Moral mit ihrer summarischen, rein äußerlich urteilenden, rücksichtslosen Verstoßung der unehelichen Mutter und anderer verworrener Bewertungen mehr.

Die Geschlechtsunterschiede, wie ich sie an Hand der Entwicklung im Leben des Einzelnen nachwies, überweisen der Frau eine besonders große moralische Verantwortung. Vorausgesetzt, daß sie sich tatsächlich dazu aufrafft, den Menschenstolz in sich zu entwickeln und die Freiheit ihres Geschlechtes, wie sie ihre ältesten Vorfahren schon besaßen, wieder zu gewinnen, wird sie in der Lage sein, auf das Volk einen ungeheuren Einfluß auszuüben. Von diesem Augenblick an wird die Hauptverantwortung für den Tiefstand der Menschen sie treffen. Da sie durch ihre Entwicklungart und den Schutz vor vorzeitiger Mutterschaft: die „Anfangskälte", in höherem Maße vor der frühzeitigen Entartung in der geistigen Genügsamkeit und der Überreizung geschützt ist, da eine Vergeistigung zur Minne bei ihr viel häufiger gesichert werden kann, so muß sie dem männlichen Geschlecht helfen, sich vor dem Tiefstand zu retten. Das ist die Wahrheit jenes Goethe-Wortes: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Es gilt auf keinem Gebiete so sehr wie auf dem der Minne. Solange noch die Mehrheit des männlichen Geschlechtes in dem herrschenden fürchterlichen Tiefstand weilt, muß die Frau vor allen Dingen die moralischen Folgerungen aus dieser Tatsache ziehen. Sie darf sich durch die Häufigkeit dieses Tiefstandes nicht an ihn gewöhnen! Sie muß die Gleichgültigkeit gegenüber dem Vorleben des Mannes aufgeben und in ihr eine im gegebenen Falle hochgradige Unmoral sehen. Das herrliche Vorbild der vorchristlichen Ahnen, wie es uns sogar die Feinde

unseres Volkes, die Römer, schilderten, muß ihr wieder Richtschnur werden. Sie muß ihren Blick dafür verfeinern und verschärfen, daß eine in Minne ungepflegte, verwahrloste Seele auch durch die peinlichste Körperpflege und durch die sorgfältigste Kleidung nichts von ihrem Tiefstand verliert. Sie muß ihren Blick dafür verfeinern und verschärfen, daß eine auf dem Gebiete der Minne verwahrloste Fantasie sich nicht nur im Gesichtsausdrucke, sondern in allen Handlungen und Gedanken des Menschen widerspiegelt. Sie müßte davor zurückschrecken, einen derartigen Menschen zur Gemeinschaft zu wählen, so grausam dies im Einzelfalle auch sein mag. Wenn einmal das männliche Geschlecht weiß, daß durch eine Genügsamkeit in tiefstehender Polygamie, daß durch die Aufgabe der Zurückhaltung und der hochstehenden Wahl die Gemeinschaft mit einer hochstehenden Frau für immer verscherzt wird, daß die wertvollen Frauen die Männer vor ein ernstes Entweder — Oder stellen, so werden viele etwas besser davor geschützt sein, sich in die Froschsümpfe hinabzubegeben. Aber nicht nur der Einfluß der Frau auf das andere Geschlecht ist für die Genesung der Minne wichtig. Sie hat bei dem eigenen Geschlecht recht viel zu tun und trägt auch, sobald sie die Gesetze des Paarungwillens kennt, die volle Verantwortung dafür, daß Wandel geschaffen wird. Da die Anregbarkeit des männlichen Geschlechts durch die Sinneswahrnehmungen des weiblichen, besonders aber durch alle bewußten Mittel der Koketterie und des Anreizes aller Art, die Hauptgefahr für die Überreizung und Entartung des männlichen Geschlechts bildet, hat die Frau die Pflicht, dem eigenen Geschlechte das Gewissen zu schärfen, es als höchste Unmoral zu geißeln, wenn eine Frau, oft dazu noch ohne eigene Begeisterung, um sich selbst zu belustigen oder um Vorteil zu erringen, oder aus irgendwelchen Gründen der Eitelkeit das andere Geschlecht anregt! Es ist ausgeschlossen, daß der Mann zu einem gesunden und seiner natürlichen Entwicklungstufe entsprechenden Erleben zurückkehrt, wenn nicht dies gewissenlose Treiben so vieler Frauen ein Ende hat. Entschuldbar ist dies nur, solange das weibliche Geschlecht in Unkenntnis über die unheimlichen Wirkungen dieses eigenartigen Lebensberufes ist. Eine Moral wie die heute herrschende, die jedes Unwesen der Koketterie, der bewußten Anreizung des männlichen Geschlechtes für moralischer hält als manche Gemeinschaft, die aus Begeisterung geschlossen wird, ist die ungeheuerlichste und denkbar unmoralisch. Von der zur inneren Selbständigkeit erwachten Frau erhoffen und erwarten wir hier die wesentlichste Hilfe zu einer Genesung der Minne!

Die Betrachtung der krankhaften Abirrungen ließ endlich erkennen, wie ungeeignet auch vom moralischen Standpunkte aus eine moralische

Verurteilung des krankhaften Paarungwillens an sich ist. Wir verlangen also, daß diesen Erscheinungen zwar das Mitleid mit dem Kranken gewidmet wird, aber stellen an die Kranken wie an jeden anderen Menschen die Forderung, durch seine Krankheit niemanden zu schädigen.

Für unsere moralischen Richtlinien ist die Tatsache weit wichtiger, daß die ersten Jugenderlebnisse, die vor der Vergeistigung des Paarungwillens und vor dessen vollständiger Verankerung im Einzelleben einsetzen, so ungeheuer bedeutungvoll sind für die Gesetze der Auslösung der Beglückung und hiermit für die Lebensgewohnheit.

Aus dieser Tatsache ergibt sich eine wichtige moralische Forderung für die Erziehung der Jugend. Ganz besonders aber in der Jetztzeit, in der die Kindheit und Jugend den allerschlechtesten Einflüssen ausgesetzt sein kann, ist diese Forderung von großer Bedeutung. Gerade weil die herrschenden Unsitten so tiefstehend, so unnatürlich, so krank sind, müssen Eltern und Staat ihr Augenmerk in ganz anderem Maße auf diese Gefahren richten. Ihre Einwirkung darf nicht nur, wie es heute erfreulicherweise schon etwas mehr geschieht, in dem Sinne eines Schutzes vor den Geschlechtskrankheiten erfolgen. Sie müßten wissen, wieviel wichtiger für das Leben des Menschen und seine Entwicklung es ist, daß er vor ungeeigneten Erlebnissen geschützt wird, als daß z. B. seine verstandlichen Leistungen in einem entsprechenden Unterricht entwickelt werden. Der Staat vor allem muß seine volle Verantwortung fühlen, die Jugend vor den entsetzlich entartenden Einflüssen der Umwelt zu schützen, denn in seiner Hand liegt es, die Aufpeitschungen zur Überreizung und die käuflichen Polygamien zu behindern. Der erzieherische Schutz, der bis heute den Geschlechtern durch Familie und Staat in dieser Beziehung geboten wurde, steht wieder einmal in vollstem Widerspruch mit dem tatsächlich Notwendigen. Staat und Familie schützen und hüten ganz besonders das weibliche Geschlecht vor den Einflüssen der Umwelt. Sie halten den Willen dieses Geschlechtes durch starke Abhängigkeit von den Eltern wissentlich unselbständig. Das männliche Geschlecht aber setzen sie viel früheren Einflüssen von seiten der Umgebung aus, machen den Willen dieses Geschlechtes möglichst früh unabhängig von den Eltern. Diese Ordnung ist weder „Gottesordnung", denn sie stürzt beide Geschlechter in seelisches Unheil, noch „Naturordnung", denn sie widerspricht den natürlichen Gesetzmäßigkeiten des Paarungwillens, sondern sie ist eine jener unseligen kümmerlichen Menschenordnungen, die in ihrer Gesamtheit so viel Elend und Jammer unter das Menschengeschlecht gebracht haben, daß Strindberg ein „Schade um die Menschen" aussprechen muß, wo immer er ihrer Lebensgestaltungen gedenkt. Das weibliche Geschlecht ist dank der Anfangskälte der Mädchen viel eher in der Lage, ohne Schädigung auch in früher Jugend schon mit der Umwelt in Berührung zu kommen. Es hat seinen sichersten Schutz vor Fehlhandlungen von der Natur mitbekommen. Der einzige Schutz, der ihm allerdings nicht genommen werden darf, ist Selbständigkeit, stolzes Selbstbewußtsein dem Manne gegenüber, die Stärkung seines Willens gegenüber Suggestionen.

Die herrschende Erziehung bietet also den überflüssigen und versagt den notwendigen Schutz! Fällt diese verfehlte Erziehung fort, und wird der Wille zum selbständigen Handeln beim weiblichen Geschlecht rechtzeitig unterstützt, so ist gerade dieses Geschlecht sehr frühzeitig viel weniger schutzbedürftig als das männliche.

Ganz ebenso unweise verfährt die übliche Erziehung mit dem Knaben. Da das männliche Geschlecht meist frühzeitig die orgastische Fähigkeit erwirbt, da es die starke Anregbarkeit durch die Sinneswahrnehmungen des anderen Geschlechtes besitzt, da es eine größere Abhängigkeit des Willens gegenüber den übrigen vitalen Trieben,* also auch eine geringere Widerstandskraft gegenüber dem Alkohol zeigt, müßte es in seiner Jugend vor dem 20. Lebensjahre viel mehr vor den Einflüssen der Umgebung geschützt werden, und sein Wille müßte viel länger in größerer Abhängigkeit von den Eltern gehalten werden als der des weiblichen Geschlechtes. Also hier gewährt die Erziehung einen falschen Schutz: die vorzeitige Befreiung des Willens von der elterlichen Befehlsgewalt und versäumt einen unendlich wichtigen Schutz: die Fernhaltung von den Einflüssen einer entarteten Umgebung! Niemand kann daran zweifeln, wenn anders er die Gesetze der Minne erkannt hat, daß hier nicht Verbesserungen, sondern Umwälzungen nötig sind. —

Aber nicht nur die Verhinderung der Entartung der Jugend ist unsere moralische Forderung an Erzieher und Staat, die uns durch die Erfahrung an den krankhaften Abirrungen des Paarungwillens aufgedrängt wurde, sondern wir erkannten weitere wichtige Aufgaben der Erziehung. Es soll nicht nur Unheil verhütet, sondern Gutes gegeben werden. In meinem Werke „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" habe ich in dem Abschnitt „Zum Urdborn und seinen Geheimnissen" das heilige Amt des Erziehers gezeigt, so wie es Deutsche Gotterkenntnis vor sich stehen sieht. Darin aber wird jeder, der auf dem Neuland: Ehrfurcht vor den Naturgesetzen steht, seine Aufgabe sehen, der Jugend das Wissen um die Heiligkeit der Rassereinheit, die Heiligkeit der Rasseerhaltung durch die Zeu-

* Siehe „Das Weib und seine Bestimmung".

gung, die Ehrfurcht vor der Gesundheit kommender Geschlechter tief in der Seele Heiligtum zu legen als besten Schutz gegen alle entartenden Einflüsse. So wichtig sachliche Aufklärung über die Zeugung und Geburt, über Gefahren der Geschlechtskrankheiten auch sind, moralischer Schutz vor Entartung wird nicht durch verstandliche Belehrung, sondern durch das Einweihen der Seele in die Geschlechterfolge des Volkes, das Wecken der Verantwortung für dieses Volk und das Wecken der Gemüter für die heiligen Geheimnisse des Werdens, aber auch für das hohe Ziel der Minne selbst!

Nicht vor der Fortpflanzungaufgabe allein, sondern vor der Gemeinschaft der Minne muß in dem Jungmenschen eine heilige Ehrfurcht geweckt werden, gerade wegen der gefährlichen Gegeneinflüsse in der Umgebung! Beide Geschlechter müssen in ihrer Jugend erfahren, daß es eine Selbstverachtung und Selbstherabsetzung rücksichtslosester Art bedeutet, wenn ein Mensch zur innigsten körperlichen Gemeinschaft irgendeinen beliebigen anderen Menschen wählt, der ihm noch nicht einmal zur Freundschaft gut genug erscheinen würde. Eine Scheu vor der Verletzung seiner höchsten Glücksfähigkeiten muß im Menschen schon in der Jugendzeit geweckt werden, um ihm, und besonders dem männlichen Geschlechte, das Minneerleben zu sichern. Angesichts der herrschenden törichten Irrlehren ist hiermit noch nicht genug getan, sondern Staat und Erzieher müssen sich moralisch verpflichtet fühlen, der Jugend klare Kenntnis der tatsächlichen Gesetze zu geben.

Die Irrlehre von der Schädlichkeit der Enthaltsamkeit der männlichen Jugend vor der Ehe wird ersetzt durch die Lehre der Enthaltsamkeit beider Geschlechter vor der Ehe, wie unsere vorchristlichen Ahnen sie lebten (s. o.). Freilich dürfen wirtschaftliche Mißstände nicht die Frühehe so erschweren wie in dem ausgeplünderten Volke von heute. Es geht nicht an, daß die klare Erkenntnis der Gesundheit einer Enthaltsamkeit für beide Geschlechter bis über das 20. Lebensjahr das Wissen einer kleinen Gruppe von Ärzten bildet. Der Staat, der sich verpflichtet fühlt, alle Untertanen zu dem Besuche der Schule, zur Erwerbung einer Reihe von Kenntnissen zu zwingen, handelt unmoralisch, wenn er diese wichtigen Tatsachen der heranwachsenden Jugend vorenthält und sie den falschen Suggestionen der Umgebung aussetzt. Bei der ungeheuren Bedeutung des Alkoholmißbrauchs für Tiefstand und Entartung, ja, Schädigung der Nachkommen handelt ein Staat auch unmoralisch, wenn er nicht den Alkoholgenuß, besonders der Jugend, durch alle nur erdenkbaren staatlichen Mittel vollständig verwehrt.

Das Schicksal unterschiedlicher Stufen zeigte nicht nur eine Fülle des Unglückes, sondern was hier für uns wichtig, auch eine große Mannigfaltigkeit unmoralischer Zustände, die hauptsächlich daraus herzuleiten sind, daß der Staat um der Kindererziehung willen die dauernde Einehe von jedem Menschen fordern muß, obwohl nur ein kleiner Teil die Entwicklungstufe der auf Minnebegeisterung begründeten Dauereinehe erreicht hat. Die moralischen Konflikte, die aus der Elternpflicht und den Wünschen der Minne, aus den gesetzlichen Forderungen der Ehe und den Gesetzen der Verankerung entstehen, sind so zahlreich und bedürfen einer so eingehenden moralischen Einzelbewertung, daß es unmöglich ist, sie hier auch nur zu streifen. Umwälzend für uns ist allerdings die Tatsache, daß das Unglück meist nicht veranlaßt ist durch die Gesetze der natürlichen Entwicklungstufen im Zwiespalt mit der staatlichen Forderung der Dauerehe, sondern durch Unnatur und Entartung. Die angeboren-polygamen Formen und verschiedene Formen monogamer Entwicklungstufen fanden wir sehr wohl in der Lage, die staatlichen Forderungen der Einehe und der Elternpflichten zu erfüllen, ohne in dem Glück besonders beeinträchtigt zu werden, vor allem auch ohne zu unmoralischem Verhalten (wie z. B. zur Heuchelei und Unwahrheit) gelockt zu werden. Die erworbene Polygamie und die Überreizung sahen wir ganz besonders Anlaß zu unmoralischen Zuständen werden. Trotzdem entsteht natürlich oft moralischer Zwiespalt zwischen Übergangsformen zur höchsten Monogamie, auch bei Gesunden. Durch welche Ehereformen, durch welche veränderte Einstellungen der Menschen auf das Leben er herabgesetzt werden könnte, darauf kann hier nicht eingegangen werden, weil diese Fragen zu sehr ins Einzelne gehend behandelt werden müßten.

Da die Vereinigung verschiedener Entwicklungstufen mit verschiedenem Grade der Verankerung gewöhnlich zum Unglück, zur seelischen Zertrümmerung der höheren Entwicklungformen führen muß, so sollte viel mehr, als dies jetzt geschieht, die Forderung des Sittengesetzes, den Mitmenschen nicht zu vernichten, in dem erweiterten Sinne, daß man den Mitmenschen in seiner seelischen Entfaltung nicht vernichten darf, auf dem Gebiete des Minnelebens angewandt werden. Wir dürfen die moralische Forderung an jeden Menschen stellen, daß er, sofern er seine Unfähigkeit zur dauernden Monogamie kennt, es nicht wagen darf, einen monogam veranlagten Menschen zur Gemeinschaft gewinnen zu wollen. Es würden viele unmoralische Zustände vermieden werden, wenn die Menschen in dieser Beziehung ehrlicher gegen sich selbst und ehrlicher gegen den anderen werden möchten, und sich auf diese Weise etwas häufiger die ähnlich gearteten Entwicklungstufen zueinander fänden.

Die oberste Forderung, die Unnatur, wo immer sie sich zeigt, aufzugeben, da sie nur zu leicht auch zur Unmoral führt, läßt die Gleichgültigkeit der Menschen gegenüber allen sexuellen Gemeinschaften, die ohne Begeisterung geschlossen werden, als unmoralisch in hohem Maße bewerten. Die Kaufehen sind die Mehrzahl aller geschlossenen Ehegemeinschaften, sie sind in ihrer Unmoral zu geißeln. Wenn wir uns nur in etwa aus dem fürchterlichen Tiefstand aufraffen wollen, so darf kein Wunsch nach Volksvermehrung, so darf keine Wertung der gesetzlichen Ehe uns davon abhalten, die aus Berechnung, ohne tatsächliche Begeisterung geschlossene Ehe als unmoralischste Gemeinschaft zu verwerfen. Die Notwendigkeit wirtschaftlich-günstiger Vorbedingungen zu der Aufzucht der Kinder darf natürlich nicht verkannt werden, aber es ist moralische Pflicht des Staates, diese Vorbedingungen im einzelnen in vollem Maße zu gewähren, ohne daß der Mensch seine Hingabe verkauft. Mögen der Schwierigkeiten in den von uns geschilderten Einehen dem moralischen Verhalten noch so viele erwachsen, jedenfalls ist auch da, wo die äußere Aufrechterhaltung der Ehe aus moralischen Gründen gewährt wird, die Möglichkeit der Enthaltung von der Paarung gegeben, wodurch diese äußerliche Aufrechterhaltung des Zusammenlebens in vielen Fällen die tiefe Unmoral verliert.

Die Seltenheit der Verwirklichung der höchsten Minne hat eine Gefahr für die Morallehre gehabt. Da so mancher für sie befähigte Mensch in seinem Leben das höchste Glück nicht fand, hat man an der Möglichkeit ihrer Verwirklichung so viel gezweifelt, daß nur allzu bereit dieses Ideal aufgegeben wurde und man sich begnügte! Wie viele Menschen dadurch wieder veranlaßt werden, auf das höchste Glück, zu dem sie fähig sind, von vornherein gar nicht zu warten, sondern sich schon frühzeitig zu begnügen, das läßt sich überhaupt nicht absehen. Wer diese Tatsache in ihrer Tragweite erkennt, der fordert von der Moral auch die strenge sittliche Verurteilung eines Menschen, der selbst zur höchsten Minne fähig durch die eigene Enttäuschung des Lebens an der Möglichkeit seines Ideals verzweifelt und sich gar kein Gewissen daraus macht, nun zu einem Prediger der Genügsamkeit in Wort und Schrift zu werden! Er lehrt sie, weil er seinen eigenen Glückshunger auf diese Weise eher beruhigen kann, als wenn er sich täglich sagen müßte: „Wohl gibt es das hohe Glück, das du erhoffst hast, nur hast du es selbst nie besessen." Denn daran wollen wir festhalten, daß wichtiger als alle einzelnen Umwälzungen auf dem Gebiete der Moral, das Erstehen und das Erstarken des Glaubens an das Ideal der hohen, freiwilligen Wahlverschmelzung in Minne für das ganze Leben ist.

Die Wahlverschmelzung in Einehe als Hochziel.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung, und da uns das Bild all der unterschiedlichen Stufen, der gesunden und der kranken, der angeborenen und erworbenen, das herrliche Ziel der Vergeistigung des Paarungwillens zur Minne fast verdrängt hat, so ziemt es uns wohl, noch einmal einen Blick auf die Möglichkeit der Wahlverschmelzung zu werfen, die den Menschen als freudige Hoffnung voranleuchtet und mit ihrem warmen Licht die Kraft geben will, sich lieber in Enthaltung für solches Erleben fähig zu erhalten, als sich in genügsamer Wahl die Erfüllung vorzutäuschen und sich für immer hierdurch unfähig für dieselbe zu machen. Hierbei ist es das köstlichste Ergebnis unserer Betrachtung, daß dies Ziel kein willkürliches Ideal, sondern eine durch sinnreiche Verwebungen des Paarungwillens mit den seelischen Fähigkeiten schon im Tiere vorbereitete, im Menschengeschlecht weitergeführte naturgegebene Entwicklung ist.

Zu dem Ziele selbst gelangt meistens nur, wer in würdiger Wahl das Ersterleben der Beglückung erfährt, oder aber, wer das hehre Ziel in unreifer Wahl schon erreicht glaubte, und vergeistigte Minne einem Unwürdigen, den er sich verherrlicht hatte, widmete. So schreitet er aus diesem Schicksal mit wehwunder Seele, aber nicht unfähig zur würdigen Wahl und zum Erleben hoher Minne.

Wenn dieses Hochziel seinen tatsächlichen Gehalt dem Leser dieses Buches enthüllen soll, dann freilich ist es auch notwendig, daß ich im Gegensatz zu allem zuvor Gesagten die Gotterkenntnis, die in meinen philosophischen Werken niedergelegt ist, nicht unberücksichtigt lasse, denn sie erst läßt die hohe Bedeutung der Erfüllung in der Wahlverschmelzung für die seelische Entfaltung ermessen.

Wenn schon alle, welche lieber auf Minneerleben verzichten als durch unwürdig genügsame Wahl herabzusinken, die statt wahlloser Enthaltsamkeit also Wahlenthaltsamkeit leben, sich seelisch durch solche wahrhaft geniale Beherrschung entfalten, so gilt dies in vielgestaltigerem Sinne von jenen, welche die Erfüllung in einer würdigen Wahlverschmelzung erleben.

Der Wille zur Wahlverschmelzung zeigt einen sehr innigen Zusammenhang mit dem göttlichen Sinn des Weltalls, also auch mit dem Wil-

len, der einst das Weltall in Erscheinung treten ließ, und daraus erklärt sich nicht nur seine ausgedehnte Verankerung in der Menschenseele, sondern vor allem auch die Stärke seines Auftretens in der Seele und seiner Wirkung auf den „Erwählten". Das weltenschaffende Wunschziel, um deswillen das Göttliche einst in diesem Weltall in Erscheinung trat, war der Wille, jeweils in Menschen eines Sternes Gottesbewußtsein zu ermöglichen.* Da nun der Wille zur Wahlverschmelzung in seiner Verwirklichung zur Schaffung eines Menschen führt, das Menschengeschlecht also lebendig erhält, so sichert dieser heilige Wille den göttlichen Sinn des Weltalls. Denn der Nachkomme trägt in sich die Möglichkeit, Vollkommenheit in sich zu schaffen und vererbt sie seinen Nachfahren. Er selbst oder einer seiner Nachkommen kann zu jenen seltenen Menschen gehören, die Vollkommenheit aus eigner Kraft erreichen und hierdurch Träger der Gottesbewußtheit sind, solange sie atmen. Bei dieser innigen Verwebung der Zeugung des Kindes mit dem göttlichen Sinn des Weltalls darf uns die gewaltige Wirkung, die sie selbst und die Fürsorge für die Entfaltung des Kindes auf die Menschenseele haben, nicht wundernehmen. Das Ahnen des nahen Zusammenhanges der Zeugung des Kindes mit dem göttlichen Sinn des Weltalls ließ in den gottwachsten Völkern seit je ein Wissen um ihre Heiligkeit wohnen. So birgt die nordische Gottlehre ein klares Erkennen solcher Weihe. Die seelen-entfaltende Wirkung der Elternschaft kann eine so herrliche sein und ist durch die Minne der Eltern so tief bereichert, daß wir allein um der Zeugung willen, die von hoher Minne der Vermählten geweiht ist, berechtigt sind, die Wahlverschmelzung in Einehe ein Hochziel zu nennen. Die Elternschaft lockt das Ich zum ersten Schritt zu seiner Entfaltung im Sinne der Selbstschöpfung der Vollkommenheit. Das Ich erlebt durch sie oft zum erstenmal eine Erhebung aus den engen Grenzen der eigenen Persönlichkeit. Das Einheiterleben des Ichs mit dem Kinde oder den Kindern ist oft die erste Stufe des herrlichen Aufstieges, den das Ich zurücklegen kann,** eines Aufstieges, den ich als den „Höhenflug des Ichs" geschildert habe,*** der das Ich zu dem hehren Ziele hinführt, in überkosmischem Einheiterleben ein Träger der Gottesbewußtheit zu werden. Die Elternliebe, vor allem die Mutterliebe, ist überdies mehr als alles andere Erleben geeignet, den Selbsterhaltungwillen aus seinem engen

* Siehe „Der Seele Ursprung und Wesen", 1. Teil, Schöpfunggeschichte. Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

** Siehe „Des Menschen Seele", Abschnitt „Das Ich als Wille".

*** Siehe „Selbstschöpfung", Abschnitt „Von der Vielgestaltigkeit der Totenmasken".

Zweckdienste der Lusthäufung aufzurütteln. Sie verlangt Opfer und immer wieder Opfer und rechnet dabei nicht auf „Erwiderung" und „Vergeltung". So ist sie eine tragbare Brücke zu dem zweckfernen Gotterleben, das die höchste Erfüllung der Menschenseele in sich birgt. Allerdings ist auch dieses Ereignis, wie alle, die den Menschen in seiner Umwelt und Innenwelt treffen, nicht zwangsläufig in seiner Wirkung! Das gleiche Erlebnis der Elternschaft kann ihn ebensogut zur Seelenverkümmerung leiten, wenn er selbst aus eigner Wahl es so verwertet. Er verzerrt dann Elternliebe zu eitler würdeloser „Affenliebe", die ihn und das Kind seelisch zu ersticken vermag.* Höchste Weihe birgt somit die Zeugung, vor allem wenn sie von Wahlverschmelzung in Minne gesegnet ist. Sie ist dem Menschen Erwecker der göttlichen Kräfte der Seele, aber er selbst kann sie auch als seelenmordendes Gift wirken lassen.

Doch die Wahlverschmelzung ist auf die wandelnde Macht durch das Erleben der Elternschaft nicht angewiesen. Bei der höchsten Stufe des menschlichen Erlebens der Minne ist am klarsten das Erbe der einzelligen Urwesen erwacht, der Wille zum Austausch der Eigenart ganz und gar unabhängig von dem Willen zur Fortpflanzung, nur mit ihm in den Stunden der Zeugung verwoben. Dies Wollen und Sehnen nach Austausch will, wie bei jenen Vorwesen geben und empfangen und führt zu immer reichhaltigerer und tieferer seelischer Verwebung der Minnenden. Sie sehen in diesem Austausch die ersehnte Ergänzung ihrer Eigenart, die ihnen dank der tatsächlich ergänzenden Wesensart der Geschlechter auch möglich ist.** Doch auch alle jene Menschen, die selbst nur den nichtbewußten Tieren gleich die Beglückung mit dem Erwählten zu teilen wähnen, sind dem seelischen Austausch ausgesetzt. Selbst die flüchtige polygame Gemeinschaft ist begleitet von ihm. Keine Abgeschlossenheit der Persönlichkeit, keine Stärke des Charakters, keine noch so hervorragende Begabung schützt vor dieser Wechselwirkung, die den Tausch der Wonnen begleitet. Aber ungleich größer und nachhaltiger ist sie, wenn die in Wahlgemeinschaft Geeinten von diesem Willen der Wesensverschmelzung durchdrungen sind. Haben beide den Sinn des Lebens, die Selbstschöpfung der Vollkommenheit erkannt, so bedeutet ihre Ehe die herrlichste Entfaltung ihrer Persönlichkeit. Eigenschaften, die sie in jahrelangem Mühen, im ernsten Ringen nicht überwinden konnten, erblassen durch das Vorbild des Erwählten wie durch Zauber. Göttliche Wesenszüge, die nur matt und sel-

* Siehe „Selbstschöpfung", Abschnitt „Von der Vielgestaltigkeit der Totenmasken".

** Siehe „Das Weib und seine Bestimmung, ein Beitrag zur Psychologie der Geschlechter".

ten das Handeln bestimmen durften, erstarken unter den segnenden Wünschen des Gatten zu siegreicher Kraft, und dies um so wunderbarer, je weniger ein ernüchternder Erzieherwille der Gatten dies geheimnisvolle Werden stört.

Wie aber läßt sich diese wunderbare Wirkung, die so unverhältnismäßig alle verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Einflüsse übersteigt, erklären?

Auch diese Frage müssen wir uns beantworten, wenn anders wir es begreifen wollen, weshalb solche Ehe Erfüllung des Menschen sein kann. Wieder gibt uns die Entwicklunggeschichte den Schlüssel zum Verständnis so tief einschneidender Einwirkungen der Minnenden aufeinander. Das Erbgut der einzelligen Vorwesen ist hier bezogen auf das Seelische am Werke (s. o.). Wir hörten ja, daß höherentwickelte Einzeller (z. B. Trichomonas intestinalis) vor der Verschmelzung (in Kopulation) alle die sinnreichen Anlagen der besseren Abwehr wieder aufgeben und die Urform ihrer Ahnen: die Amöbenform annehmen, ehe sie zu der feierlichen Wandlung der Verschmelzung schreiten. Die Menschenseele zeigt in dem Erleben der Minne ein verwandtes Verhalten auf seelischem Gebiete. Auch sie nimmt dem Erwählten gegenüber in Vorahnung und Erinnerung an die Stunden der Wonne die Urform der Kindesseele wieder an. Auch sie streift alle sinnreiche Vielgestaltigkeit, die der Kampf um das Dasein ihr gab, wieder ab, und steht vor dem Erwählten in mehr als einem Sinne kindhaft da.

Allen anderen Menschen gegenüber haben der ernste Daseinskampf und herbe Enttäuschung schon lange die Seele erhärtet, den Einflüssen abgeschlossen, dem Erwählten aber zeigt sie mit einem Male wieder die Weichheit (die „Plastizität") des Kindesalters. Diese weiche Bildsamkeit ist es, die den Blick der „Minnenden" so wunderbar verjüngt. Der seltsame Gegensatz dieser aufnahmewilligen Weichheit zu der an Starrheit grenzenden Verschlossenheit des Mannes und seiner an Härte grenzenden Herbheit hat etwas eigenartig Rührendes, bei dem Weibe wirkt sie mehr als gesteigerte Eigenart. Aber die kindhafte Bildsamkeit ist in Anbetracht der meist so unvollkommenen gegenseitigen Einflüsse auch erschütternd ernst zu nennen. Der Weise wird die unheimliche Gefahr, die das verjüngte Leuchten des Menschenauges birgt, nicht gering schätzen, und dennoch begrüßt er diesen Wandel. Nichts ist der Selbstschöpfung der Vollkommenheit so feindlich als das Erstarren der Seele im Zustande der Unvollkommenheit. Wie soll ein Höhenflug des Menschen noch möglich sein, wenn er unreife Vorurteile, traurige Verkenntnisse der Vernunft zu „Lebensgrundsätzen" erhoben hat und ihnen treu bleibt, ohne

sie je erneut zu überprüfen? Was will im Vergleich zu diesem über seine Vollkommenheit gefällten Todesurteil die schlimmste Fährnis der kindhaften Bildsamkeit bedeuten? Selbst wenn die Wahl eine unglückliche war, selbst wenn die Einflüsse noch so ungünstig sind, hat die Seele dennoch mehr Möglichkeit, den Höhenflug zur Vollkommenheit zu erleben, als in der vorzeitigen Erstarrung. Das ist die Ursache des ungeahnten Aufstieges, den sogar manche Seele erlebt, wenn sie sich aus unwürdiger Gemeinschaft befreite.

Die Rückkehr zur Urform der Kindesseele bedeutet aber auch um deswillen auf jeden Fall einen unendlichen Gewinn, weil jeder Mensch zunächst, von der Vernunft irregeleitet, auch abgesehen von den erzieherischen Einflüssen, eine beträchtliche Strecke des Weges abwärts zur Seelenverkümmerung schreitet. Ein Vergleich des Erwachsenen mit dem Kinde ergibt dies ohne weiteres. Nimmt er nun in der Wahlgemeinschaft die Urform wieder an, so muß dies in jedem Falle einem Aufstiege im Sinne der Genialität gleichkommen. Der seelenverkümmernde, eintönige Zweckdienst wird mit einem Male wieder unterbrochen. Wie in der Kindheit wird Zeit, wird Raum, wird Nutzen vergessen. Wieder wie einst gibt sich die Seele Träumereien hin und fragt nicht danach, ob die Vernunft sie „sinnlos" schilt. Das Sinnen und Sehnen nach dem Erwählten aber, das träumerische Zeitvergessen ist eine wohlgeeignete, breite Brücke zu dem göttlichen Erleben, welches erhaben ist über Zeit, Raum und Zweck und deshalb dem Daseinsstreiter von Jahr zu Jahr unvorstellbarer und unerreichbarer wird. Hat sich nun die Seele zum Kinde verjüngt, so steht sie ihm dennoch weit überlegen da, büßt sie doch nichts ein von dem Reichtum ihrer Erkenntnisse und Erfahrungen; dem Blendwerk der Erscheinung ist sie nicht mehr restlos verfallen. So aber wird sie geeignete Schöpferwerkstatt der Vollkommenheit!

Die weiche Bildsamkeit dem Erwählten gegenüber zeigt aber auch im Empfindungerleben kindhafte Empfänglichkeit. „Wie ein Herz ohne Haut" fühlt sie die zartesten Schwankungen der Empfindung. Jäh und tief sind Lust und Leid, die der Erwählte bereitet. Wie in frühster Kindheit sieht der Erwachsene sich plötzlich wieder in überschwänglicher Freude „himmelhoch jauchzend", und Augen, die seit Jahren die Träne in Trauer nicht mehr kannten, strömen über im Leid wie in fernster Kinderzeit. Diese Zartheit und zugleich Lebhaftigkeit des Empfindunglebens ist aber von unermeßlicher Bedeutung für den Höhenweg zur Vollkommenheit. Dies sei besonders nachdrücklich betont, weil unseliger Irrwahn das Erhabenwerden über Lust und Leid als Weg zur Vollendung lehrte. Auch diese Seelenfähigkeit trägt wie alles andere Erleben des

Bewußtseins das Doppelantlitz, kann den Menschen zum Seelentode und zur Vollkommenheit leiten. Der Vollendete erlebt Leid und Lust mit göttlicher Allgewalt, sofern sie in Einklang stehen mit dem Göttlichen. Die verkümmerte, dem Seelentode nahe Seele aber ist nurmehr fähig, Vergnügen und Mißvergnügen zu erleben. So ist tatsächlich das Matterwerden der Empfindung ein denkbar großes Hindernis zum Höhenfluge der Seele, und deshalb ist die kindhafte Lebhaftigkeit und Zartheit der Empfindung, wie die Wahlverschmelzung sie erwirkt, ein Weg zur Vollendung zu nennen, den der Mensch nur zu wählen braucht.

So wesentlich dies „Werden wie die Kinder" durch die Zaubermacht der Minne ist, so wird es an Bedeutung weit übertroffen durch die unmittelbare Erstarkung des göttlichen Willens zum Schönen, die sie in der Seele bewirkt. Der in aller Erscheinung des Weltalles offenbarte göttliche Wille bestimmt die Gestalt aller Lebwesen. Nur die Todesnot zwingt ihm Opfer, zwingt ihm „nützliche" Wandlungen ab. Niemals aber tritt dieser Wille zur Schönheit so deutlich in Erscheinung wie unter dem Zauberstabe der Minne (s. o.). Ob nun der Fisch sein farbiges Hochzeitsgewand anlegt, obwohl sein Auge diese Pracht nicht wahrnehmen kann, oder ob das Vogelmännchen das Hochzeitsnest für seine Erwählte mit bunten Steinchen schmückt, die sie sehr wohl zu bewundern weiß, ob die Nachtigall die Sehnsucht dieses Willens in Harmonien bannt und im Liede ertönen läßt, oder ob der Mensch sein Sehnen, Hoffen und Leiden in Worte, Töne oder Bilder faßt und sich selbst in Liebe verschönert (s. o.), immer ist es eine herrliche Offenbarung des göttlichen Willens zur Schönheit, der in innigster Verwebung mit dem Willen zur Wahlverschmelzung steht und deshalb mit ihm erstarkt. Da nun aber dieser göttliche Wille, der die Seelenfähigkeit der Wahrnehmung* überstrahlt, ebenso wichtig für die Schöpfung der Vollkommenheit in der Menschenseele ist wie die übrigen göttlichen Strahlen, welche die Fähigkeiten des Bewußtseins erleuchten, so zeigt sich die göttliche Weihe der Wahlverschmelzung hier in innigstem Zusammenhang mit dem heiligen Sinn unseres Seins.

Wenn wir endlich die Wege zur Vollkommenheit betrachten, so lernen wir einen von den Menschen gerade in der höchsten Wahlverschmelzung oft so sehr verkannten wunderbaren Sinn, den sie erfüllt, kennen. Er erweist deutlich ihre Überlegenheit über die Askese. In der Einsamkeit wächst der Geniale zur Vollendung. Im Zwiegespräche mit dem Göttlichen in seiner eignen Brust erwacht ihm die Kraft zur steten, nie mehr

* Siehe „Triumph des Unsterblichkeitwillens". Kapitel „Unsterblichkeitwille und Genialität", „Darwinismus und Entwicklunggeschichte".

wankenden Gottgemeinschaft, also zum dauernden Leben auf der Seelenstufe des Überbewußtseins. Die seelische Gelassenheit, die solche Einsamkeit des Menschen erst wahrhaft fruchtbar macht, ist ihm selten oder oft erst im Greisenalter vergönnt, wenn sein Wille zur Wahlverschmelzung nicht Erfüllung gefunden hat. Ist er aber in wahrhaft genialer Ehe auf das köstlichste gestillt, so kann die Sehnsucht nach Einsamkeit in ungehemmter Kraft in der Seele erwachen. Der Mönch, der unerfüllt in die Wüste flieht, um dort seinem Gotte ungestört zu leben, ahnt nichts von der starken Bewußtheit des Einsamkeitwillens, wie die Stunden der höchsten Erfüllung in der Ehe sie in jedem gottwachen Menschen auslösen. So erwacht auch allen schöpferischen Menschen gerade in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft immer wieder neu die Schöpferkraft, denn wahres Schaffen ist ja immer einsame Gottgemeinschaft. Der Schöpferwille wiederum läßt, sofern er erfüllt ist, den Willen zur Wahlverschmelzung erstarken und Gemeinschaft suchen. Gerade diese Wechselwirkung, die bei den schöpferischen Menschen am deutlichsten hervortritt, läßt alle jene, die da glauben, Ehe sei ein ununterbrochenes Aneinanderhaften, irrig wähnen, daß Schaffende untauglich zur Ehe seien. In Wahrheit sind sie diejenigen, die allen nichtschaffenden, genialen Menschen die Lehre geben, daß eine Ehe, die Erfüllung sein will, Einsamkeit und Zweisamkeit schenken muß. Die meisten Menschen, die um der Wahlverschmelzung willen den Einsamkeitswillen unterdrücken, kranken in entgegengesetzter Weise an dem gleichen Leid wie der Asket, der nur seinem Einsamkeitwillen Folge gab.

Doch eine solche Ehe ist noch in weit berechtigterem Grade als das Leben selbst eine hohe Kunst zu nennen. Nichts ist verhängnisvoller als der Wahn, man könne auf der Minne selbst „hausen" im blinden Vertrauen auf die innige Verwebung der Seelen, als ob sie dafür bürgte, daß solche Minne nicht zu verletzen sei. Nichts ist nötiger als ein starkes, künstlerisches Gestaltenwollen der Ehe bei beiden Gatten. Wenn schon die Klippen des Gegensatzes der Geschlechter Allen drohen, so sind sie in weit höherem Maße den schöpferischen Menschen gefahrvoll und machen manche Ehe zu einem Martyrium. Der Tausch der Wonnen wird mit Recht als Erwecker der Schaffenskraft gefeiert, doch ist es ebenso gerechtfertigt, von einer gegenteiligen Wechselwirkung zu reden, die sich ganz besonders in der Dauergemeinschaft bemerkbar macht, und zwar für jedes Geschlecht in artanderer Weise. Die Mutterschaft mit ihrer starken Inanspruchnahme der ganzen Seele, die an sich schon das Minneglück der Gatten erheblich gefährden kann, hat bei aller reichen Erfüllung, die sie spendet, für die schöpferisch begabte Frau eine ernste Wir-

kung, sie macht sie zunächst unschöpferisch. Nicht in dem so sehr irrigen Sinne, den sich des Mannes Herrscherwille erdachte, als sei der Schöpferwille beim Weibe ein „mißverstandener Muttertrieb" und würde durch die Mutterschaft gestillt. Aber die seelische und körperliche Inanspruchnahme durch die Mutterschaft erheischt zum mindesten über Jahrzehnte das Opfer des Schaffens, welches in gar mancher Frauenseele weher wundet, als die Umwelt je ahnt. Daher ist es gut, daß gerade die gottwache schöpferische Frau das Mutterglück um einige Stufen tiefer zu erleben vermag als andere. Wenn nun den Jahrzehnten des Opfers nicht kraftvolles Schaffen folgen kann, wenn sogar der Mann die Notwendigkeit desselben verkennt und mit bestem Gewissen dem Weibe hierin Fesseln anlegt, so kann die Ehe Seelenverkümmerung statt „Erfüllung" bringen. Im Gegensatz zu dieser hemmenden Wirkung der Mutterschaft auf die Schöpferkraft des Weibes erlebt sie andererseits eine Harmonie des Schöpferwillens mit der Beglückung, wie sie dem Manne nie vergönnt ist. Da diese nicht wie bei dem männlichen Geschlecht verbunden ist mit der Spende von Millionen wertvoller Keimzellen, so erlebt die Frau nicht Erschlaffung der Schöpferkräfte, sondern nur erhöhte Frische zum Schaffen und kann jenseits der Mutterschaftsjahre Jahrzehnte hindurch Einklang der beiden Willen erleben. So ist die Ehe als solche niemals für sie eine Fährnis der schöpferischen Entfaltung, zumal die Mutterschaftsjahre vor der Zeit der schöpferischen Reife liegen, sondern fordert nur zunächst eine ausschließliche Hingabe an die Mutterschaft, eine Forderung, die jede Frau, die in ihrem Weibtum nicht verkümmert ist, willig diesem großen Glücke bringt.

Ganz anderer Art sind die Klippen und Fährnisse des Mannes. Auch er erlebt die Höchstentfaltung seiner Schöpferkraft nicht durch die Askese, sondern durch die Beglückung. Je inniger aber die seelische Verschmelzung der Gatten, um so wacher bleibt der Wunsch, Wonnen zu tauschen, und nun droht ihm die Gefahr, durch die Beglückung seine Schöpferkraft zu schwächen. Sein ganzes Leben hindurch kann dieser Zwiespalt zwischen Schöpferwille und Wille zur Wahlverschmelzung währen, denn innerhalb gewisser Grenzen gilt für ihn das Gesetz der Steigerung seiner Schaffenskraft durch die Beherrschung des Willens zur Beglückung. Statt eines vollständigen Opfers während der ersten Jahrzehnte und darauffolgender Jahre vollster Erfüllung erlebt er also einen Kampf beider Willen bis in das Alter hinein, und nur wenigen gelingt es hier, weise zu leiten. Hieraus erklärt sich aber auch, wie wichtig die Einsicht des Weibes und wie wesentlich die Erfüllung des Einsamkeitswillens gerade für den schöpferisch begabten Mann ist. Wie oft wird eine hohe

Wahlverschmelzung dadurch bedroht, daß der Mann sich Jahre hindurch dem Willen zur Wahlverschmelzung restlos hingibt, den Willen zum Schaffen verdrängt, bis dieser sich bitter dafür rächt!

Die Wahlverschmelzung in hoher Minne, die jeder gottwachen Seele ein mögliches Erleben ist, zeigt sich also um so reicher in ihrer entfaltenden Kraft auf die Seelen der Gatten, je reicher das seelische Erleben derselben an sich ist. Der Wahn, als seien die schöpferisch Begabten es ihrem Schaffen schuldig, sich von solchem Erleben auszuschließen, zu „entsagen", auf leblange Einehe zu verzichten ist eine aus enttäuschenden Wahlen entstandene irrige „Erfahrung", die das Leben vieler Großen überschattet hat.

Das Hochziel der Wahlverschmelzung in Einehe, geweiht von Minne, ist der unentbehrliche Hort, der vor leichtfertiger Wahl hüten kann. Unentbehrlich ist er, denn über der Einehe steht das grausame Gesetz: Führt sie nicht zur Höhe, so führt sie zur Verkümmerung. Ist sie keine „gute", so ist sie unweigerlich eine „schlechte". Es gibt keine einzige Ehe, in der sich die Gatten rühmen können, sie seien „die gleichen" geblieben in ihrer Gemeinschaft. Der gottwachere, genialere der Gatten aber ist am meisten gefährdet. Paart sich ein hochstehender Mensch einem engeren Geiste, einem wenn auch harmlosen „unbedeutenden" Wesen, so wird er auf die Dauer diese enge Seele nicht in seine Höhenluft heben können, denn sie kann nicht fliegen. Wohl aber zieht das kleine Seelchen täglich, ja stündlich in stiller geräuschloser Kleinarbeit die große Seele hinab in ihre Moderluft, und gar bald zeigen sich die Wunden und Narben. Zunächst sind es kleine Schürfungen, aber allmählich tiefe schwere Verletzungen. Der Durchschnittsmensch aber poltert, wenn er sich dem Vollkommenen vermählt, vor dessen Augen in den Abgrund (s. Selbstschöpfung). So ziemt es uns neben der Wahlverschmelzung in hoher Minne für das ganze Leben die geniale Wahlentsagung (Askese) zu preisen. Niemals, auch nicht „um der Kinder willen" darf der gottwache Mensch Wonnen tauschen mit einem Menschen, der ihn seelisch herabzerrt, denn nur diese Art der Gemeinschaft, nicht das gemeinsame Heim, hat die wandelnde Macht. Hat er nicht die Kraft zur Entsagung solcher Beglückung gegenüber, so mag er sein Heimweh zu den Höhen in seiner Seele tilgen, denn sein Lebensweg wird ihn nie dorthin führen! Jahre und Jahr schreitet er ununterbrochen bergab. Mag sein, daß ihn der Tod schon erreicht, wenn er auf der Talsohle angelangt ist, mag sein, daß er noch Jahrzehnte hindurch, vom Tageslicht für immer getrennt, unter der Erde bei den Gnomen haust, mit ihnen geschäftig Schächte gräbt, hinab, immer tiefer hinab!